

Redakcja tomu / Herausgeber
Grażyna Łopuszańska
unter Mitwirkung von *Doris Wilma*

Recenzenci / Gutachter
Andrzej Kątny, Mariola Wierzbicka, Marian Szczodrowski

Korekta / Korrektur
Doris Wilma

Projekt okładki i stron tytułowych / Umschlag- und Titelseitengestaltung
Andrzej Taranek

Skład i opracowanie typograficzne / Umschlag- und typographische Gestaltung
Marek Smoliński

Sfinansowane ze środków Konsulatu Generalnego Republiki Federalnej Niemiec
w Gdańsku / Finanziert aus Mitteln des Generalkonsulats der Bundesrepublik
Deutschland in Danzig

Adres redakcji / Anschrift der Redaktion
prof. dr Grażyna Łopuszańska
ul. Wita Stwosza 55
Pl – 80-952 Gdańsk
e-mail: filgl@univ.gda.pl

© Copyright by Instytut Filologii Germańskiej
© Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, 2010

ISSN 12330-6045
ISBN 78-83-7326-746-6

Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego
81-824 Sopot, ul. Armii Krajowej 119/121, tel./fax: (58) 523-11-37
<http://wyd.bg.univ.gda.pl>; e-mail: wyd@ug.gda.pl

Inhaltsverzeichnis

Vorwort (*Grażyna Łopuszańska*). 9

SPRACHKONTAKTE

Ewa Cwanek-Florek

Das Bild der multikulturellen, multiethnischen Habsburger Metropole auf Grund
der Lexik: „Das alte Wienerisch. Ein kulturgeschichtliches Wörterbuch“ 15

Felicja Księżyk

Sprach- und Kulturenkontakt in der deutschen Sprachinsel Kostenthal im Spiegel
der Eheschließungen 25

Daniela Pelka

Die deutsche Sprache in Oberschlesien heute 37

Marcin Michoń

Die Lodzer Deutschen und ihre Identität in der Zeit 1863–1915 am Beispiel
der *Lodzer Zeitung* 49

Beata Mikołajczyk

Aus dem Deutschen entlehnte Personenbezeichnungen im Stadtdialekt Posens
als Kulturerbe der deutsch-polnischen Sprachkontakte in Großpolen 59

Jarosław Bogacki

Die „Schlesischen Provinzialblätter“ als Informationsquelle über
die Sprachverhältnisse im preußischen Schlesien 67

Edyta Grotek

Rettet meine Mutter-Sprache! Die Mundart um Przytyk (Zentralpolen)
als Erbe im Grenzgebiet 75

Józef Jarosz

Zwischen Konvention und Originalität: zur Grabsteinepigraphik auf dem
Alten Jüdischen Friedhof in Breslau 85

Danuta Olszewska

Über Heimatgefühle aus der Perspektive der ehemaligen Danziger 97

INTERKULTURELLE KOMMUNIKATION

- Adam Szeluga
 Zum Faktor „Kultur“ im sprachlichen Verarbeitungsprozess. Kognitive
 Perspektive 109
- Sylwia Firyn
 Zur Sprache der analogen Werbespots im Deutschen und Polnischen
 – ein Beitrag zur interkulturellen Kommunikation 117
- Magdalena Bielenia-Grajewska
 Mehrsprachigkeit und Multikulturalität der Firmenkommunikation. Fremdwörter
 im Bankwesendiskurs 127
- Iwona Bartoszewicz
 Lexikalische Merkmale der politischen Kommunikation am Beispiel
 des politischen Schlagwortes „Brücken bauen“ 135
- Józef Wiktorowicz
 Die sprachliche Kategorisierung der Welt. Ihre Widerspiegelung in den Texten
 des 18. und 19. Jahrhunderts. 145
- Małgorzata Sieradzka
 Dialektale und regionale Lexik als Stilmittel und Übersetzungsproblem
 – exemplifiziert an ausgewählten Prosatexten von Günter Grass und ihrer
 Übertragung ins Polnische 155
- Roman Opiłowski
 Wie viel Bildlichkeit steckt in der Schriftlichkeit? Zur formalen und funktionalen
 Kreativität in der Werbetypographie 165

LITERATUR UND KUNST ALS KULTURTRANSFER

- Barbara Widawska
 Zum deutsch-polnischen Kulturtransfer im Lichte des Nachlasses
 von Heinrich Nitschmann 175
- Lech Kolago
 Literatur-Musik-Beziehungen als Grenzgebiet der Künste oder über
 die „Todesfuge“ von Paul Celan 183

Piotr Kociumbas	
Das Multikulturelle an der Mottlau. Zum Phänomen der Gelegenheitskantate im Danzig des 18. Jh.	193
Katarzyna Grzywka	
„... viel mehr als all die dunklen Wälder und die kristallinen Seen...“ Zu Petra Reskis Ostpreußenbild	201
Katarzyna Nowakowska	
Literarisches Schaffen der vertriebenen Autoren für eine gemeinsame Zukunft . . .	213
Joanna Godlewicz-Adamiec	
Rüdiger von Bechelaren in der polnischen und in der deutschen Literatur des Mittelalters	221
Waldemar Jagodziński	
Zwischen Wissen und Unterhaltung – das Sachbuch als (nicht nur) literaturwissenschaftliches Phänomen	231
Agnieszka K. Haas	
Philosophie ins Gewand der Dichtung gehüllt. Zur Übertragung eines Turmgedichtes von Friedrich Hölderlin ins Polnische	241
Grażyna Barbara Szewczyk	
Intertextualität und Sinnstiftung. Die Übersetzungen der Prosa von Jelinek ins Polnische	249
Ewelina Michta	
Zum Motiv des Essens und Trinkens am Beispiel des Briefwechsels von Thomas Mann	259
SPRACHE UND DIDAKTIK	
Mariola Wierzbicka	
Kontextbedingte Verwendungsweisen von Vergangenheitstempora: Perfekt und Präteritum im Deutschen	269
Marta Radojewska	
Zum Aufbau der linken Positionsklammer bei Spannäußerungen und Infinitivkonstruktionen	277

Hanna Biaduń-Grabarek/Józef Grabarek

Der Fremdsprachenunterricht in polnischen Schulen am Beispiel der Stadt Thorn
– der heutige Stand und die Präferenzen der Schüler 287

Marek Perlikiewicz

Zur Rolle der Literaturverfilmungen und Filmadaptionen im Studium
der Germanistik 299

Robert Małecki

Radek Knapps *Gebrauchsanweisung für Polen*. Ein etwas anderer Reiseführer . . . 311

Vorwort

Sprache und Kultur sind unser gemeinsames Erbe. Sollte man bei der Formulierung eines solchen Postulats nicht provokatorisch danach fragen, ob es sich denn lohne, diese - doch demnach tote- Vergangenheit überhaupt zu berücksichtigen, woraufhin jedoch sofort die nötige Reflexion einsetzt, also ein Rückbesinnen darauf, dass wir alle – vorausgesetzt die Gegenwart ist nur ein vergänglicher Augenblick – beim Erstellen von Strategien im Ringen um die Zukunft auf die Erfahrungen der Vergangenheit angewiesen sind. Dennoch ist für uns die Gegenwart zweifelsohne wichtiger als die Vergangenheit. Es ist ein schier aussichtsloses Unterfangen, einen Blick in die Zukunft wagen zu wollen, ohne dabei auf die Vergangenheit zurückzugreifen, geht doch schon allein aus der Definition der Zukunft deren virtueller Wert hervor, wogegen das Heute einen sich unablässig wandelnden Wert darstellt und seine Definition daher kaum möglich scheint. Alle unsere Pläne und unser gesamtes Tun stützen sich auf Erinnerungen und die Bewertung der Vergangenheit, ist die Gegenwart doch das Produkt des mühevollen Strebens vergangener Generationen.

Ethnische Zugehörigkeit ist heute, so wie einst, eine sich auf die materielle Kultur stützende, lebendige Triebkraft, wobei ihre mutmaßliche Legitimierung nicht selten in destruktive Folgen mündet.

Die Ursachen für die vom Ende des 18. Jahrhunderts an so beharrlich angestrebte Abgrenzung ethnischer Gemeinschaften sowie die Schaffung von unabhängigen Völkerstaaten sind in der fortschreitenden Entwicklung des intellektuellen Bewusstseins aller Gesellschaftsschichten zu suchen. An der Schwelle zum 19. Jahrhundert bezeichneten die von den Wogen der französischen Revolution mitgerissenen deutschen Romantiker jene Epoche als Sturm- und Drang-Zeit der Völker Europas, die immer eindringlicher auf einer Anerkennung ihrer Identität beharrten. Dieser spontane gesellschaftliche Auftrag trug entschieden zu einer – von der Sprachwissenschaft angeführten – Entwicklung der verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen bei. Als Reaktion auf die Forschungsperspektive des anthropologischen Evolutionismus taucht im Zuge des Romantismus eine, methodologisch gesehen, kulturhistorisch orientierte Richtung auf.

Die historische Ausrichtung auf die Erforschung konkreter Kulturen und die Konzentration der Sprachwissenschaft auf diachronische Untersuchungen gingen mit Bemühungen einher, die Identität der in der Vergangenheit die betreffenden Gebiete bewohnenden Gemeinschaften zu erstellen und auf diese Weise die Autochthonie ihrer heutigen Bewohner zu belegen. Die Überzeugung, dass die jeweilige Gemeinschaft seit Langem ein bestimmtes Gebiet bewohnt, erhärtete gleichzeitig

die Überzeugung von deren natürlicher Verbundenheit mit diesem Gebiet. Davon ausgehend hat keinerlei von außen kommende Gemeinschaft das Recht -es sei denn mit Gewalt im Zuge von Expansion- auf den Ort, mit dem wir seit ewigen Zeiten untrennbar verbunden sind, Anspruch zu erheben.

Diese Haltung ist das Ergebnis der Herausbildung von Geschichts- und Sprachwissenschaft, die sich, als romantische Wissenschaften, dem Geist des Positivismus, insbesondere aber des Kulturevolutionismus, verschrieben haben, der den ethnischen Aspekt von durch das Anwachsen des patriotisch und mitunter unbemerkt in Chauvinismus übergehenden Nationalbewusstseins geprägten Untersuchungen erbt. In diesem Zusammenhang beginnen Geschichts- und Sprachwissenschaft, neben ihrer wissenschaftlichen Funktion, diachron die Rolle von Komponenten zu übernehmen, die das Recht auf die Heimaterde, d.h. auf das bewohnte Gebiet, zu begründen haben.

Beim Ausbau und der Festigung des Nationalbewusstseins kommt der Wissenschaft eine Schlüsselrolle zu, die darin besteht, das Volk in seinen diesbezüglichen Bestrebungen zu bestätigen. Die Aufgabe der Geschichtswissenschaft besteht hingegen darin, in diesem Prozess, in engem Zusammenwirken mit Historiographie, Sprachwissenschaft, Literatur und Ethnologie, die Rolle der mythologischen Vergangenheit der Slawen, Germanen und romanischen Völker ins Bewusstsein zurückzurufen. Jenes Zugehörigkeitsgefühl bezüglich eines bestimmten, als sprachliche, historische und kulturelle Gemeinschaft verstandenen Volkes war in der Vergangenheit entweder im Kampf gegen partikularistische Bestrebungen kleinerer staatlicher Organismen ausgenutzt worden und fruchtete nicht selten in imperialem Kulturexpansionismus oder diente zur Verteidigung von im weitesten Sinne verstandenen nationalen Interessen. Eine derartige wertende Ausrichtung nimmt auf die Rechtfertigung der Anfänge von Volk und Staatlichkeit der Polen, Tschechen, Litauer und vieler anderer europäischer Völker Bezug.

Mit der Entstehung der modernen Gesellschaft kam es gleichzeitig auch zu einer Festigung des Volkszugehörigkeitsdenkens. Aus dem 19. und 20. Jahrhundert stammende und im Rahmen des staatlichen Bildungsmonopols entstandene Lehrpläne legten ihr Hauptaugenmerk auf den Geschichtsunterricht, womit natürlich die rühmliche Geschichte des eigenen Volkes gemeint war. Unser Erbe ist aber auch reich an Meisterwerken, hervorragenden geistigen Denkmälern wie auch an ungeheuerlicher Niedertracht und Verbrechen. Erstere sind das Werk hervorragender Persönlichkeiten - Letztere waren das Ergebnis von Massenerschütterungen.

Wie gelingt es uns nun im Kontext des heutigen Tages, einen möglichst objektiven Blick zu wahren? Dies müsste wohl eine Betrachtungsweise sein, die alle Kulturerscheinungen als Spross aus ein und demselben, in der fernen Vergangenheit verwurzelten Stamm ansieht. Nur dann sind wir in der Lage, die bodenständige Verbundenheit aller Kulturen zu verstehen und ihren Wert wie auch ihren Beitrag, den sie als unabhängiges Experiment zum gesellschaftlichen Leben leisten, zu schätzen.

Heute -in einer Zeit der Spannungen und Unruhen- kann eine diachronische Betrachtung der Entwicklung von Gemeinschaften und Ethnika in Europa, die durch das Prisma von Kulturfakten erfolgt, zu denen auch ethnische und nationale Sprachen gehören, den jeweiligen Gemeinschaften dabei helfen, eine im Sinne eines gegenseitigen Kulturverständnisses verstandene gemeinsame Sprache zu finden. Der von lokalen Gruppen geschaffene Reichtum an Kulturvorbildern ist keinesfalls eine Vielzahl von vielfältigen Formen, sondern ein Fragment der offen vor uns stehenden Zukunft in Gestalt einer schier unüberschaubaren Menge an Offenbarungen des Menschen, der beim Schaffen einer bestimmten Form seiner Existenz jedoch keine volle Befriedigung empfindet. Der Mensch wird bei seiner Entwicklung nie nach Endgültigkeit streben, sondern befindet sich in einem ewigen Werden. Aus dem Bewusstsein einer gemeinsamen Stadt, einer gemeinsamen Region, gemeinsamer Schicksale und einer gemeinsamen Kultur heraus erwächst Willen und moralische Stärke.

In diesem Zusammenhang leistet die verschiedenartige Thematik des vorliegenden Buches, das jenes gemeinsam geschaffene Kulturerbe zum Gegenstand hat, einen Beitrag zur Vertiefung von mit dem kulturellen Status der modernen menschlichen Gesellschaft verbundenen Fragen, äußert sich doch die „Menschlichkeit“ des Menschen in der Eigentümlichkeit des Teilens kultureller Traditionen, als von, von Generation zu Generation weitergegebenen Verhaltensweisen, Bräuchen und Sitten, Anschauungen und Informationen.

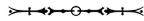
Gdańsk 2010

*Grażyna Łopuszańska
Doris Wilma*

SPRACHKONTAKTE



Ewa Cwanek-Florek



Das Bild der multikulturellen, multiethnischen Habsburger Metropole auf Grund der Lexik: „Das alte Wienerisch. Ein kulturgeschichtliches Wörterbuch“

Einleitung

Wien war Jahrhunderte lang die Hauptstadt eines Vielvölkerstaates – die multiethnische Monarchie der Habsburger vereinigte innerhalb ihrer komplizierten Geschichte sogar bis zu 14 Nationen. Jede von ihnen bereicherte den österreichischen Staat um die eigene Sprache und eigene Kultur. Der Glanz Wiens, als einer Stadt breit verstandener Kultur, sowie die Möglichkeit der Verbesserung der eigenen ökonomischen Lage zogen sowohl begabteste Persönlichkeiten aus der ganzen Monarchie als auch die Bevölkerung aus ärmeren Teilen des Staates heran. Infolgedessen wurde diese Kaiserstadt einige Jahrhunderte lang zum Schmelztiegel der verschiedenen Sprachen und Kulturen (vgl. Beyerl / Hirtner / Jatzek (2007:9 ff.), Wintersberger / Artmann (1995:3 ff.), Ebner (1998:6 ff.), Grüner / Sedlaczek (2003:5 ff.), Sedlaczek (2004:7 ff.), Szastak (2004:51 ff.)), die ihre Spuren u.a. in der Lexik der dortigen Mundart hinterlassen haben¹. Einer der Versuche der Klassifikation ihres Wortschatzes² ist das Werk Mauriz Schusters³ „Das

¹ Das Gebiet der Verwendung dieser Mundart charakterisiert die bekannte Forscherin des Wiener Dialektes Univ.-Prof. Maria Hornung mit folgenden Worten: „Der Raum, in dem Wiener Mundart gesprochen wird, ist sehr ausgedehnt: er reicht von ebenerdigen Erdberger Fuhrwerksbetrieben mit ihren einstigen Pferdeställen und Futterschuppen über die weitläufigen Vorstädte mit Arbeiter- und Villenvierteln zu den vornehm verschlossenen Palästen, die einstmals vom Adel der österreichisch-ungarischen Monarchie bewohnt waren; er reicht aber auch zu den Weinhauerhäusern z.B. am Westrand der Stadt, an dem sich beim Heurigen abends viele Stelldichtein gaben, einstige Aristokraten, hohe Beamte, Wissenschaftler, Angestellte, Geschäftsleute und Arbeiter, Fremde und Einheimische“ (Hornung 2002:9).

² Die anderen gegenwärtigen Wörterbücher der Wiener Mundart sind: Hornung / Grüner (2002) mit 16 000 Stichwörtern; Teuschl (1994) mit 6 000 Lemmata und Wehle (1980) mit 4 000 Stichwörtern.

³ Mauriz Schuster (1879–1952) war Universitätsprofessor für klassische Philologie. Die erste Auflage dieses Wörterbuches erschien 1951. 1996 erschien eine erweiterte Auflage, die die „Sprachelehre der Wiener Mundart“ von Hans Schikola enthält.

alte Wienerisch. Ein kulturgeschichtliches Wörterbuch“. Der Autor selbst charakterisiert seine Veröffentlichung als eine „Darstellung der Wiener Mundart“ (1996:7) und ein „Wörterbuch des Altwienerischen“ (ebd., S. 9). An dieser Stelle ist zu bemerken, dass obwohl es sich bei den Nachschlagwerken um objektive Informationsspeicher handelt (vgl. Haß-Zumkehr 2001:9), jedes Wörterbuch gewissermaßen ein „Sittengemälde der jeweiligen Zeit“ (vgl. ebd.) ist. Die Ursache dafür bildet die Tatsache, dass jede Veröffentlichung dieser Art immer eine größere oder geringere Gebundenheit an das Weltbild des Lexikografen aufweist – besonders was den Inhalt betrifft, der über die „nackten“ Informationen hinausgeht (ebd., S. 13). Durch die Auswahl bestimmter Stichwörter unterstreicht jeder Autor in seinem Werk den Rang dieser semantischen Gruppen, die – in Übereinstimmung mit seiner Vorstellungen von der Welt, der Gesellschaft, der jeweiligen Wirklichkeit u.s.w. – die Ganzheit des gegebenen Bereiches am besten darstellen (ebd., S. 11–12). So muss es auch der Fall bei Mauriz Schuster sein. Das in seinem Wörterbuch dargestellte Material, mit dessen Hilfe Lemmata erläutert werden, ist um so wertvoller, denn es ist – wie es scheint – keine Kompilation anderer vorhandenen Wörterbücher, sondern ein Abbild der eigenen Sprach- und Kulturkompetenz des Lexikografen, „verbunden mit einem Charme, aus dem die ganze Liebe des Menschen Mauriz Schuster zu seinem alten Wien spricht“ (Schuster/Schikola 1996:8). Die große Zahl der von Schuster gesammelten Stichwörter stellt ein wertvolles Erbe der Elemente sowohl der österreichischen Kultur, als auch der Kultur dieser Völker dar, die im Verlauf der Jahrhunderte die Habsburger Monarchie bildeten. Diese Begriffe sind zusammen mit dem Zerfall von Österreich-Ungarn – dem Staat, der für den Autor das Symbol für die „guten, alten Zeiten“ war – verschwunden. Insofern ist der österreichische Wortschatz um Bezeichnungen, die das bunte Bild des alten, multikulturellen und multiethnischen Wiens wiedergeben, verarmt worden.

Da eine vollständige Analyse aller Stichwörter des besprochenen Wörterbuchs über den Rahmen des Artikels hinausgeht, wird weiter ausschließlich ein geringer Ausschnitt aller Lemmata untersucht, nämlich die Substantive. Im Zusammenhang mit der Tatsache, dass dieses Gebiet ebenso einen zu großen Raum für die Grenzen des folgenden Artikels lässt, wird mein Interesse auf den ersten Teil aller Stichwörter (von A bis M, 311 Einheiten) eingeeengt, die jedoch für das ganze Werk repräsentativ zu sein scheinen. Um das Bild Wiens der Epoche *Fin de siècle* auf diese Art und Weise besser darstellen zu können, wird die Lexik thematisch in einige semantische Gruppen aufgeteilt. Die Stichwörter können in jeweiligen semantischen Gruppen mehr als einmal auftreten, wenn das Lemma mehr als eine Bedeutung aufweist.

Mauriz Schusters Bild des multikulturellen, multiethnischen Wiens

M. Schuster versetzt den Leser seines Wörterbuches in eine Welt, die nicht mehr da ist. Die Analyse der Bedeutung der Lemmata seines Nachschlagwerkes lässt auf den ersten Blick den Schluss ziehen, dass der Autor die Aufmerksamkeit der Leser

im bunten Bild des alten Wiens aus seiner Kindheit und Jugendzeit vor allem auf zahlreiche Besonderheiten der damaligen Kaiserstadt lenkt. Die erste umfangreiche Gruppe der Stichwörter dieser Art spiegelt das Bild der Metropole selbst und ihrer Umgebung wider⁴. Besonders interessant sind diese Lemmata, die die bestimmte Gegend mit Hilfe von ausschließlich für sie typischen Merkmalen beschreiben. Die Funktion der charakterisierenden Kennzeichen konnten beispielsweise die Beschäftigungsbezeichnungen der dortigen Bewohner erfüllen⁵ oder sogar die Familiennamen von bekannten Persönlichkeiten⁶. Eine weitere Gruppe von mundartlichen

⁴ Die von M. Schuster genannten nur für diese Donaustadt charakteristischen Objekte, die die wienerische Atmosphäre der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts zum Ausdruck bringen, sind: *Aquarium* s. – ein kleiner Tiergarten, namentlich für Wassertiere und Amphibien, den Direktor Brehm leitete; *Äsch'n-märk* m. – eigentlich Aschenmarkt, die ursprüngliche Bezeichnung des späteren Naschmarkts an der Grenze zum 5. und 6. Bezirk; *Austria-hotel* – (Gauenersprache) Polizeidirektion; *Erbsien-haus* – ein ehemaliges Armenversorgungshaus (an der Landstraße); *Es(e)ls-stiag'n* f. – Eselsstiege. Diesen Namen führte nach der Bergtreppe in Hernals auch die Eisenbahnbrücke in Ottakring (Degengasse). Der Volksmund wusste von diesen Stiegen Wundersames zu vermelden: wer deren erste oder letzte Stufe betritt, wird ein Esel; *Herrgott, blauer* – (scherz.-iron.) Bezeichnung eines einstigen Wiener Versorgungshauses: seine Insassen sind bereits dem Jenseits (der blauen Himmelswohnung des Herrgotts) nahe; *Lina* f. – Linie: die einstigen Wiener Linienwälle, an deren Stelle der heutige Gürtel getreten ist, hießen ehemals *die Lina*, sowie *Lina-wäll* m. – der einst um die Wiener Vorstädte gezogene äußere Befestigungsgürtel Wiens, eigentlich die Linienwälle. Ein Paar weitere Bezeichnungen sind ebenso eng mit der Topographie des alten Wiens verbunden: *Berndl-Kolonie* – (scherz.) jenes Gebiet des späteren „Strandbades“ Gänsehäufel, wo der Naturheiler F. Berndl seine ersten Sonnenanbeter um sich versammelte; *Feuerwerks-wies'n* f. – zur Linken der heutigen Ausstellungsstraße, die früher „Feuerwerksallee“ hieß, breitete sich die große Feuerwerkswiese aus; *Gimpl-ins'l* – ein Teil von Rudolfsheim, südlich der Sechshausenstraße; *Glaß'i* f. – das Glacis (Vorgelände) Altwiens; an die Stelle der alten Festungswälle und des Glacis traten im neuen Wien die Ringstraße und der Kai, sowie *Hex'n-tänz* – (scherz.) ehemalige Bezeichnung des kleinen Platzes bei der Abzweigung des Skodagasse von der Alser Straße. Außerdem zu erwähnen sind die mundartlichen Lemmata für verschiedenste Lokale: *Löchl* – eine stadtbekannteste Metstube in der Ertlgasse; *Mehlgruab'n* f. – Name eines einstigen Gasthofs auf dem Neuen Markt; *Met-häus'l* n. – Metschenke. Besonders bekannt, aber auch übel bekundet war das Metschenke im alten Würstelprater. Alles umgeben von der schönen, blauen *Dānau / Dāna*.

⁵ *Brilliant'n-grund* – der 7. Wiener Bezirk: hergeleitet von gut prosperierenden Seidenwerkstätten zu josefinischen Zeiten; *Ganserl-berg* – Scherzbezeichnung des Hügelzugs zwischen dem 17. und dem 18. Bezirk Wiens. Die früheren schlichten Vorstadtbewohner dieser Gegend hielten sich vielfach Geflügel; *Jäger-zeil-n* f. – der frühere Name des unteren Teils der heutigen Praterstraße: Maximilian II., der in den Praterauen zu jagen pflegte, ließ auf dem Gelände der späteren Jägerzeile für seine Jäger 18 Wohnhäuser in einer Zeile (Gasse) errichten.

⁶ *Lueger-viert'l* n. – Teilgebiet des 3. Wiener Gemeindebezirks: mit Bezug auf die einstige Privatwohnung des Bürgermeisters K. Lueger.

Die mundartlichen Stichwörter, die die Umgebung der Stadt bezeichnen, sind: *Äff'n-türkei* – (spött.) Wiener Vorortgebiet, namentlich die Brigittenau; *Bandl-krämer-landl* – die Heimat der Bandlkrämer: das Waldviertel in NÖ; *Hunds-turn* m. – Hundsturm, einstens eine Wiener Vorstadt; *Kledering* – Kledering, Ortschaft bei Schwechat (NÖ); *Kräwät'n-dörfl* n. – scherz.-geringschätzige Bezeichnung der einstigen Wiener Vorstadt Spittelberg: Das Wort sollte anzeigen, dass die dortigen Wohngelegenheiten kaum die allerbescheidensten Ansprüche befriedigen konnten und *Lerch'n-feld* – einst eine der entfernteren Vorstädte Wiens, oder eventuell *Ix-kirch'n* – (scherz-spött.) Ortsbezeichnung im Sinne von „irgendein Krähwinkel“.

Stichwörtern stellen die nur für diese Stadt charakteristischen Personen dar. Das sind entweder historische Persönlichkeiten, deren Namen aus gewissen Gründen zur Lexik der Wiener Mundart eingefügt worden sind⁷, oder nur in dieser Metropole auf diese Art und Weise bezeichnete Altwiener Straßenfiguren und einstige Straßentypen⁸. Gewissermaßen verwandt mit diesen längst nicht mehr gebrauchten Bezeichnungen für die Straßenfiguren sind Namen der Berufe oder Beschäftigungen der Altwiener, die jetzt meistens nicht mehr ausgeübt werden. Manche von ihnen wurden traditionell mit Staatszugehörigkeit⁹ oder Wohnort der sich damit beschäftigenden Menschen verbunden¹⁰. Aufmerksamkeit verdient auch eine relativ umfangreiche Gruppe von Stichwörtern, die verschiedenartige Händler bezeichnet¹¹. Eine

⁷ *Berndl* – Florian Berndl, ein Naturheiler, der auf einer Insel im Bette der Alten Donau verschiedene Krankheiten, durch Freiluft-, Sand- und Sonnenbäder heilte; *Bielo* – der Wiener Gemeinderat J. Bielohlawek (zu Luegers Zeit), der sich durch manche urwüchsige Aussprüche blühender Albernheit bemerkbar machte. Seine „Weisheiten“ richteten sich vornehmlich gegen Kunst und Wissenschaft sowie gegen deren Vertreter; *Calafáti* m. – Besitzernamen des einst volkstümlichsten Ringelspiels (Karussells) im Wiener Volkssprater, das wegen seiner altertümlichen Besonderheit seit 1935 unter behördlichem Denkmalschutz stand und 1945 durch den Krieg zerstört wurde; sowie *Krati-báschi* m. – richtig: Kratky-Baschik, Namen der Inhaber einer Praterbude (bis etwa um 1910), die als Zauberbertheater eingerichtet war.

⁸ *Fliag'n-fānga* m. – Verkäufer der Fliegenfänger; *G'f'rone-mā^m* – Verkäufer von Fruchteis; *Got(t)schéwer* / *Got(t)scheber(er)* m. – Hausierhändler vom Südfrüchten und Süßwaren; *Lavendl-weib* – Verkäuferin von Lavendlbüschelchen; *Bierhäuslmensch* n. – eine Dirne, die hauptsächlich in kleinen Winkelkneipen anzutreffen ist, oder *Grāb'n-nymphen* – scherzhafte Bezeichnung der Abends auf der Grabenpromenade erscheinenden Straßendirnen.

⁹ Die von M. Schuster erwähnten mundartlichen Bezeichnungen für Vertreter anderer Völker sind: *Iwan* – Russe; *Janosch* m. – Ungar, von ung. János – Johannes; *Jantschi* m. – Ungar, Koseform zu Janosch; *Jud* m. – Jude; *Katzl-mācher* – Italiener; *Krāwāt* – Kroat.

¹⁰ Wie: *Bosniak* – ein aus Bosnien oder der Herzegowina stammender Verkäufer von Feuerzeugen, Pfeifenspitzen, Uhren, Uhrketten, Ringen u.s.w.; *Essi-mā^m* – Essigmann, Bezeichnung einer seit dem ersten Weltkrieg verschwundenen Wiener Straßenfigur. Der *Essi-mā^m* war Italiener; *Handléh* m. – wandernder jüdischer Hausierer; *Bandl-krāmer* m. – ein meist aus dem niederösterreichischen Waldviertel oder aus den Sudetendländern stammender Wanderhändler; *Binkl-jud* – 1. jüdischer Wanderhändler; 2. (verächtlich) Scheltwort für Jude; *Dāmpf-g'scherter* – (spött.) Bauer aus dem Marchfeld; *Figuri-mā^m* / *Figurini* m. – Italiener, der in Wien mit allerlei Gipsfiguren handelte; *Kolöffl-krāwāt* m. – eigentlich Kochlöffelkroat, ein herumziehender Straßenhändler, er war aber gewöhnlich kein Kroat, sondern eher ein Slowake; *Körberl-jud* – eine vielgenannte Figur des Hernalser Kalvarienbergs oder *Mist(e)lbācher* – Bauer, Urbild des Provinzlers: von einer Provinzstadt Mistelbach in NÖ. Die andere Bedeutung dieses Lemmas ist: 2. derber Wachmann.

¹¹ Außer den oben genannten Bezeichnungen für Berufe, die traditionell Vertreter bestimmter Nationen ausgeübt haben, sind das: *Brādlbrāder* – Selcher, der frischgebratene Würste feilbietet; *Fāzi* m. – Geschäftsführer; *Furlaner* – wandernder Kleinhändler; *Haringer*, m. – Geflügelhändler; *Kas-stecher* – 1. Käsestecher, Käsehändler; 2. Feinkosthändler; *Kāst`n-brāder* m. – ein Mann, der auf einem kleinen Ofen im Freien Edelkastanien (Maroni) brät; *Kirzl-weib* – Verkäuferin von Kerzen in Kapellen und bei Kirchen oder *Krattl-träger* m. – Wanderhändler, der Handwerkzeug feilbot.

Die anderen Namen der Berufe oder Beschäftigungen, die schon lange nicht mehr im täglichen Gebrauch sind, sind folgende: *Audienz-schwester* – feinsittige, vornehm gekleidete Bettlerin (ehemals Bettlerin beim Kaiserhof), die jeder Arbeit aus dem Wege geht; *Blitz-ā(b)leiter* – (scherz.) Wachmann in der österreichisch-ungarischen Monarchie, mit Bezug auf die silbrig glänzende Spitze seiner Pickelhaube; *Evangelii-mā^m* – ein meist bejahrter Mann, der in Hausfluren und – höfen aus den Evangelien vorlas; *G`sichter-schneid-wāchter*

weitere Gruppe der mundartlichen Substantive aus Schusters Wörterbuch lässt den Leser erkennen, was im alten Wien getragen wurde. Dem Autor fielen nämlich in Bezug auf Männer (nicht nur *Gigerl* m. – Modegeck, Stutzer) Zylinderhut¹², charakteristische Kragen¹³ sowie Krawatten¹⁴, *Kombinescherl* (n. – Hemdhose, und zwar ein aus Bluse und Hose bestehender Schlosseranzug¹⁵); *Kamasól* (n. – Kamisol, Weste und *Flinserl* n. – Flitter, von Männern getragenes Ohrschraubchen) auf. Damalige Damentrachten dagegen, worauf Schuster seine Aufmerksamkeit lenkte, waren: *G'schwind-röck'l* (n. – leichter Rock, gewöhnlich aus Wollplüsch); *Gebernek* (m. – langer, mit ungarischer Verschnürung versehener Überrock, besonders Winterrock); *Jass* (m. – 1. Rock, Winterrock, insbesondere: 2. alter, bereits schäbig und wertarm gewordener Überrock; 3. abgenütztes Gewand) oder *Kittl / Kidl* (m. – 1. Frauenrock; 2. Rock oder eine ehemalige Damenhaartracht). Eine Falte des Frauenrockes hieß in Wiener Mundart *Kittl-fält`n* f. Ein aufmerksamer Leser des Wörterbuches wird ebenso über die Wiener Sitten der Epoche *Fin de siècle* informiert. Dies umfasst Begebenheiten von der Geburt bis zum Tod (*Butt(e)n-hansl*), der in dieser Stadt besonders kultiviert wurde, nicht ohne die mundartlichen Namen der Bräuche und Requisiten der Kirchenjahresfeste¹⁶, der Familienfeste¹⁷ und Bezeichnungen für verschiedenste Bälle und andere Tanzgelegenheiten¹⁸. Interessant ist die Etymologie

– Sicherheitswachmann; *Häderlump-weib* – Sammlerin zerrissener Zeugstücke und anderer Haushaltsabfälle; *Kib(e)rer* – Sicherheitsbeamter, insbesondere ein Angehöriger der Polizeibehörde, der verdächtige Leute aushorcht, um sie sodann zu verhaften; *Läder-nimpf* n f. – (scherz) Wäschermaidchen, Wäscherin; *Latern-anzünder*; *Laufer* – Läufer, ein junger Mann, der gleichsam als Herold vor dem Wagen „hoher“ Adeliger herlief, um deren Ansehen zu steigern und *Mistbauer* – Fuhrmann, der den Kehricht aus den Häusern abholte. Die alten Bezeichnungen für Berufe, die man bis heute ausübt, sind: *Gäflhaxl-bälwierer* – (ger.-spött.) Inhaber eines kleinen Barbiergeschäfts (Friseur); *Grea'ling* m. – Zollwächter; *Haus-herr* – der Besitzer eines oder mehrerer großer Zinshäuser mit zahlreichen Wohnparteien; *Jägl / Jogl* – Bauer; *Möring-rämer* m. – Kanalräumer, und *Kondukt-ä'säger* m. – Unternehmer von Leichenbestattungen.

¹² *Butt(e)n-huaber* m. – Träger eines Zylinderhutes; *Ängst-röhr`n* f. – (scherz., spött.) Zylinderhut; *Glänz-butt`n* f. – Zylinderhut, dessen aus Pappe hergestellte Grundform in der Regel mit schwarzglänzendem Filz oder Seidenplüsch überkleidet wurde; *Mehlwurm-häf* n – scherzhaft-spöttische Bezeichnung des Zylinderhuts.

¹³ *Adria-krägn* – weit offener, weicher Hemdkragen (1913, mit Bezugnahme auf die damalige Adria-Ausstellung in Wien); *Feuer-mauer* – hoher Stehkragen, wie ihn eine Zeitlang die Herrenmode „gebot“.

¹⁴ *Bindl* n. – Halsbinde, Krawatte; *Krawattl* n. – eine kleine Krawatte.

¹⁵ Aber auch Damenwäsche.

¹⁶ *Christbam-brëdln* – Christbaumbrettchen, das hölzerne Fußkreuz des Weihnachtsbaumes; *Eier-peck`n* n. – ein besonders von Kindern und Jugendlichen viel geübter Osterbrauch; *Faßl-rutsch`n* n. – am Namenstag des hl. Leopold (15. November), des Landespatrons von Niederösterreich, fahren die Wiener alljährlich nach dem nächsten Klosterneuburg, pflegen sich daselbst an den vorzüglichen Weinen des Stiftskellers zu erfreuen und in seliger Stimmung von dem dortigen Riesenfasse herabzurutschen: „Das Faßlrutsch`n in Klosterneuburg“.

¹⁷ *Bind-bändl* n. – 1. ein Band, das zum Binden des eingehüllten Säuglings diente; 2. Angebinde (Geschenk) des Taufpaten; *Ehrn-ta / Ehrn-täch* – Hochzeitstag, eigentlich Ehrentag.

¹⁸ *Fiaker-ball* – mit besonderem Gepränge abgehaltener Ball der Faschingszeit, an dem die Fiaker ihre Großzügigkeit in jeder Hinsicht betätigten; *Fiaker-milli* – die einst rühmlich bekannte Leiterin

des Wortes *Fiedlerin* – es war vor Jahrzehnten üblich, sich über einen Verlust mit den scherzenden Worten zu trösten: „Hin is hin: Anna Maria Fiedlerin“. Der Ausdruck geht angeblich auf eine einst stadtbekannt Wiener Dirne mit dem Namen Fiedler zurück, die sich oft der Worte „Hin is hin“ bediente. *Jesas-deuter* m. ist dagegen ein leichter Stoß mit der Hand, um jemanden auf etwas aufmerksam zu machen.

Wien war seit Jahrhunderten das kulturelle Zentrum der Monarchie, in der – gewisse Zeit – „die Sonne nie unterging“. Die breit verstandene Kultur, als ein äußerst wichtiger Bereich, musste daher auch im M. Schusters Wörterbuch präsent sein: Ein Bild dieser Gegebenheit sind einige mundartliche Lemmata aus dem Gebiet der Architektur¹⁹, Theater²⁰, Musik²¹, Medien²² und Literatur²³. Interesse wecken zwei Stichwörter, die von Namen historischer Personen abgeleitet wurden und auf diese ungewöhnliche Art und Weise den Wortschatz der Wiener Mundart bereichert haben: *Drahanek* (vgl. Anm. 22) und *Friedensbertha* (vgl. Anm. 24).

Ein unzertrennliches Element und ein Wahrzeichen des alten Wiens war der kaiserliche Hof. Die besondere Anwesenheit der kaiserlichen Familie in den Gedanken der Wiener sowie die Verbindung der verschiedenen Lebensbereiche der Donaustadtbewohner mit den Habsburgern unterstreichen folgende Mundartlemmata – meistens Komposita mit dem ersten Glied „Kaiser-“ – vor allem aus dem Bereich der Küche²⁴, aber auch: *Hof-kutsch`n* f. – Hofkutsche, Kutsche des ehemaligen

der Wäschermadl-Bälle (Emilie Pemmer); *Fünfkreuzertanz* m. – billige Tanzgelegenheit, wie sie namentlich in manchen Gast- und Tanzlokalen des einstigen *Wurstlpraters* bestand; *Lång-aus* m. – ein veraltet, mehr ländlicher Tanz.

¹⁹ *Danau-fetz'n* m. – (verächtlich) ein sittenloses Frauenzimmer allermindesten Sorte; *Gepäck* n. – (schelt.) flatterhaftes, ungezogenes Frauenzimmer; *Kamanet / Kaminet* n. – Kabinett, kleines einfenstriges Gemach; *Kalupp'n* f. – minderwertiges Haus (Häuschen, Hütte); *Knällhütt'n* f. – 1. Pulverhütte; 2. ärmliches Häuschen, das gewissermaßen zusammenzukrachen droht; *Bassëna* f. – Wasserleitung (Wasserbecken) auf dem Gang eines Stockwerks in Wohnhäusern, wo beim Wasserholen häufig manche Hausbewohner zusammentrafen (Die andere Bedeutung dieses Lemmas ist: 2. Rohrbrunnen auf der Straße); *Kobl* m. – enger Raum, 2. Taubenhaus.

²⁰ *Juchhee* f. – die obersten (billigsten) Galerieplätze im Theater; *Kasperl* m. – eine lustige Bühnenfigur, die den früheren Hanswurst ablöste; *Käspornelli* m. – Kasperle, Hanswurst, Tollkopf; *Kreuzelkomedi / -kumedi* f. – kleine Volksschaubühne, wo für wenig Geld nicht viel Gutes geboten wurde; *Matthi(a)sl-galerie* – die letzte, d. i. oberste (billigste) Galerie der Schaubühne.

²¹ *Burgmurrer* m. – Bezeichnung der ehemaligen Wiener Burgmusik, aber auch der hauptsächlich aus Bläsern und Trommeln bestehenden Musikkapelle selbst, die zur Ablösung der Wache in die Hofburg zog und schneidige österreichische Marschweisen spielte; *Burg-musi* – Burgmusik; *Drahanek* – Scherzbezeichnung für Werkelmann mit Bezugnahme auf einen einst volkstümlichen Tonkünstler (Dirigenten) dieses Namens; *Harpfenist / Harpfanist* m. – 1. Harfenspieler; 2. Volkssänger.

²² *Extra-bladl* – Sonderausgabe einer Tageszeitung, bloß aus einem Blatt bestehend; *Kerl* – eine einst vielbelächelte Gestalt des Wr. Witzblattes *Figaro*.

²³ *Friedensbertha* – eine meist in spöttischem Sinn gebrauchte Scherzbenennung der ebenso mutigen wie edelsinnigen Schriftstellerin, Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner.

²⁴ *Kaiser-fisch* m. – Goldforelle; *Kaiser-fleisch* n. – geräuchertes Schweinefleisch, reichlich mit Fett durchzogen; *Kaiser-schmährn* m. – Mehlspeise, aus Mehl, Milch und Eiern bereitet, in Butter oder Fett

Kaiserhofes, Hofwagen; *Jessas-Maria-Josefs-Bâh*ⁿ – scherz.-iron. Bezeichnung der Kaiser-Franz-Josephs-Bahn; *Kaiserliches* m. – Soldat (des Habsburgerreichs) und *Kaiser-stâdt* – in Adolf Bäuerles Zauberoper *Aline* (1826) aus dem Lied „s gibt nur a Kaiserstadt, s gibt nur a Wien“.

Zwar „Bella gerant alii, tu felix Austria nube“²⁵, aber, je nach der Menge der mit dem Militärwesen verbundenen Lemmata in Schusters Wörterbuch, soll dieser Lebensbereich für die Wiener relevant sein. Im Schusters Nachschlagwerk ist beispielsweise die Bezeichnung des einstigen Wiener Hausregiments *Ed(e)l-knâb'n* / *Weaner Edlknâb'n*²⁶ zu finden; eine scherzhafte Bezeichnung des alten Gewehrs der österreichischen Fußtruppen (mit Bezug auf die Kolbenform) – *Kuah-fuaß* / *Kuah-haxn*; das (meist zweifarbige) Soldatenkleid, aber auch allgemeine Bezeichnung für Militär – *Doppel-tuach* n.; überdies einige interessante Bezeichnungen für Soldaten²⁷ oder die für die Linguisten interessante spöttische Bezeichnung der meist holprigen und schwerfälligen militärischen Amtssprache: *Knödl-deutsch* n²⁸.

Schlussfolgerungen

Der Lexikograf M. Schuster unterstreicht – mehr oder weniger bewusst – quantitativ diese semantischen Gruppen der Lemmata, deren Bedeutungen die kaiserliche

gebacken, sodann in Teilchen zerstoßen; *Kaiser-semm* 'l f. – eine aus reinem Weißsemmel erzeugte, mit fünf Einschnitten versehene Semmel.

²⁵ „Kriege führen mögen andere, du glückliches Österreich heirate“.

²⁶ Infanterieregiment Nr. 4, das in besonderer Gunst bei Kaiser Josef II. stand. Diese hohe Wertung führte zu der allmählich populär gewordenen Benennung „Edlknâbn (des Kaisers)“.

²⁷ *Fisolen-bua* – (scherz.-spött.) Zögling einer Kadettenschule, angeblich im Hinblick auf die Ernährung, in der Hülsenfrüchte eine besondere Rolle spielten; *Gamasch* 'n-ritter – (scherz.-spött.) Fußsoldat; *Hulaner* – Ulane; *Jahrling* m. – Einjährig-Freiwilliger zur Zeit des Habsburger-Reiches; *Leib-husar* – Hemadhusar; *Marodierer* m. – kranker oder sich krank stellender Soldat; *Mehl-stauber* – scherzhafte Bezeichnung der Soldaten des ehemaligen Österreichischen Infanterieregimentes Nr. 49, deren Uniform helle blaugraue, wie von Mehlstaub verfärbte Aufschläge hatte.

Einige andere unentbehrliche Ausrüstungsgegenstände des Militärwesens waren: *Golasch-kanon* f.- eigentlich Gulaschkanone, scherzhafte Bezeichnung des Militärkuchenwagens; *Lätt* 'n f. – gering-schätzigste Bezeichnung für Gewehr; *Marod(e)n-büachl* – Krankenbüchlein, worin die beim Militärarzt in der *Marod(e)nvisit* erscheinenden Soldaten verzeichnet waren; sowie eine Bezeichnung für einen Dienstvertrag eines Soldaten zum freiwilligen Weiterdienen im Heere – *Kapitulazi* f.

²⁸ Der Autor des Wörterbuches stellte ebenso viele andere mundartliche Lemmata, die dem Leser das Bild der multikulturellen, multiethnischen Habsburger Metropole näher bringen, vor, jedoch geht ihre vollständige Analyse leider über den Rahmen des Artikels hinaus. M. Schuster versetzt den Leser in eine Welt vor der Erfindung der Autos oder in eine Epoche der Anfänge der Motorisierung. Einige Stichwörter der Wiener Mundart sind Bezeichnungen für Währungen, die heutzutage eher lediglich Numismatikern bekannt sind. Zusammengestellt werden ebenso Lemmata, die folgende Bereiche betreffen: die Besonderheiten der Wiener Küche, das breit verstandene tägliche Leben, Medizin, außerdem die Bezeichnungen für Tiere, insbesondere für Hunde und viele Stichwörter, die Charaktereigenschaften, Merkmale des Verstandes und Aussehen der Menschen auf wienerisch zum Ausdruck bringen.

Donaumetropole seiner Kind- und Jugendjahre besonders treffend charakterisieren. Dieser Gedankenspur folgend, kann man wagen, die im Artikel erwähnten semantischen Gruppen der Substantive nach ihrer Quantität zu ordnen, um eine Hypothese aufzustellen, welche Lebensgebiete im alten Wien für den Autor besonders relevant waren, in M. Schusters Wien der Epoche *Fin de siècle* hereinzuschauen und sich ein Bild der multikulturellen, multiethnischen Habsburger Metropole dieser Zeit auf Grund der Lexik des besprochenen Wörterbuches zu verschaffen.

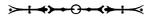
Wenn man die Quantität aller im Artikel abgesonderten semantischen Gruppen der Wiener mundartlichen Lemmata analysiert, ist es sicherlich festzustellen, dass die Verteilung der Wörter in jeweiligen Gruppen unregelmäßig ist. Erstaunlicherweise, obwohl der Untertitel von M. Schusters Nachschlagwerk „ein kulturgeschichtliches Wörterbuch“ lautet und in diesem Zusammenhang der Leser eine überwiegende Mehrheit von mit der hohen Kultur verbundenen Lemmata erwarten konnte, so ist die dominierende Kategorie die Lexik aus dem Bereich Küche (52 Lemmata – 16, 72% aller Stichwörter). Nicht viel weniger zahlreich ist der die Eigenschaften der Menschen bezeichnende Wortschatz (45 Stichwörter – 14, 47%). Aber fast genau so umfangreich ist letzten Endes die semantische Gruppe, die die nur für diese Stadt einst charakteristische Persönlichkeiten, Straßenfiguren und typische, nicht mehr ausgeübte Berufe der Altwiener charakterisiert (43 Lemmata – 13, 83%). Substantive, deren Bedeutung die Beschreibung des Bildes dieser alten Metropole ausdrücken, kommen lediglich in der Zahl von 21 Einheiten (6, 75%) vor. Nur analog zahlreich ist der mit der hohen Kultur verbundene Wortschatz (20 Lemmata – 6, 43%, darunter beziehen sich 8 Stichwörter auf Architektur, 5 auf Theater, 4 auf Musik, 2 auf Medien, 1 auf Literatur). Ein bisschen weniger Aufmerksamkeit widmet der Autor der einstigen wienerischen Mode (18 Lemmata – 5, 79%), Militärwesen und Fahrzeugen (je 16 – 5, 13%), Sitten (13 – 4, 18%) und Tieren (11 – 3, 54%). Der Bestand der übrigen semantischen Kategorien überschreitet im analysierten Ausschnitt des besprochenen Nachschlagwerkes nie 10 lexikalische Einheiten. Das sind Lemmata, die folgenden semantischen Gruppen zugeordnet werden können: kaiserlicher Hof (8 – 2, 57%), Umgebung Wiens (7 – 2, 25%), Kinder (7 – 2, 25%), Liebe (6 – 1, 93%), Vertreter anderer Völker (6 – 1, 93 %), Währungen (5 – 1, 61 %) sowie Medizin (2 – 0, 64 %). Eine relativ umfangreiche Gruppe bildet der manchmal schwer präzise zu klassifizierende Wortschatz, der der Gruppe des breit verstandenen „täglichen Lebens“ (22 – 7, 07 %) zugeordnet wurde. Ein großer Teil der in M. Schusters Wörterbuch gesammelten Lexik ist das Spiegelbild einer Welt, die nicht mehr da ist. Stichwörter kommen außer Gebrauch zusammen mit dem Tod ihrer Designate. Viele Lemmata der Wiener Mundart, die das Bild der multikulturellen, multiethnischen Habsburger Metropole darstellten, sind unwiederbringlich in Vergessenheit geraten oder werden heutzutage zu nicht mehr verwendeten Spracharchaismen gezählt.

Bibliographie:

- BEYERL B. / HIRTNER K. / JATZEK G., 2007, Wienerisch – das andere Deutsch. Bielefeld.
- EBNER J., 1998, Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch des österreichischen Deutsch. Mannheim, Leipzig u. a.
- GRÜNER S. / SEDLACZEK R., 2003, Lexikon der Sprachirrtümer Österreichs. Wien.
- HASS-ZUMKEHR U., 2001, Deutsche Wörterbücher. Berlin.
- HORNUNG M. / GRÜNER S., 2002, Wörterbuch der Wiener Mundart. Wien.
- SCHUSTER M. / SCHIKOLA H., 1996, Das alte Wienerisch. Ein kulturgeschichtliches Wörterbuch. Wien.
- SEDLACZEK R., 2004, Das österreichische Deutsch. Wien.
- SZASTAK W., 2004, Fremdes Wienerisch: Fremdwörterbuch von Acheln bis Toches: semantische Integration fremdsprachigen Wortschatzes im Wiener Dialekt. Zielona Góra.
- TEUSCHL W., 1994, Wiener Dialektlexikon. Wien.
- WEHLE P., 1980, Sprechen Sie Wienerisch? Von Adaxl bis Zwutschkerl. Wien.
- WINTERSBERGER A. / ARTMANN H. C., 1995, Wörterbuch Österreichisch-Deutsch. Wien.



Felicja Księżyk



Sprach- und Kulturenkontakt in der deutschen Sprachinsel Kostenthal im Spiegel der Eheschließungen

Jahrhundertlang zählte die oberschlesische Ortschaft Kostenthal/Gościęcín zu den deutschen Sprachinseln, die sich innerhalb der Sprachminderheiten durch eine besondere Disposition oder Mentalität herausheben, welche eine verhinderte oder verzögerte Assimilation an die sprachlich oder ethnisch differente Kontaktgesellschaft bewirken (vgl. Mattheier 2003:16).

In der einschlägigen Literatur wird eine Reihe von Faktoren genannt, deren Zusammenspiel den Spracherhalt offenbar beeinflusst. Riehl (2004:158-160) misst in diesem Zusammenhang folgenden Aspekten Bedeutung bei:

- Zustand und Konstellation der Sprachen: Hierbei zeigt sich, dass die Kodifizierung der Sprache fördernd für den Spracherhalt ist, während ein hoher Status der Umgebungssprache und die nahe Verwandtschaft der Sprachen den Sprachwechsel begünstigen.
- Bedingungen von Mehrsprachigkeit: Eine besondere Rolle spielt hier die Geschlossenheit/Isoliertheit des Gebiets. Als Indikator dafür kann die Heiratspolitik gelten, d.h. der Anteil intraethnischer bzw. interethnischer Ehen (sog. Endogamie vs. Exogamie).¹ Wichtig ist zudem die Religion, v.a., wenn die Sprachgemeinschaft einer anderen Konfession angehört als die Umgebungsgesellschaft.
- Kommunikationsbedingungen: Entscheidend ist hier die Größe der Sprachgemeinschaft, d.h., ob die Sprache bzw. Varietät als Kommunikationsmittel funktionsfähig ist.

Im Folgenden soll die Ausprägung einer dieser Faktoren – die Endogamie – in der Sprachinsel Kostenthal genauer untersucht werden. Dadurch soll geprüft werden, ob die These, dass „[i]n den meisten Sprachinseln [...] die Bewohner zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg nur untereinander [heirateten]“, auch für Kostenthal zutrifft

¹ Diesbezüglich zeigen sich auch bei Migranten deutliche Unterschiede: Während die Exogamie bei Niederländern bei 91% liegt, ist sie bei Taiwanesen und Türken (um die 5%) am höchsten (vgl. Riehl 2004:168).

(Riehl 2004:159). Bei Widerlegung oder Rektifikation dieser These sollen wiederum Schlüsse hinsichtlich der Kontakte des Sprachinseldorfes mit der Umgebungsgesellschaft gezogen werden.

Die frühesten zugänglichen Trauungsbücher in der Pfarrgemeinde Kostenthal stammen aus dem 18. Jh. Für den vorliegenden Beitrag wurden in erster Linie Band III und IV – die Jahre 1907–1932 und 1933–1949 – untersucht. An dieser Stelle möchte ich meinen besonderen Dank dem Gemeindepfarrer von Kostenthal Pfr. Zygfryd Waskin aussprechen, der mir freundlicherweise den Zugang zu den Kirchenbüchern ermöglichte. Richtet man sich bei der Ermittlung des Ausmaßes der Endogamie in diesen Jahren nach Angaben zum Wohnort des Brautpaares, dann belief sich der Endogamieanteil in den Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs auf 42%: Bei 153 von insgesamt 362 Verehelichungen waren nämlich beide Brautleute in Kostenthal wohnhaft. Berücksichtigt man jedoch zusätzlich die Angaben zum Wohnort der Eltern des Brautpaares, dass nämlich die Eltern einiger „Nicht-Kostenthaler“ Einheimische waren und deren Kinder von Berufswegen umgezogen sind (darauf deuten solche Angaben wie: „Hilfsschaffner in Gleiwitz“, „Wirtschaftsinspektor in Bittkow, Kr. Kattowitz“, „Kranführer in Gleiwitz“, „Tischlermeister in Cosel“) oder die Tatsache, dass einige Brautleute mit der Wohnortsangabe: „Kostenthal“ in das Dorf neu zugezogen sind, sei es als Handwerker, Knechte oder Mägde, dann erhöht sich der Anteil der Heiraten, die zwischen Einwohnern Kostenthals geschlossen wurden, auf 47%. Von Belang ist hierbei nämlich die Tatsache, dass Kostenthal über ein sehr gut entwickeltes Handwerk verfügte. In einer Charakteristik aus dem Jahre 1845 werden 4 Windmühlen, eine Ziegelei, 16 Leinwebstühle und 17 Schuhmacher aufgezählt (vgl. Knie 1845:311). 1883 ist von 86 Handwerkern und zwei Innungen in Kostenthal die Rede (vgl. Sulimierski, Chlebowski, Walewski 1883:458). Folglich kamen aus den landwirtschaftlich orientierten Dörfern nicht nur die Aufträge, sondern auch die Lehrlinge nach Kostenthal (vgl. Wiczorek 1937:586).

Differenziert man den untersuchten Zeitraum in zwei Perioden, und zwar die Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg einerseits und die Kriegsjahre andererseits, dann werden noch größere Unterschiede augenscheinlich. Während das Ausmaß der Endogamie in den Jahren 1907–1938 knapp die Hälfte betrug (49,7%), wurde in den Kriegsjahren nur jede vierte Ehe innerhalb der Einwohner Kostenthals geschlossen.

Setzt man diese Werte in Relation zu kostenthalerischen Heiratsgepflogenheiten in der ersten Hälfte des 19. Jh.s, dann wird ein deutlicher Rückgang der intraethnischen Ehen sichtbar: In den Jahren 1831–1837 betrug deren Anteil nämlich 70%. Zurückkommend auf die Ausgangsthese zeigt sich somit allerdings, dass das ermittelte Ausmaß der Endogamie in allen drei Zeiträumen damit nicht im Einklang steht.

Andere Ergebnisse erhält man, wenn der Begriff *Endogamie* enger gefasst wird und ausschließlich die Heiratsgepflogenheiten von Trägern tradierter kostenthalerischer Familiennamen untersucht werden. Einen Einblick in die Häufigkeit und den Bestand kostenthalerischer Nachnamen erlauben einige Urkunden von Kostenthal. Theophil Konietzny, einem Historiker Oberschlesiens, zufolge sind es zunächst nur

ungenannte Schulzen, die in den Urkunden erwähnt werden. In späteren Briefen begegnen uns lediglich die Vornamen der Schultheißen: *Nikolaus* (1388 und 1415) und *Johannes* (1412) (vgl. Konietzny 1937:556). 1419 kommen bereits Vor- und Nachnamen vor: *Kilian* und *Peter Lubischer* sowie *Paul Henleyn*.² In Urkunden aus dem 16. Jh. findet man die Familiennamen *Ruther*, (auch in der Schreibweise: *Rother*, *Rutter*, *Rotter*), *Streußel*, *Scholcz*, *Essendorf* und *Pitsche*.³ Nach Konietzny handle es sich dabei um „die ersten erhaltenen Sippennamen“ in Kostenthal (Konietzny 1937:556). In einem Verzeichnis der Bauern von Kostenthal aus dem Jahre 1576, angefertigt auf Antrag des damaligen Bischofs, werden, so Konietzny (1937:556), 90 Bauernnamen angeführt: 84 davon kategorisiert er als deutsch, 6 als oberschlesisch. Die Namen *Rotter*, *Niemsdorf*, *Oelschleger*, *Kerschner* und *Wolff* wiesen dort eine höhere Trägerzahl auf. Insgesamt 15 Namen aus dieser Zeit haben sich in Kostenthal während der darauf folgenden 150 Jahre erhalten. Dazu zählen die in dem Katasterband von 1726 verzeichneten Nachnamen: *Bönisch*, *Borck*, *Gielge*, *Hoffmann*, *Korncke*, *Koscher*, *Kintzer*, *Ruschke*, *Rother*, *Sträußel*, *Schmidt*, *Unger* und *Wolff* (vgl. Konietzny 1937:557).

Richtet man nun das Augenmerk auf die Heiratspolitik der Träger dieser am längsten tradierten Namen (I. Gruppe), dann führt das zu folgenden Ergebnissen:

- In den Jahren 1831-1837 war nur bei 5% der gesamten Mischehen eines der Brautleute Träger dieser Namen. Dies umfasste nur 6% der Ehen, bei denen die Brautleute diese Namen trugen.
- Vor dem Zweiten Weltkrieg (in den Jahren 1907-1938) wurde bei 9% der Mischehen eines der Brautleute als Träger der tradierten Namen ausgewiesen. Gemessen an der gesamten Zahl der Ehen, die von Trägern dieser Namen geschlossen wurden, ergibt das 26%.
- In der Kriegszeit zeichnen sich auch bei den Kostenthalern aus alt eingesessenen Familien gravierende Veränderungen ab. Zwar bilden die Mischehen bei dieser Gruppe 15% der gesamten in dieser Zeit geschlossenen Mischehen, zugleich erhöht sich aber damit die Exogamie bei den Trägern tradierter Familiennamen auf 62,5%.

² Dies entspricht der historischen Entwicklung von Familiennamen, die im 12. Jh. einsetzte und in Deutschland mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Januar 1900 endete (vgl. Debus 2001:166). Dorfbewohner wurden davon nach dem Adel, Patriziat und Bürgertum erfasst, als die zunehmende Namensgleichheit auch auf dem Lande die Notwendigkeit der Differenzierung durch Zweitnamigkeit nach sich zog (vgl. Fleischer; Helbig; Lerchner 2001:676f.).

³ Es wird bei Familiennamen davon ausgegangen, dass sie vererbt werden. Debus (2001:173) nennt eine Reihe von Indikatoren, durch die bestimmt werden soll, wann man von FN sprechen kann. In Kostenthal ist dies m.E. bei den genannten Namen legitim, da sie zum Teil Jahrhunderte hindurch gebräuchlich waren und das Namenbild von Kostenthal prägten. In den Sprachinseln von Oberitalien mit den zimbriischen Mundarten ist sogar davon die Rede, dass man im Laufe des 16. Jh. „infolge der Bestimmungen des tridentischen Konzils [...] die Pfarreinwohnerregister einrichtete [...], um die Ehen zwischen Blutsverwandten zu vermeiden.“ (Rapelli 1994:60).

Diese Auswertungen erlauben den Schluss, dass man bei dieser Gruppe zunächst mit einem kontinuierlichen Rückgang an Endogamie zu tun hat, es in der Zeit des Zweiten Weltkrieges dann jedoch zu einem Umbruch kommt. In Bezug auf die kostenthalerischen Familien mit den am längsten tradierten Namen erweist sich somit Riehls These als richtig.

Allerdings könnte hier der Einwand erhoben werden, dass bei der Beschränkung auf die Gruppe dieser tradierten Namen, derjenige Teil unberücksichtigt bleibt, der durch Zuheiratung oder Zuzug nach Kostenthal kam und sich sprachlich/ethnisch in die Sprachgemeinschaft integrierte. Dazu könnte man Träger der Namen *Auer, Breitkopf, Frenzel, Gebauer, Gloger, Gottschalk, Grötschel, Grünert, Haberstroh, Hampf, Himmel, Karger, Marx, Mihatsch, Ornth, Pantke, Sajak, Schaffranek, Ullmann, Weihrauch, Wermund* und *Wurzel* rechnen, die teilweise, wie den Kirchenbüchern zu entnehmen ist, bereits im 18. Jh. in Kostenthal lebten und deren Namen zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg in Kostenthal verbreitet waren (vgl. Kosian 1937:581). Häufig handelt es sich dabei um Familiennamen, die nach Kostenthal infolge Zuheiratung aus dem Leobschützer Raum/Głubczyce gelangten, zu welchem mundartliche Verwandtschaft bestanden hat. In den Kirchenbüchern werden die ersten Träger dieser Namen als Einwohner von Casimir/Kazimierz, Schönau/Szonów, Neuhof/Nowy Dwór, Leisnitz/Lisiecice, Schönbrunn/Debrzyca ausgewiesen.

Ermittelt man nun das Ausmaß der Endogamie bei den Trägern dieser Namen (II. Gruppe), dann erhält man folgende Ergebnisse:

- In den Jahren 1830–1837 beträgt der Anteil der Mischehen, die von Trägern dieser Namen geschlossen wurden, 40% der gesamten Mischehen in dieser Zeit. Der Exogamieanteil bei Trägern dieser Namen beträgt in diesem Zeitraum 18%.
- In den Jahren 1907–1938 ist es rund die Hälfte (52%) aller Mischehen, die von Trägern dieser Namen eingegangen werden – der Exogamieanteil erhöhte sich somit bei dieser Gruppe auf 45%.
- In den Kriegsjahren beträgt der Grad der Mischehen, die von Trägern dieser Namen geschlossen wurden, 30% aller Mischehen in dieser Zeit. Gemessen an der gesamten Zahl der von Trägern dieser Namen geschlossenen Ehen ergibt das 48%, was verglichen mit dem vorausgehenden Zeitabschnitt keinen wesentlichen Unterschied darstellt.

Richtet man nun die Aufmerksamkeit auf die Herkunft der ortsfremden Personen, mit denen sich die Träger der I. und II. Gruppe der tradierten Namen verhehlchten, dann zeigt sich Folgendes:

- In den Jahren 1830–1837 pflegten die Kostenthaler Kontakte zu Ortschaften aus dem Leobschützer Raum, die Ehepartner stammen etwa aus Leisnitz/Lisiecice, Schönbrunn/Debrzyca, aus deutschsprachigen Ortschaften, in denen es nach dem Zweiten Weltkrieg ebenfalls zu einem Bevölkerungsaustausch kam. Kontakte gibt es aber auch zu den umliegenden zum Teil, zum Kirchensprengel Kostenthal gehörigen Ortschaften, die als polnischsprachig galten, wie Koske/Kózki, Groß Ellguth/Ligota Wielka (vgl. Karte 1).

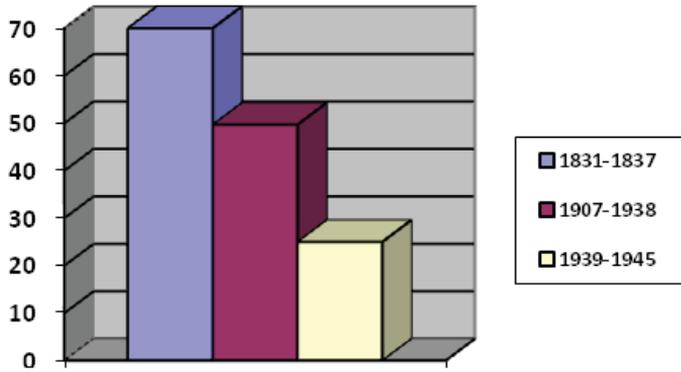


Abb. 1 Anteil der Endogamie in Kostenthal (in %)

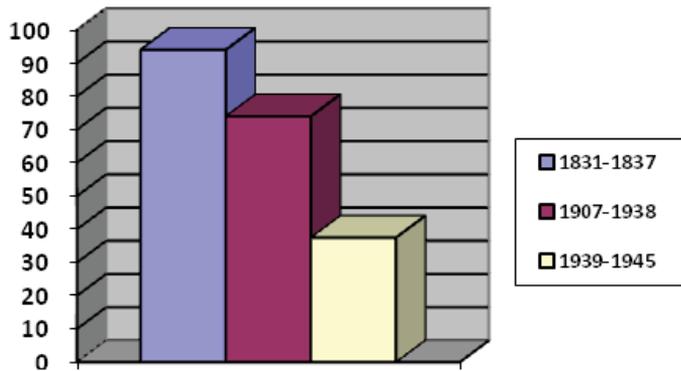


Abb. 2 Anteil der Endogamie (in %) bei Trägern tradierter Namen (Gruppe I)

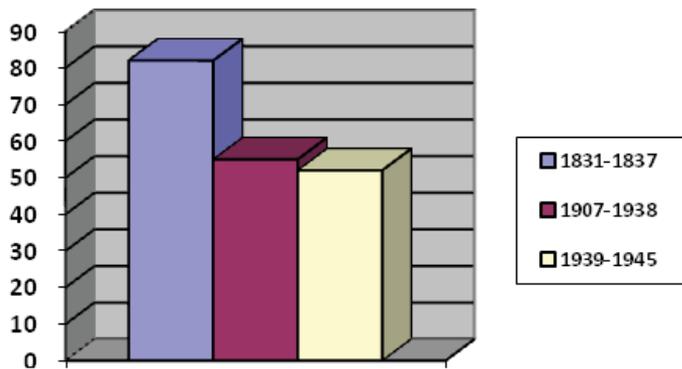


Abb. 3 Anteil der Endogamie (in %) bei Trägern von Namen II. Gruppe



J. Partsch, Karte der Sprachgrenzen in Ober- u. Mittelschlesien 1790 u. 1890.

Skala oryginalu 1:1 250 000, Breslau 1896

Źródło: J. Partsch, *Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk*, t. 1, Breslau 1896, po s. 364.

Karte 1: Quelle: Borowicz (2004:73)⁴

⁴ Die Karte wurde von Joseph Partsch (1851-1925), einem Professor für Geografie an den Universitäten in Breslau und Leipzig, gefertigt. Er galt als Autorität auf seinem Gebiet und seine Kartierungen als solide (vgl. Borowicz 2004:72).

- In den Jahren 1907–1938 kommt zu den Kontakten mit dem Leobschützer Raum (etwa: Leisnitz/Lisięcice, Königsdorf/Królowe, Tschirmkau/Czerwonków) und zu den umliegenden Ortschaften zusätzlich ein neuer Kontaktraum hinzu: Infolge der Industrialisierung begegnen wir zahlreichen Eheschließungen mit Bewohnern des oberschlesischen Industriegebietes⁵ (Zabrze, Tarnowitz/Tarnowskie Góry, Kattowitz/Katowice, Gleiwitz/Gliwice, Stroppendorf/Ostropa, Königshütte/Chorzów, Siemianowitz/Siemianowice Śląskie, Ruda/Ruda Śląska, Beuthen/Bytom). Bemerkenswert erscheint hier, dass diese Mischehen ausschließlich von kostenthalerischen Frauen geschlossen wurden, während die kostenthalerischen Männer ortsfremde Partnerinnen in den umliegenden Ortschaften suchten, und zwar in Groß Ellguth/Ligota Wielka, Karchwitz/Karchów, Koske/Kózki, Urbanowitz/Urbanowice, Mierzecin/Mierzęcin, Trawnig/Trawniki – alle diese Orte gehörten zum Kirchensprengel Kostenthal. Als Ausnahmen bei den Herkunftsorten der Bräutigame lässt sich eine Ehe mit einem Kreuzendorfer (Krzyżowniki, Kreis Namslau/Namysłów) und einem Hennersdorfer (Sidzina, Kreis Grottkau/Grotków) werten, wobei beide Herkunftsorte zum damaligen Zeitpunkt als deutschsprachig gelten können und zum Ausbreitungsgebiet der deutschen schlesischen Dialekte gehörten – zur Mundart des Brieg-Grottkauer Landes auf Karte 2.



Karte 2: Ausbreitung der deutschen schlesischen Dialekte vor dem Jahre 1945. Quelle: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d6/Schlesien_Karte_Dialekte_Vorl%C3%A4ufig.png, Stand: 07.03.2009

⁵ Die in den entsprechenden Kirchenbüchern stehenden Ortsbezeichnungen, die in der Zeit des Dritten Reiches geändert wurden, werden in dem Artikel durch die älteren Bezeichnungen ersetzt.

Im Lautstand unterschied sich diese Mundart kaum von dem Gebirgsschlesischen, zu dem Kostenthal viele sprachliche Gemeinsamkeiten aufwies. Beide Teilmundarten gehören zudem zu den sog. Stammmundarten, die den gemeinschlesischen Vokalbestand aufrechterhielten (vgl. Menzel 1954:146).

- In dem letzten Untersuchungszeitraum sind die Kontaktgebiete vielfältiger, neben den bisherigen Kontakträumen gibt es Verbindungen zu Niederschlesien (Breslau/Wrocław, Görlitz/Zgorzelec) und zu Gebieten, die zu dem heutigen geschlossenen deutschen Sprachgebiet zählen (Lambrecht, Berghausen, Mittlereck).

Aufschlussreich bei der Analyse der Endogamie in Kostenthal kann darüber hinaus die Berücksichtigung der sozialen Stellung der Brautleute sein. Obwohl nicht bei allen Trauungseinträgen der Beruf der Brautleute angegeben ist, erlauben die vorhandenen Einträge den Schluss, dass ein Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Stellung und den damaligen Heiratsgepflogenheiten besteht.

In den Jahren 1830–1837 werden in dem Trauungsbuch überwiegend keine Angaben zum Beruf der Brautleute gemacht, mitunter kommen lediglich Bemerkungen zur Witwenschaft und zur gesellschaftlichen Stellung bei Dienstleuten vor. Einmal begegnet man dort dem Eintrag *Tischlergeselle*. Rückschlüsse auf eine eventuelle Korrelation zwischen beruflicher/sozialer Stellung und der Endogamie lassen sich somit nicht ziehen. Was jedoch auffällt, ist die nicht einheitliche Reihenfolge, in der die Brautleute eingetragen sind. Stammen beide aus Kostenthal, dann geht der Name des Bräutigams dem der Braut voraus, bei Mischehen, in denen der Bräutigam ortsfremd ist, wird zuerst der Name der Braut angeführt.

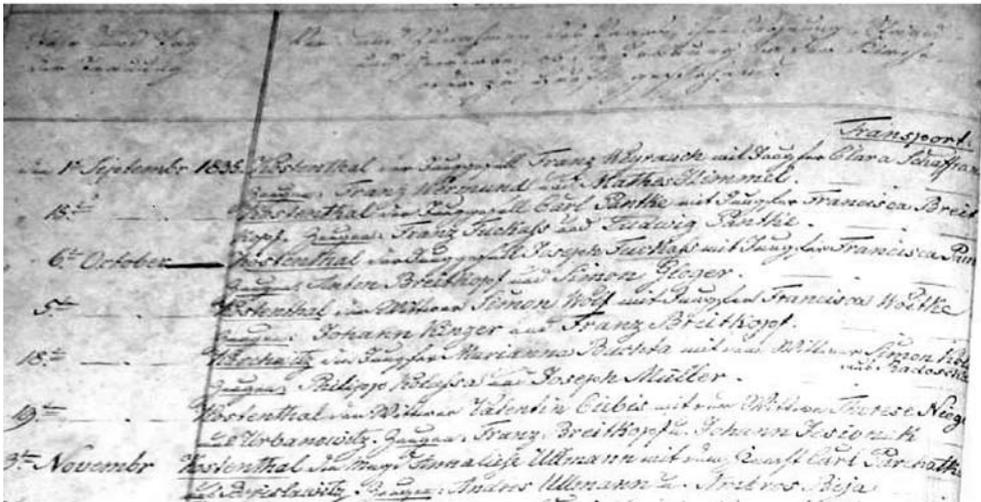


Abb. 4: Trauungseinträge aus dem Jahre 1835

Dies könnte sozioökonomisch bedingt sein: Verglichen mit den umliegenden Ortschaften stand Kostenthal wirtschaftlich höher und die Ortsbewohner waren

auch stolz auf ihre Herkunft. In einer Charakterisierung der Sprachinselbewohner aus den 30er Jahren des 20. Jh.s heißt es: „als Bauer selbstbewusst, fühlt er sich den Bauern seiner Umgebung an Kultur und Zivilisation überlegen.“ (Hirschberg 1937:570) Auch beteuert Wieczorek (1937:586f.): „Denn was in den bäuerlichen Familien noch heute gilt, galt damals in weit ausgesprochenem Sinn. Daß man nämlich nicht gern von einer größeren Wirtschaft in eine kleinere und aus einem großen Kirchdorf in einen kleinen Ort heiratet.“ Auf Ähnlichkeiten kann man diesbezüglich auch in anderen Sprachinseln verweisen. So beschrieb Kuhn (1930:168) die Unterschiede in Galizien folgendermaßen: „Auf dem Dorfe kommt verschärfend das Herrenbewusstsein der Deutschen dazu [zu Sprach- und Religionsverschiedenheiten – F.K.]. In Bandrów und Landestreu durfte früher ein deutscher Bursche mit einem ruthenischen Mädchen nicht einmal sprechen oder es auch nur grüßen, wenn er nicht aus der Dorfgemeinschaft ausgestoßen werden wollte.“⁶

In den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg betrug der Endogamieanteil bei den Brautleuten, die aus Bauern-, Halbbauern- oder Landwirtsfamilien stammten, 86%. Die Angehörigen des Bauernstandes heirateten meistens nur untereinander – Bauernsöhne heirateten Bauertöchter – sodass Fälle auftreten, in denen nicht nur die Brautleute gleiche Familiennamen tragen (*Grötschel, Mihatsch, Marx*), sondern zugleich auch deren Schwiegereltern (*Wolff*). Auch kommt es vor, dass der Bräutigam und seine Schwiegermutter den gleichen Namen haben (*Wolff, Hoffmann*). Insgesamt wohnten kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Kostenthal, welches damals 1419 Einwohner zählte, 16 Familien mit dem Namen *Himmel*, 15 *Wolff*, 11 *Breitkopf*, 13 *Frenzel*, 15 *Marx*, 7 *Mihatsch* und *Weirauch*, 5 *Gebauer*, 3 *Kinzer*, 4 *Sajak*, 6 *Unger* und 1 *Borg*, wie dem Einwohnerbuch der Stadt und des Kreises Cosel OS aus dem Jahre 1941, S. 177-181, zu entnehmen ist. Bei dem Namen *Himmel* kommen ferner 4 *Josefs* vor, die folglich auch in dem Einwohnerverzeichnis nummeriert werden.

Himmel Adolf, Auszügler, Unter-den-Wänden-Str. 139	Himmel Josef I, Schmiedemeister, Unter-den-Wänden-Str. 114
– Alfred, Bauer, Schlageterstr. 18	– Josef II, Bauer, Unter-den-Wänden-Str.126
– Anna, Witwe, Adolf-Hitler-Str. 125	– Josef III, Bauer, Schlageterstr. 21
– Eduard I, Bauer, Adolf-Hitler-Str. 70	– Josef IV, Landwirt, Kolonie 208
– Eduard II, Bauer, Adolf-Hitler-Str. 100	– Karl, Bauer, Schlageterstr. 179
– Georg, Bauer, Schlageterstr. 182	– Max, Bauer, Unter-den-Wänden-Str. 129
– Herbert, Bauer, Unter-den-Wänden-Str.139	– Oswald, Bauer, Schlageterstr. 169
– Hermann, Bauer, Adolf-Hitler-Str. 110	– Paul, Bauer, Kolonie 211

Abb. 5 Quelle: Einwohnerbuch der Stadt und des Kreises Cosel. Breslau 1941, S. 178f.

Bei den Angehörigen anderer Berufe, etwa Schmieden, Tischlern, Schuhmachern, Fleischern, Sattlern sowie Nachkommen von Stellenbesitzern, Gärtnern und Häuslern, die über weniger Rustikalstellen verfügten als die Bauern, beläuft sich der

⁶ Bei den zwei genannten Ortschaften handelt es sich um Siedlungen, die im Rahmen der Josephinischen Kolonisation in der 2. Hälfte des 18. Jh.s entstanden. 1940 verließen die Deutschen kraft des Deutsch-Sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrages ihr Gebiet.

Endogamieanteil auf 53%. Das erlaubt den Schluss, dass die Kostenthaler Bauern als die spracherhaltende Schicht aufzufassen sind.

Einschneidende Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur Kostenthals brachte die nach dem Zweiten Weltkrieg von den Siegermächten beschlossene Bevölkerungsverschiebung. Bereits 1945, noch während des Krieges, flohen die Bewohner Kostenthals vor der heranziehenden Front, viele jedoch kehrten nach dem Durchzug der Front nach Kostenthal zurück, als ihre Häuser bereits häufig von Umsiedlern aus dem Osten bewohnt waren. Die Umsiedler aus Biłka Szlachecka wurden mit der Anweisung nach Kostenthal geschickt, die dortigen Bauernhöfe zu bewohnen. Die einheimische Bevölkerung hatte jedoch nicht vor auszureisen. Daher wurden den Ostsiedlern vorläufig Wohnungen bei den Einheimischen zugeteilt, so dass in einem Haus bis zu drei Familien lebten.⁷ Das Harren auf die angekündigte schnelle Aussiedlung ließ zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen einen jahrzehntelang währenden Antagonismus entstehen. Urban (1959:255), der einst als Priester in Biłka Szlachecka tätig war und später Seelsorger in Friedrichsgrätz/Grodziec wurde, wohin ein anderer Teil der Bewohner von Biłka Szlachecka umgesiedelt wurde, berichtete recht euphemistisch, dass es in Kostenthal zunächst nicht ohne beiderseitige Reibereien und Missverständnisse abgegangen sei, die Schwierigkeiten jedoch bald ein Ende genommen hätten. Andere Beobachtungen lassen sich den Schreiben entnehmen, welche von dem Landratsamt und dem Gemeindevorsteher von Kostenthal verfasst wurden. In einem Schreiben vom 3. Mai 1945 werden die ehemaligen Bewohner von Biłka Szlachecka als kampflustig und demoralisiert charakterisiert. Sie würden stets Streit entfachen, stehlen und sich keinen behördlichen Anweisungen unterordnen. Sämtliche Bemühungen um eine Umsiedlung der ehemaligen Bewohner von Biłka Szlachecka würden auf deren starken Widerstand stoßen.⁸

Für den 18. August 1945 setzte sich das zuständige Landratsamt zum Ziel, Deutsche aus der Gemeinde Kostenthal auszusiedeln. In der Nacht vom 17. auf den 18. August wurden aus der Gemeinde Kostenthal 240 deutsche Familien ausgesiedelt. Den einheimischen Kostenthalern zufolge entsprach das ungefähr der Zahl der Familien, die keine Polnischkenntnisse vorweisen konnten. Kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs betrug das Verhältnis der einsprachigen deutschen Bevölkerung zu den zweisprachigen Bewohnern Kostenthals nämlich 2:1. Bald darauf kehrten jedoch viele deutsche Familien nach Kostenthal zurück und meldeten sich als landwirtschaftliche Arbeiter beim staatlichen Gutshof an. Dadurch wollten sie eine erneute Aussiedlung verhindern.⁹ Gegen Ende des Jahres blieb die Situation weiterhin

⁷ Vgl. Romanow (1958:65) und Buchowski (1985:5).

⁸ Vgl. Pismo StP [Starostwa Powiatowego] w Koźlu do UWŚl [Urzędu Wojewódzkiego Śląskiego] z 3 maja 1945, APO [Archiwum Państwowe w Opolu], StP [Starostwo Powiatowe] w Koźlu, t. 25, s. 19; zit. nach Madajczyk/Berlińska (2008:529).

⁹ Vgl. Protokół ZG [Zarządu Gminnego] Więszczyce z 15 września 1945, APO [Archiwum Państwowe w Opolu], StP [Starostwo Powiatowe] w Koźlu, t. 493, s.12, zit. nach Madajczyk/Berlińska (2008:477f.) und APO, StP w Koźlu, t. 491, s. 25; zit. nach Madajczyk/Berlińska (2008:529f.: Anm. 35).

angespannt und der Gemeindevorsteher von Kostenthal berichtete davon, dass die Repatrianten nicht nur ein Schrecken der einheimischen Bevölkerung, sondern auch der örtlichen Behörden seien.¹⁰ Folglich ersuchte der Gemeindevorsteher den Staatssicherheitsdienst um die Umsiedlung der Repatrianten.¹¹ Der Landrat wies daraufhin das Staatliche Repatriierungsamt (PUR) an, die Umsiedlung eines Teils der zugezogenen Familien vorzubereiten, sofern möglich, auf freiwilliger Basis.¹² Anstatt dessen kam es zu einer Ausweisung der einheimischen Bevölkerung. Romanow und Buchowski berichten, dass es 1946 und 1947 eine Ausweisungsaktion gegeben hat.¹³ Da sich die Einheimischen nicht in die neue Wirklichkeit einfinden konnten, reisten die zurückgebliebenen Kostenthaler zudem bis in die 90er Jahre des 20. Jh.s nach Westen aus. Das Miteinanderleben gestaltete sich nämlich schwierig. Bis zum Jahre 1957 wurden lediglich zwei Mischehen zwischen den alten und neuen Bewohnern Kostenthals geschlossen, eine davon fand aber bemerkenswerterweise bereits 1946 statt. Insgesamt verzeichnete man in dieser Zeit 124 Eheschließungen (vgl. Buchowski 1985:1, 5). Die alten Bewohner von Kostenthal pflegten nach dem Krieg erneut untereinander zu heiraten oder Ehegemeinschaften mit Partnern aus den umliegenden Ortschaften einzugehen, zumal die umliegenden Dörfer in weit geringerem Grad von der Aussiedlung betroffen waren. Die neuen Bewohner von Kostenthal heirateten wiederum ebenso untereinander, d.h. auch mit den neuen Bewohnern von Friedrichsgrätz, wo sich ebenfalls Umsiedler aus Biłka Szlachecka niederließen. Heute dominieren in der Bevölkerungsstruktur von Kostenthal die Nachkommen der ehemaligen Bewohner von Biłka Szlachecka. Bei den Einheimischen handelt es sich um wenige Personen fortgeschrittenen Alters, deren Nachkommen die Ortschaft meistens verlassen haben.

Bibliographie:

- BOROWICZ, D. (2004): *Mapy narodowościowe Górnego Śląska od połowy XIX wieku do II wojny światowej*. Wrocław.
- BUCHOWSKI, M. (1985): *Zmiana*. In: *Kultura* 28. S. 1, 5.
- DEBUS, F. (2001): *Die Entwicklung der deutschen Familiennamen in sozioökonomischer Sicht*. In: EICHHOFF, J./SEIBICKE, W./WOLFFSOHN, M. (Hrsg.): *Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namengebung und Namenentwicklung*. Mannheim u.a. S. 166-178. (Thema Deutsch. Band 2).

¹⁰ Vgl. APO, StP w Koźlu, t. 491, s. 25; zit. nach Madajczyk/Berlińska (2008:529f.: Anm. 35). An Silvester 1945 wurde während eines Zwischenfalls auf dem Tanzsaal ein Umsiedler getötet, und daraufhin auf offener Straße ein Einheimischer. Die Rede war von politischen Hintergründen dieses Vorfalls. Vgl. Madajczyk/Berlińska (2008:529).

¹¹ Vgl. APO, StP w Koźlu, t. 491, s. 25; zit. nach Madajczyk/Berlińska (2008:530, Anm. 35).

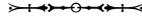
¹² Vgl. Madajczyk/Berlińska (2008:530, Anm. 35).

¹³ Vgl. Romanow (1958:65) und Buchowski (1985:5).

- Einwohnerbuch der Stadt und des Kreises Cosel OS. Bearbeitet und herausgegeben unter Mitarbeit der Behörden und Gemeinden. Breslau 1941.
- FLEISCHER, W./HELBIG, G./LERCHNER, G. (Hrsg.) (2001): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Frankfurt a. Main u. a.
- HENGST, K.: *Mazur und Motzki*. Slawische Familiennamen als kulturgeschichtliche Zeugen. In: EICHHOFF, J./SEIBICKE, W./WOLFFSOHN, M. (Hrsg.): Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namengebung und Namenentwicklung. Mannheim u.a. S. 209-225.
- HIRSCHBERG (1937): Was das Dorf sagt und singt. In: Der Oberschlesier 19/10. S. 570-576.
- KNIE, J. G. (1845): Alphabetisch-statistisch-topographische Uebersicht der Dörfer, Flecken, Städte und andern Orte [...] usw. Breslau.
- KONIETZNY, Th. (1937): Kostenthal. Eine deutsche Siedlung. In: Der Oberschlesier 19/10. S. 554-558.
- KOSIAN, A. (1937): Geschichten um die Kostenthaler Handwerker. In: Der Oberschlesier 19/10. S. 581-584.
- KUHN, W. (1930): Die jungen deutschen Sprachinseln in Galizien. Ein Beitrag zur Methode der Sprachinselforschung. Neudruck 1990. Berlin.
- MADAJCZYK, P.; BERLIŃSKA, D. (2008): Polska jako państwo narodowe. Historia i pamięć. Warszawa, Opole.
- MATTHEIER, K.J. (2003): Sprachinseltod. Überlegungen zur Entwicklungsdynamik von Sprachinseln. In: KEEL, W.D./MATTHEIER, K.J. (Hrsg.): Deutsche Sprachinseln weltweit: Interne und externe Perspektiven. Frankfurt am Main u.a., S. 13-31.
- MENZEL, W. (1954): Die schlesische Mundart. In: HAUSDORFF, K. (Hrsg.): Unser Schlesien. Stuttgart. S. 142-154.
- RAPELLI, G. (1994): Die Familiennamen der Dreizehn und Sieben Gemeinden. In: HORNUNG, M. (Hrsg.): Studien zur Dialektologie III. Die deutschen Sprachinseln in den Südalpen. Mundarten und Volkstum. Hildesheim, Zürich, New York. S. 59-78. (=Germanistische Linguistik 124-125).
- RIEHL, C. M. (2004): Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. Tübingen.
- ROMANOW, A. (1958): Ludność miejscowa i repatrianci (Komunikat z badań monograficznych wsi Gościęcín, powiat Koźle). In: Wieś współczesna 6. S. 58-82.
- SULMIERSKI, F./CHLEBOWSKI, B./WAWELSKI, W. (1883) (Hrsg.): Słownik geograficzny Królestwa Polskiego i innych krajów słowiańskich. Warszawa. Bd. IV.
- URBAN, W. (1959): Rzymsko-katolicka parafia w Gościęcínie. In: Nasza przeszłość. Bd. 9. S.249-292.
- WIECZOREK, W. (1937): Kostenthals Ausstrahlung in den Nachbarraum. In: Der Oberschlesier 19/10. S. 584-589.



Daniela Pelka



Die deutsche Sprache in Oberschlesien heute

Einführung

Bis zum Umbruch 1989 waren die Deutschen und die deutsche Sprache in Oberschlesien ein Tabu-Thema. Erst mit den politisch-sozialen Transformationen und dem Aufbau eines demokratischen Staates wurde die deutsche Minderheit in Polen anerkannt und das Deutsche erhielt den Status einer offiziellen Minderheitensprache. Waren der Gebrauch und der Kontakt mit der deutschen Sprache davor erschwert, verboten, ja sogar gefährlich, so eröffneten sich jetzt neue Möglichkeiten. Die Freiheit, die deutsche Sprache zu lernen und davon sowohl im privaten als auch im öffentlichen Leben Gebrauch machen zu können, wird durch das internationale und das polnische Recht garantiert. Zu nennen wären hier u.a. der Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17.06.1991¹, das Gesetz über das Bildungssystem vom 7.09.1991², das Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und der Republik Polen vom 28.07.1993³, die Verfassung

¹ Besonders die Artikel 20 bis 25 betreffen die Rechte und Pflichten der Angehörigen der deutschen Minderheit: Die Möglichkeit der Bewahrung ihrer sprachlichen Identität wird garantiert, sie erhalten das Recht, sich in der Öffentlichkeit ihrer Muttersprache zu bedienen, ihre Bildungs- und Kultureinrichtungen zu gründen und zu unterhalten, ihre Namen in der Form der Muttersprache zu führen und ihre Muttersprache sowie in ihrer Muttersprache auch in öffentlichen Bildungseinrichtungen zu unterrichten.

² Besonders Art. 13, der im Absatz 1 besagt, dass die Schule und öffentliche Einrichtung den Schülern die Aufrechterhaltung des nationalen, ethnischen, sprachlichen und religiösen Identitätsgefühls, und insbesondere das Erlernen der Sprache und der eigenen Geschichte und Kultur ermöglicht. Im Original: „Szkoła i placówka publiczna umożliwia uczniom podtrzymywanie poczucia tożsamości narodowej, etnicznej, językowej i religijnej, a w szczególności naukę języka oraz własnej historii i kultury.“ Wichtig für die Minderheiten ist auch die Verordnung des Ministers für Nationale Bildung und Sport vom 3. Dezember 2002 über die Bedingungen und Art der Ausführung durch Schulen und öffentliche Einrichtungen von Aufgaben, die dem Erhalt der nationalen, ethnischen, sprachlichen und religiösen Identität von Schülern, die einer nationalen Minderheit oder ethnischen Gruppe angehören, dienen (GBL. Nr. 220, Pos. 1853).

³ Der Art. 18 besagt, dass entsprechend dem Bedarf, den Mitgliedern einer nationalen Minderheit eine seelsorgerische Betreuung zu garantieren, die Diözesanbischöfe über die Organisation des seelsorgerischen Dienstes und des Religionsunterrichts in der Sprache der jeweiligen Minderheit entscheiden. Im Original: „Stosownie do potrzeby zapewnienia opieki duszpasterskiej nad członkami mniejszości

der Republik Polen vom 2.04.1997⁴, das Gesetz über nationale und ethnische Minderheiten und die Regionalsprache vom 6.01.2005⁵ und die am 12.02.2009 ratifizierte Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen.

Im Zuge der Öffnung zur Welt und der wirtschaftlichen Globalisierung ist der Kontakt mit der deutschen Sprache auch in Oberschlesien zu etwas Natürlichem und Normalem geworden. Im Folgenden soll kurz die heutige Stellung der deutschen Sprache in der Schule, der Kirche, den Medien und im öffentlichen Leben der Oppelner Region dargestellt werden.

Deutsch in der Schule

Während bis zum Umbruch 1989 Deutsch in Oberschlesien nicht einmal als Fremdsprache unterrichtet werden durfte (vgl. Łaziński 1996: 320), kann seit der Wende in allen Schulen Deutsch gelehrt werden, sofern es eine entsprechende Nachfrage gibt und die Möglichkeiten auf der Lehrerebene es erlauben.⁶ Interessierte haben Zugang zum Deutschunterricht in Kindergärten, öffentlichen Schulen, im Studium und außerhalb der Schule in Fremdsprachenkursen.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten, Deutschunterricht in den Schulen in Oberschlesien einzuführen⁷, bedingt u.a. durch den Mangel an ausgebildeten Germanisten, die die Unterrichtsaufgaben übernehmen könnten, hat sich die Situation in den nächsten Jahren entschieden verbessert. Vor allem infolge der Gründung des Germanistischen Institutes an der Universität Oppeln⁸, aber auch der Fremdsprachenlehrerkollegs und Fachhochschulen mit deutschen Sektionen konnte der Bedarf an Deutschlehrern weitgehend gedeckt werden.

Deutschunterricht wird bereits im Kindergarten angeboten. Im Schuljahr 2008/2009 haben von 340 Kindergärten der Region 43 Deutsch als Fremdsprachen-

narodowych biskupi diecezjalni decydują o organizowaniu posługi duszpasterskiej i katechizacji w języku właściwej mniejszości.”

⁴ Besonders Art. 35, in dem die Republik Polen polnischen Bürgern, die einer nationalen oder ethnischen Minderheit angehören, die Freiheit des Erhalts und der Entfaltung der eigenen Sprache, des Erhalts der Sitten und Traditionen sowie die Entwicklung der eigenen Kultur garantiert. Die nationalen und ethnischen Minderheiten haben das Recht, eigene Bildungs- und Kultureinrichtungen zu bilden. Im Original: „1. Rzeczpospolita Polska zapewnia obywatelom polskim należącym do mniejszości narodowych i etnicznych wolność zachowania i rozwoju własnego języka, zachowania obyczajów i tradycji oraz rozwoju własnej kultury. 2. Mniejszości narodowe i etniczne mają prawo do tworzenia własnych instytucji edukacyjnych, kulturalnych i instytucji służących ochronie tożsamości religijnej oraz do uczestnictwa w rozstrzyganiu spraw dotyczących ich tożsamości kulturowej.”

⁵ Besonders Kapitel 2: Gebrauch der Minderheitensprache und Kapitel 3: Bildung und Kultur.

⁶ Seit 1992 wird Deutsch auch als Minderheitensprache unterrichtet, vgl. Baron (2008: 117).

⁷ Zu den Anfängen des schulischen Deutschunterrichts in der Oppelner Region vgl. Popiołek (1993), Baron (1994).

⁸ Zu den Zahlen der hier ausgebildeten Germanisten vgl. Pelka (2007).

unterricht durchgeführt, an dem 1512 Kinder teilgenommen haben. Daneben wurde in 103 Kindergärten⁹ Deutsch als Minderheitensprache unterrichtet, an dem sich 4281 Kinder beteiligt haben. Prozentual gesehen machen Kindergärten mit DaF-Unterricht 12,6% der gesamten Kindergärten mit 6,4% der Gesamtzahl der Kindergartenkinder aus, Kindergärten mit Deutsch als Minderheitensprache machen 30% der gesamten Kindergärten mit 18% der Kindergartenkinder aus. Ein neuartiges Pilotprojekt der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen sind die sog. „Samstagsschulen“, in denen sich ab September 2009 Kinder im Alter von 6 bis 10 Jahren in vorerst zehn Ortschaften der Region fast jeden Samstag treffen sollen, um die deutsche Sprache auf spielerische Art und Weise zu erlernen, wobei mit der Immersionsmethode¹⁰ gearbeitet werden soll (vgl. Dobrzańska 2009).

Im Schuljahr 2008/2009 nahmen in der Oppelner Woiwodschaft 11012 Kinder (17,5%) am Deutsch als Fremdsprache-Unterricht in 147 Grundschulen (35,6%), 18754 Kinder (53%) in 124 Gymnasien (71%) und 31633 Kinder in 213 Oberschulen teil. Gleichzeitig lernten 17135 (27%) Kinder in 187 Grundschulen (45%) und 6766 Kinder (19%) in 60 Gymnasien (35%) Deutsch als Minderheitensprache.¹¹

Auch für die pädagogische Fortbildung des Lehrkörpers wird gesorgt: Im Rahmen des vom Oppelner Marschallamt und dem Generalkonsulat der BRD in Breslau finanzierten Niwki-Programms, das anfänglich als Umschulungsmaßnahme für Russisten konzipiert war (vgl. Łaziński 1996: 323), werden nun Deutschlehrer aller Bildungsstufen (beim Kindergarten angefangen) weitergebildet. Durch Schulungen, Seminare und internationale Kontakte sollen sie ihre Lehrerwerkstatt verbessern und imstande sein, auch andere Fächer auf Deutsch zu unterrichten (vgl. A.C. 2009). An der Fachhochschule in Neisse wiederum soll ab dem 1. Oktober 2009 ein Postgraduiertenstudium für Deutsch als Minderheitensprache starten. Neben Germanisten, die Deutsch besonders intensiv studieren, wird Deutsch von den sog. Sprachzentren im Sinne studienbegleitender Kurse für Studierende anderer Fachrichtungen angeboten. An der Universität Oppeln wurde diese Möglichkeit von mehreren Studierenden genutzt: Im akademischen Jahr 2008/2009 lernten 276 Studierende des Tagesstudiums Deutsch im ersten Semester sowie 470 im zweiten Semester, was entsprechend 19,4% und 14,3% der Gesamtzahl der an den Fremdsprachenlektoraten teilnehmenden Studierenden ausmacht.¹²

⁹ Hinzugerechnet werden müssen hier noch 35 Kindergartenabteilungen.

¹⁰ Zu den Vorteilen dieser Methode des „Eintauchens“ in die Sprache vgl. Olpińska (2005).

¹¹ Es gibt in der Oppelner Woiwodschaft keine übergymnasiale Schule mit Deutsch als Minderheitensprache-Unterricht. Eine Alternative bildet hier das Angebot von 6 Allgemeinbildenden Lyzeen mit zweisprachigen Abteilungen, in denen Deutsch als Fremdsprache unterrichtet wird. Sämtliche Angaben zu der Anzahl der Schulen stammen aus internen Materialien des Oppelner Bildungskuratoriums, vgl. Kuratorium Oświaty w Opolu (2008) und Angaben enthalten im System Informacji Oświatowej (System der Bildungsinformation).

¹² Im Abendstudium lernten 357 Studierende Deutsch im ersten Semester und 363 im zweiten Semester.

Der Deutschunterricht im außerschulischen Bereich ist statistisch kaum zu erfassen. Dass es auch hier eine Nachfrage gibt, wird durch das Angebot der kommerziellen Sprachschulen bestätigt, die neben Englisch (und in letzter Zeit auch Holländisch) in den meisten Fällen auch Deutschkurse anbieten. Die hohe Wertschätzung dieser Kurse zeigt sich auch in der Tatsache, dass der erste Preis bei einem Wettbewerb des Oppelner Radiosenders in diesem Jahr die Teilnahme an einem Deutschkurs war.

Kinder und Jugendliche im Schulalter nehmen an zahlreichen Wettbewerben der deutschen Sprache teil. Dazu gehören nicht nur diverse Deutsch-Olympiaden¹³, sondern darüber hinaus z.B. der Rezitationswettbewerb „Jugend trägt Gedichte vor“ und der polenweite literarische Wettbewerb „In der Sprache des Herzens“.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts stand Deutsch in Polen wieder so hoch im Kurs, wie es zuletzt vielleicht um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Fall war (vgl. Gruzca 2001: 1530), und in Oberschlesien infolge des immensen Nachholbedarfs wohl noch höher.

Deutsch in der Kirche

Auch in der Kirche der Oppelner Diözese spielt die deutsche Sprache eine wichtige Rolle. Ähnlich wie in den Schulen war nach dem Zweiten Weltkrieg Deutsch in sämtlichen seelsorgerisch-liturgischen Tätigkeitsformen verboten. Erst 1989 konnten Angehörige der Minderheiten auch für den Bereich der Religionspraxis den Gebrauch ihrer Muttersprache fordern. Angehörige der deutschen Minderheit wohnen in 235 von 396 Pfarrgemeinden der Diözese Oppeln.¹⁴ Als zahlreich vertretene Gruppe werden sie auch in den Statuten der ersten Synode der Oppelner Diözese berücksichtigt.¹⁵ Ihnen entsprechend hat jede – also auch die deutsche – Minderheit das Recht auf den Gebrauch der eigenen Sprache im religiösen Leben und in der liturgischen Seelsorge (Statut 12.1). Diese Sprache sollte auch in der seelsorgerischen Arbeit, insbesondere im Religionsunterricht, bei der Vorbereitung der Kinder und Jugendlichen zur Teilnahme an der Liturgie in der Sprache der Minderheit berücksichtigt werden (12.4). Die Minderheiten haben das Recht auf Hl. Messen in ihrer Muttersprache, die nach Möglichkeit jeden Sonn- und Feiertag gelesen werden sollten (90), wobei das zweisprachige Modell empfohlen wird, damit die Liturgie auch für Menschen verständlich ist, die die Sprache der Minderheit nicht beherrschen (92).

¹³ Sie werden in verschiedenen Typen von Schulen von verschiedenen Institutionen, wie z.B. dem Hauptkomitee der Deutscholympiade in Posen, dem Fremdsprachenlehrerkolleg in Oppeln oder der SKGD veranstaltet. An der Schuletappe der Gesamtpolnischen Deutscholympiade für Oberschüler nahmen in der Oppelner Woiwodenschaft im Schuljahr 2004/5: 1413 Schülerinnen und Schüler, in den folgenden Jahren: 2005/6: 1434; 2006/7: 785; 2007/8: 1129; 2008/9: 400 Schülerinnen und Schüler teil.

¹⁴ An anderen Minderheiten leben in der Diözese Oppeln noch Ukrainer und Roma.

¹⁵ Statuten 2, 10 – 12, 90 – 92, vgl. Kuria Diecezjalna w Opolu (2005). Bereits 1990 und 1992 gab Bischof Nossol Weisungen bezüglich der Minderheitenseelsorge in der Diözese Oppeln heraus, vgl. Nossol (1991) und (1994), und auch das bereits angesprochene Konkordat aus dem Jahr 1993 regelte die Rechte der Minderheiten auf kirchlicher Ebene.

Der erste regelmäßige Sonn- und Feiertagsgottesdienst in deutscher Sprache wurde am 4. Juni 1989 auf dem St. Annaberg abgehalten (vgl. Kneip 2000: 285). Nach Angaben der Oppelner Kurie werden zurzeit in 165 Pfarrgemeinden der Oppelner Diözese Hl. Messen in deutscher Sprache gelesen, davon in 91 jeden Sonntag, in 40 zweimal und in 26 einmal im Monat.¹⁶ Nachrichten über die Minderheitenseelsorge werden von Prälat Wolfgang Globisch, dem Minderheitenseelsorger und Vorsitzenden des Minderheitenrates der Oppelner Diözese, in dem Bulletin „Die Heimatkirche. Informationen der Seelsorge für die Minderheiten in der Diözese Oppeln und anderswo“ bekannt gegeben, dessen Druck vom polnischen Innenministerium gefördert wird. Das kleine Blatt erscheint mit einer Zusammenfassung in polnischer Sprache. Ein fester Punkt im Kirchenjahr ist auch die Minderheitenwallfahrt auf den Sankt Annaberg/Góra Św. Anny sowie die Wallfahrt nach Mariahilf/Zlate Hory und nach Wartha/Bardo. Auch hier kommt die deutsche Sprache in den Gebeten und Kirchenliedern zum Einsatz. Das insbesondere für diese Andachten zusammengestellte deutsch-polnische Gebetbuch „Weg zum Himmel“ leistet dabei gute Dienste.

Die „Sprache des Herzens“¹⁷ wird auch bei der Beichte¹⁸, der Krankensalbung und anderen Sakramenten verwendet.¹⁹ Um diesen Aufgaben nachzukommen, sollten auch die Pfarrer der Oppelner Diözese deutsch sprechen. Bereits unmittelbar nach seiner Wahl zum Bischof der 1972 gebildeten Oppelner Diözese führte Alfons Nossol 1977 Deutsch als Fremdsprache im Priesterseminar in Neisse ein (vgl. Madajczyk 2001:312). Da heute die Kandidaten fürs Priesteramt des Priesterseminars der Oppelner Diözese zugleich Studenten der Theologischen Fakultät der Universität Oppeln sind, haben sie die Möglichkeit, im Rahmen ihres Studiums zwischen mehreren Sprachen zu wählen. Im 5. und 6. Semester haben sie allerdings das Zusatzfach „Deutschsprachige Seelsorge“ (je 30 Übungen) und im 9. Semester „Liturgische Minderheitenseelsorge“ (15 Vorlesungen).²⁰

Deutsch in den Medien

Zugang zur deutschen Sprache in Oberschlesien hat man heute auch dank der deutschen Zeitungen und Zeitschriften, die an zahlreichen Kiosken gekauft werden

¹⁶ Es fehlen Angaben zu 8 Pfarrgemeinden. Vgl. http://www.diecezja.opole.pl/index.php?option=com_content&task=view&id=394&Itemid=172&limit=1&limitstart=3, Stand: 31.07.2009.

¹⁷ Nossol versteht darunter die Sprache, „in der die Mutter die ersten Gebetsworte zu ihrem Kind spricht; in dieser Sprache betet und rechnet der Mensch“, zitiert nach Kneip (2000:284).

¹⁸ Davon zeugt ein im Sommer 2009 an einem der Beichtstühle der Franziskanerkirche in Oberglogau/Głogówek angebrachter Zettel: „Beichte nur auf Polnisch“. Dass dadurch die Beichte in anderen Sprachen außer Deutsch ausgeschlossen werden sollte, ist eher unwahrscheinlich.

¹⁹ Privat erteilte Sakramente gab es schon vor der Wende, vgl. Madajczyk (2001: 327). Die erste Ehe in deutscher Sprache wurde 1991 in Zabelkau/Zabelków bei Ratibor geschlossen, vgl. Matelski (1999: 310).

²⁰ Nach dem Studienplan für das akademische Jahr 2008/2009. Vgl. http://www.wt.uni.opole.pl/attachments/125_kap.pdf, Stand: 31.07.2009.

können, sowie durch Bücher.²¹ Über umfangreiche Sammlungen deutschsprachiger Bücher verfügen nicht nur die wissenschaftlichen Einrichtungen, wie das Germanistische Institut der Universität Oppeln, das Schlesische Institut, die Fremdsprachenkollegs und Fachhochschulen, sondern darüber hinaus auch die Österreich-Bibliothek und die Caritas-Zentralbibliothek in Oppeln sowie zahlreiche weitere öffentliche Bibliotheken. In ihren Beständen befinden sich häufig auch deutsche Presseprodukte. Hauptsächlich ältere Dorfeinwohner, die schwer von Zuhause wegkommen, nehmen das Angebot der Bücherbusse der Caritas in Anspruch, die in die jeweilige Ortschaft kommen und deutschsprachige Literatur und Fachbücher zur Ausleihe anbieten.

Auch vor Ort werden deutschsprachige Zeitungen herausgegeben: Neben der im Senfkorn-Verlag herausgegebenen Monatsschrift „Schlesien heute“ und dem 2-Wochenmagazin „Oberschlesien“²² erscheint im Oppelner „Silesiapress“ das deutsch-polnische „Schlesische Wochenblatt“, das mit einer Auflage von 6500 Exemplaren die größte Minderheitenwochenschrift in Polen ist. Neben Informationen aus Wirtschaft, Kultur und Sport sowie Reportagen und Berichten über die wichtigsten kulturellen und gesellschaftlichen Ereignisse²³ enthält sie die an Jugendliche gerichteten Seiten „Universum“, die hauptsächlich Themen wie: Bildungspolitik, Studieren in Deutschland, Stipendien- oder Au-pair-Aufenthalte in Deutschland, Erlebnisse deutscher Praktikanten in Polen, aber auch Themen wie Film, Kino, Musik, Fernsehen, Unterhaltungsbranche u.ä. behandeln. Der Bund der Jugend der Deutschen Minderheit gibt die Vierteljahresschrift „Antidotum“²⁴ heraus, bei der sich auch angehende Journalisten versuchen können, und die Vereine Deutscher Hochschüler in Polen die „VDH-Mitteilungen“.

Auch dank der elektronischen Medien begegnet man der deutschen Sprache. Der Internet- und Satellitenanschluss ermöglicht den Zugang zu deutschen, österreichischen und schweizerischen Radio- und Fernsehsendungen, aber auch der polnische Rundfunk bietet Interessierten kurze deutschsprachige Sendungen oder Nachrichten an.

Das Fernsehprojekt und damit die elektronischen Medien der deutschen Minderheit entstanden im Sommer 1992. Somit waren die Deutschen die erste Minderheit in Polen, die ihre Aktivitäten im Fernsehen entwickelt hatte. Ab 1994 wurde das deutschsprachige Fernsehmagazin „Schlesien Journal“ regelmäßig ausgestrahlt. Nach kurzen Auszeiten in den Jahren 2000–2001 wird das Journal heute über die Regionalsender TVP Opole und TVP Katowice wöchentlich in der Länge von 15 Minuten ausgestrahlt. Es bietet Nachrichten über das Leben der deutschen Minderheit und publizistische Beiträge, die sich auf das Leben der deutschen Minderheit und

²¹ Früher mussten sie oft über die Grenze geschmuggelt werden.

²² Bis 2005 unter dem Titel „Unser Oberschlesien“.

²³ Aus dem Bezirk Schlesien in der Beilage „Oberschlesische Stimme“.

²⁴ Auflage von 5000 Exemplaren, vgl. Koziol (2009: 26).

die deutsch-polnischen Beziehungen konzentrieren. In den Jahren 1997 und 2002 wurde die Sendung mit dem angesehenen deutsch-polnischen Journalistenpreis ausgezeichnet.

Im Rahmen der Medienproduktionsgesellschaft „Pro Futura“ wurde im April 1998 mit der Produktion der Radiosendung „Schlesien Aktuell“ für das öffentliche Radio Opole begonnen. Die Sendung entstand dadurch, dass Journalisten der „Pro Futura“ einige Jahre zuvor Kontakt mit dem Westdeutschen Rundfunk in Köln aufgenommen und dadurch entsprechende Erfahrungen gesammelt haben. In den ersten Jahren wurde die 15-minütige Sendung dreimal in der Woche ausgestrahlt. Ab 2004 wurden die Sendezeiten ausgedehnt: Heute werden jede Woche von Montag bis Donnerstag vier Sendungen in der Länge von 25 Minuten ausgestrahlt. Eine Sendung „Schlesien Aktuell“ umfasst meist Nachrichten aus dem Leben der deutschen Minderheit und einen publizistischen Teil, sowie andere journalistische Formen: Studiogast, Buch- und Musiktipp, Kalendarium oder Veranstaltungstipp. Daneben produziert Radio Opole noch die Sendung „Nasz Heimat“, die einmal in der Woche ausgestrahlt wird. Auch kleinere Radiosender strahlen verschiedene Programme für und über die deutsche Bevölkerung in Oberschlesien in deutscher Sprache oder im deutsch-polnischen Modus aus, z.B. Radio Vanessa: „Mittendrin“, „Deutsche Stimme aus Ratibor“, Radio Plus: „Presseschau“, „Unikum“ und Radio Park: „Kaffeeklatsch“.

Ältere und neuere deutsche Kinoproduktionen können im Rahmen der seit 8 Jahren von Vereinen der deutschen Minderheit in Polen gemeinsam mit den ifa-Kulturmanagern organisierten deutschen Kinowochen kennen gelernt werden. Finanziert werden sie vom Institut für Auslandsbeziehungen (ifa) und der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit.

Deutsch im öffentlichen Leben

Heute findet man die deutsche Sprache in Oberschlesien praktisch überall: Fährt man durch die Oppelner Gegend, sieht man zweisprachige Ortsschilder, die inzwischen viele Orte haben. Bleibt man in einer Ortschaft stehen, laden zweisprachige Werbeschilder diverser Geschäfte ein. Betritt man einen Laden, findet man Produkte mit deutschen Aufschriften auf den Etiketts und geht man in ein Restaurant, bekommt man das Menü auch in deutscher Sprache. Besucht man eine Buchhandlung, findet man deutschsprachige Literaturausgaben, aber auch zahlreiche deutsch- oder zweisprachige Alben über die Region, ihre Sehenswürdigkeiten und ihre Geschichte. Sucht man ein Souvenir, findet man viele Kleinigkeiten mit deutschen Aufschriften.

Die deutsche Sprache hört man bei verschiedenen Veranstaltungen diverser Organisationen der Deutschen Minderheit, wie z.B. der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen, dem Verband Schlesischer Bauern, dem Verband Schlesischer Landfrauen, dem Verein Deutscher Hochschüler in Polen zu Oppeln und zu Ratibor, der Akademischen Verbindung Salia-Silesia zu Gleiwitz u.a. Sie wird aber auch bei diversen (populärwissenschaftlichen) Veranstaltungen anderer Einrichtungen, wie

z.B. des Eichendorff-Zentrums, der Caritas-Zentralbibliothek oder des Institutes für Auslandsbeziehungen (IfA) eingesetzt. Eine wichtige Rolle spielt hier das Haus der deutsch-polnischen Zusammenarbeit.²⁵ Seit einigen Jahren findet im Herbst im Schloss Groß Stein das Schlesien-Seminar statt, bei dem schon verschiedene Themenbereiche diskutiert wurden. Die Themen der letzten Jahre waren: Aus der Vergangenheit für die Gegenwart lernen (2001), Schlesien als geliebtes Europa (2002), Auf den Spuren schlesischer Schicksale (2003), Die Entwicklung Schlesiens (2004), Zwischen Deutschland und Polen. Schlesien – ein Grenzgebiet oder eine Brückenlandschaft? (2005), Die Zusammenarbeit zwischen den Deutschen und den Polen vor dem Hintergrund neuer Herausforderungen (2006), Schlesien in der deutsch-polnischen und europäischen Interessengemeinschaft (2007), Die Sprachen der Schlesier (2008). Sowohl die Referate als auch die anschließenden Diskussionen finden sowohl auf Deutsch als auch auf Polnisch statt, wobei alle Beiträge simultan in die jeweils andere Sprache übersetzt werden.

Auch bei vielen kulturellen Veranstaltungen begegnet man der deutschen Sprache. Die Oppelner Philharmonie, viele kleine Chöre und Bands führen in ihrem Repertoire deutsche Lieder.²⁶ Oft gastierten in der Region Kulturgruppen aus Deutschland, es wurden Theaterstücke und Operetten auf Deutsch aufgeführt. Viele Städte und Gemeinden haben Partnerschaften mit deutschen Gemeinden unterzeichnet und laden ihre Partner zu gemeinsamen Veranstaltungen in Oberschlesien ein. Von den vielen Ortschaften seien hier nur einige ausgewählt erwähnt: Opole/Oppeln unterhält partnerschaftliche Beziehungen zu Potstam (seit 1973), Mühlheim an der Ruhr (seit 1989) und Ingolstadt (seit 2000), Neisse/Nysa zu Lüdinghausen (seit 1993) und Ingelheim (seit 2002), Krappitz/Krapkowice zu Neugersdorf (seit 2001) und Wissen (seit 2000), Prudnik/Neustadt zu Northeim (seit 1990), Oberglogau/Głogówek zu Rietberg (seit 1998) und Kreuzburg/Kluczbork zu Bad Dürkheim (seit 2000). Selbst Dorfgemeinden haben Partnerschaften unterzeichnet, wie z.B. Klein Strehlitz/Strzeleczyki mit der Verbandsgemeinde Bitburg-Land (seit 2000) und Walzen/Walce mit der Gemeinde Berg bei Neumarkt in der Oberpfalz (seit 1997).

Durch die Öffnung der Grenzen und die auf diese Weise geschaffene Möglichkeit unbeschwerter Reisen in die deutschsprachigen Länder können die Schlesier auch direkten Kontakt zur lebendigen deutschen Sprache in natürlichen Situationen aufnehmen. Viele nutzen die Gelegenheit eines Besuches in den deutschsprachigen Ländern nur für eine relativ kurze Zeit, viele haben allerdings schon jahrelang intensiven Kontakt mit den binnendeutschen Varietäten als Pendler zu ihren Arbeitsstellen in Deutschland, was mit Sicherheit auch einen Einfluss auf den privaten Gebrauch der deutschen Sprache in den Familien hat, denn nicht selten hört man junge

²⁵ Es organisiert u.a. Treffen mit Schriftstellern, Politikern sowie Kunst- und Sprachwerkstätten für Jugendliche; vgl. Berlińska (2000: 457).

²⁶ Seit 1992 findet in Walzen/Walce ein Festival der Chöre und Bands und seit 1993 in Leschnitz/Leśnica eine Orchesterschau der Deutschen Minderheit statt.

Eltern, die in Deutschland oder Österreich arbeiten, an Wochenenden mit ihren Kindern in Oberschlesien Deutsch sprechen.

Ausblick

Gemäß den Empfehlungen der Europäischen Kommission sollten alle Bürger der Union mindestens drei Sprachen beherrschen: ihre Muttersprache und zwei weitere europäische Sprachen.²⁷ Diese sollen ihnen ermöglichen, ihren Platz in der multilingualen und multikulturellen europäischen Gemeinschaft zu finden und die sich daraus bietenden Chancen zu nutzen. Von der immensen Bedeutung der Sprachen in unserer Welt braucht man wohl keinen mehr zu überzeugen und aus dem Beitrag geht deutlich hervor, dass man nicht einmal ins Ausland fahren muss, um davon Gebrauch machen zu können. Englisch spielt zwar heute in der modernen multilingualen Welt die führende Rolle, doch im Leben der Opolner Region ist es nur beschränkt präsent. Will man in diesem Raum aktiv am öffentlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben teilnehmen, sollte man auf jeden Fall die Gelegenheit nutzen und Deutsch lernen, damit man von den zahlreichen Möglichkeiten und Angeboten der hiesigen Institutionen und anderer Einrichtungen Gebrauch machen kann.

Bibliographie:

- A.C., 2009, Język i kultura. Niwki na przyszły rok szkolny, in: Schlesisches Wochenblatt Nr. 23 (896), 5-11.06.2009, S. 12.
- BARON P., 1994, Kultura i szkolnictwo mniejszości niemieckiej w Polsce ze szczególnym uwzględnieniem Górnego Śląska, in: Lis M. (Hrsg.), Polacy i Niemcy. Płaszczyzny i drogi normalizacji. Kultura. Materiały z sympozjum naukowego odbytego w Opolu w dniach 26-28 maja 1994 roku, Opole, S. 89-95.
- BARON, P., 2008, Osiemnaście lat nauczania języka niemieckiego jako języka mniejszości narodowej w Polsce ze szczególnym uwzględnieniem województwa opolskiego, in: Rocznik łubowicki/Lubowitzer Jahrbuch/Łubowická ročenika VI, S. 113-125.
- BERLIŃSKA D., 2000, Mniejszość niemiecka w Polsce, in: Bingen D./Malinowski K. (Hrsg.), Polacy i Niemcy na drodze do partnerskiego sąsiedztwa. Próba bilansu dziesięciolecia 1989-1998, Poznań, S. 445-461
- DOBRZAŃSKA A., 2009, Deutsche Sprache und Identität stärken, in: Schlesisches Wochenblatt Nr. 30 (903), 24-30.07.2009, S. 1, 3.
- GRUCZA F., 2001, Deutschunterricht und Germanistikstudium in Polen, in: Helbig G./Götze L./Henrici G./Krumm H.-J. (Hrsg.), Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch, 2. Halbband, Berlin/New York, (= HSK 19.2), S. 1528-1543.

²⁷ Vgl. Office for Official Publications of the European Communities, European Commission (2004).

- http://www.diecezja.opole.pl/index.php?option=com_content&task=view&id=394&Itemid=172&limit=1&limitstart=3, Stand: 31.07.2009.
- http://www.wt.uni.opole.pl/attachments/125_kap.pdf, Stand: 31.07.2009.
- KNEIP M., 2000, *Die deutsche Sprache in Oberschlesien. Untersuchungen zur politischen Rolle der deutschen Sprache als Minderheitensprache in den Jahren 1921-1998*, Dortmund.
- Konkordat między Stolicą Apostolską i Rzeczpospolitą Polską, podpisany w Warszawie dnia 28 lipca 1993 r. (Dz. U. z dnia 23.02.1998, nr 51, poz. 318)
- Konstytucja Rzeczypospolitej Polskiej z dnia w 2.04.1997 (Dz. U. z 1997 r. Nr 78, poz. 483)
- Kuratorium Oświaty w Opolu, 2008, *Edukacja dzieci i młodzieży mniejszości niemieckiej na terenie województwa opolskiego*.
- KOZIOL P., 2009, *Dużo sukcesów dla redakcji antidotum*, in: *Antidotum* 1/2009 (16), S. 26.
- ŁAZIŃSKI M., 1996, *Die Sprachenpolitik gegenüber der deutschen Minderheit in Polen*, in: Marti R. (Hrsg.), *Sprachenpolitik in Grenzregionen, Saarbrücken*, S. 317-325.
- MADAJCZYK P., 2001, *Niemcy polscy 1944-1989*, Warszawa.
- MATELSKI D., 1999, *Niemcy w Polsce w XX wieku*, Poznań.
- NOSSOL A., 1994, *Drugie Wskazania Dotyczące Duszpasterstwa Grup Mniejszościowych w Diecezji Opolskiej vom 3.11.1992*, in: *Wiadomości Urzędowe Diecezji Opolskiej* 49, 9, S. 417-419.
- NOSSOL A., 1991, *Wskazania Dotyczące Duszpasterstwa Grup Mniejszościowych w Diecezji Opolskiej vom 16.10.1990*, in: *Wiadomości Urzędowe Diecezji Opolskiej* 46, 10-11, S. 401-403.
- Office for Official Publications of the European Communities, European Commission (2004): *Promoting language learning and linguistic diversity. An action plan 2004-2006*.
- OLPIŃSKA M., 2005, *Chancen der bilingualen Kindergartenerziehung*, in: Baron P. (Hrsg.), *Dwujęzyczność w przedszkolu i w I etapie edukacyjnym*, Opole, S. 53-61.
- PELKA D., 2007, *Fünfzehn Jahre Oppelner Germanistik (1990-2005)*, in: Abmeier H.-L./Chmiel P./Grosch W./Lempart M./Stanziel J. G./Zylla W. (Hrsg.), *Oberschlesisches Jahrbuch 2005/2006 (Bd. 21/22)*, Münster, S. 159-172.
- POPIOŁEK A., 1993, *Nauczanie języka niemieckiego w szkołach województwa opolskiego*, in: Lis M. (Hrsg.), *Polacy i Niemcy. Płaszczyzny i drogi normalizacji. Duszpasterstwo i szkolnictwo. Materiały z sympozjum naukowego odbytego w Opolu w dniach 14-16 października 1993 roku*, Opole, S. 38-42.
- Rozporządzenie Ministra Edukacji Narodowej i Sportu z dnia 3 grudnia 2002 r. w sprawie warunków i sposobu wykonywania przez szkoły i placówki publiczne zadań umożliwiających podtrzymywanie poczucia tożsamości narodowej, etnicznej, językowej i religijnej uczniów należących do mniejszości narodowych i grup etnicznych (Dz. U. Nr 220 Poz. 1853).
- Kuria Diecezjalna w Opolu (Hrsg.), 2005, *Pierwszy Synod Diecezji Opolskiej (2002-2005). Statuty i aneksy. Parafia u progu nowego tysiąclecia*, Opole.
- Ustawa o systemie oświaty z dnia 7 września 1991 r. (Dz. U. z 1991 r. Nr 95, poz. 425, tekst ujednolicony – zawiera zmiany wprowadzone ustawą z dnia 2 lipca 2004 r., która weszła w życie z dniem 21 sierpnia 2004 roku – Dz. U. z 2004 roku Nr 173, poz. 1808)

Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit vom 17.06.1991.

WILK M., 2008, Rozwój publicznego szkolnictwa Mniejszości Niemieckiej na Śląsku, in: Śląsk Opolski, 3-4 (68-69), rok XVIII, S. 42-48.



Marcin Michoń



Die Lodzer Deutschen und ihre Identität in der Zeit 1863–1915 am Beispiel der *Lodzer Zeitung*

1. Einführung

Die deutsche Sprachinsel Łódź befand sich im geographischen Sinne nie im deutsch-polnischen Grenzgebiet. Diese Enklave¹ ist ein gutes Beispiel für die gegenseitige Beeinflussung der Nachbarsprachen, aber nicht, weil die Sprachteilhaber über eine Grenze hinweg Kontakte pflegen, sondern, weil an ihrem Wohnort die nationalen, kulturellen und sprachlichen Grenzen größtenteils aufgehoben wurden.

Als die Stadt Łódź im 19. Jahrhundert ihre Blütezeit erlebte, fühlten sich dort Vertreter vieler Völker zu Hause. Bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts dominierten in der Bevölkerung die s.g. Lodzer Deutschen – im Jahre 1839 bildeten sie sogar 78% der Gesellschaft² (vgl. dazu Oskar Kossmann 1966:164).

¹ Sprachinsel/Enklaven sind durch Abwanderung kleiner Gruppen (bes. Bauern, Handwerker, Bergleute) in anderssprachige Gebiete entstandene Siedlungs- und Sprachgemeinschaften, die in ihrer sprachlichen Entwicklung gegenüber dem Herkunftsland relativ konservativ sind (Bußmann 2002: 191f).

² Das 19. Jahrhundert war für Łódź besonders wichtig. Die Entwicklung der Stadt gewann in dieser Zeit vor allem dank der Einwanderer an Schwung. Bald wurde aus einem kleinen Städtchen eine Industriestadt, von der man sagt, dass ihr heutiges Bild das Erbe einer einträchtigen Zusammenarbeit von vier Nationalitäten ist. Vor allem Deutsche, Russen, Polen und Juden, aber auch kleinere Gruppen von Tschechen, Franzosen und Schweizern prägten das Bild der Stadt (vgl. dazu Kossmann 1966: 164, Weigt 2004: 575, Woźniak 1997, Radziszewska 2005: 213ff). Łódź ist heute mit etwa 750 000 Einwohnern die drittgrößte Stadt Polens. Zu dem Zeitpunkt, als die Entwicklung der Metropole deutlich beschleunigte, nämlich im Jahre 1815, war sie ein Teil des Königreichs Polen, das durch eine Personalunion mit Russland verbunden war. Im Jahre 1820 hatte Łódź nur 767 Einwohner und im Jahre 1931 wurden es über 600 000. Die Anfangsphase der Entwicklung war mit einer großen Einwanderungswelle der Deutschen in die Stadt verbunden. Zwischen 1831 und 1864 bildeten die Deutschen eine Mehrheit von drei Vierteln in der Bevölkerung der Stadt. Im heutigen Zentralpolen bildete sich in dieser Zeit eine deutsche Kultur- und Sprachinsel heraus, in der vor allem Einwanderer aus Sachsen und Schwaben eine neue Heimat suchten und fanden (vgl. dazu Kossmann 1966: 164, Kessler 2001: 17f, Radziszewska 2005: 215).

Die Enklaven der deutschen Sprache und Kultur haben es an sich, dass sie durch den Einfluss der multikulturellen und –sprachlichen Umgebung geprägt werden und dadurch eine kulturelle Eigenart aufweisen und eine sprachliche Variante der Gemeinsprache gebrauchen. So war es im Falle der Deutschen in Łódź in der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts. Die Erforschung des Wesens der Lodzer Deutschen ist umso interessanter, weil es nicht von einer, sondern von mehreren Sprachen und Kulturen, vor allem von polnischen, russischen und jüdischen Nachbarn beeinflusst wurde.

Im 19. Jahrhundert strebten die Deutschen in Łódź so wie die Bewohner anderer Sprachinseln danach, eine eigene Zeitung herausgeben zu dürfen und somit ihr kulturelles und sprachliches Gut zu pflegen. Die Tatsache, dass die erste Zeitung in Łódź, die die Druckerlaubnis der russischen Obrigkeit bekam, ein deutsches Blatt war, verdanken die Herausgeber dem Bedürfnis einer neuen und wirksamen Litfaßsäule in der Stadt, durch die amtliche Bekanntmachungen verbreitet werden konnten. Deswegen waren die Texte im „amtlichen und geschäftsvermittelnden Ressort“³ zunächst deutsch, polnisch und russisch.

Die erste Zeitung in Łódź, die *Lodzer Zeitung*, die zwischen 1863 und 1915 von der aus Sachsen stammenden Familie Petersilge herausgegeben wurde⁴, ist das Untersuchungsobjekt vieler Projekte (vgl. dazu Abb. 1). Im folgenden Beitrag soll sie in einer konfrontativen Studie dargestellt werden. In den Ausgaben der Lodzer



Abb. 1. Der Kopf der Titelseite der ersten Ausgabe des Blattes

Zeitung wird eine partielle Antwort auf die Frage gesucht: Was die sprachliche und kulturelle Identität⁵ der Lodzer Deutschen im 19. Jahrhundert auszeichnet? Bei einer

³ So wurde dieser Teil der Zeitung 1903 von Emil Löbl in einem der ersten Handbücher für Journalisten genannt. Den Inhalt damaliger Zeitungen teilt er in vier Ressorts ein: in den referierenden Teil, den rasonierenden und propagandistischen Teil, den publizitäts- und geschäftsvermittelnden Teil und schließlich den schöngeistigen Teil (vgl. dazu Löbl 1903: 44, Püschel 2005).

⁴ Die Zeitung hieß bis zum 1. Januar 1865 *Łódzkie Ogłoszenia/Łodźer Anzeiger*. Sie wurde dann in die *Lodzer Zeitung* unbenannt.

⁵ Die Identität ist nach Duden (1977: 1313) Echtheit einer Person oder Sache; völlige Übereinstimmung mit dem, was sie ist oder als was sie bezeichnet wird.

so großen Gruppe von Menschen ist eine völlige Festlegung der Identität unmöglich, deswegen werden im vorliegenden Beitrag anhand von Texten des ältesten Vertreters der Lodzer deutschen Presse einige Tendenzen skizziert.

2. Zur Sprache der Lodzer Zeitung

Das Blatt hielt von Beginn an die binnendeutschen Zeitungsstandards in Bezug auf die Sprache, Typographie und Funktion ein. Die sprachliche Eigenart der Lodzer Deutschen, die anhand anderer Dokumente festgestellt werden kann⁶, kommt in der Presse weniger zum Vorschein. Trotzdem kann Folgendes bemerkt werden:

Hinsichtlich der Lexik kann festgestellt werden, dass sich die Journalisten der Lodzer Zeitung im Allgemeinen derselben Lexik bedienen, wie Ihre Kollegen in Deutschland. Allerdings gibt es zu dieser Regel einige Ausnahmen, die als Verweis auf die sprachliche Eigenart der Deutschen in Łódź verstanden werden können. In den Texten, vor allem im lokalen Teil, werden Fremdwörter bevorzugt, z.B.:

Rayon für Bezirk/Kreis, *Peripherien* für Randgebiete, *Komitee* für Ausschuss, *Präses* für Vorsitzende, *Hospitäler* für Krankenhäuser oder *Fuhren* hier für Wagenladung.

In Bezug auf die Rechtschreibung ist festzuhalten, dass die Journalisten vor allem bei Eigennamen in den lokalen Angaben die Schreibweise an das Deutsche Lautsystem angepasst haben, wobei sie auch in manchen Fällen gegen die polnischen Rechtschreibregeln verstoßen, z. B.: *Roguw* (was im Polnischen als orthographischer oder Druckfehler gelten würde – *Rogów*), aber auch *Stykw* (*Stryków*), oder *Piotrkow* statt *Piotrków* oder des deutschen *Petrikau*. Dasselbe betrifft die Straßennamen, wie etwa *Lonkowastraße* (*Łąkowa*) oder *Krutka* (*Krótko*). Diese Beispiele stammen aus den Ausgaben des Jahres 1914 und beweisen, dass im Drucksatz auf polnische Patrizen verzichtet wurde. Andererseits haben die deutschen Journalisten die in der Bevölkerung der Stadt gebräuchlichen Bezeichnungen denjenigen vorgezogen, die mit dem allgemeinen deutschen Sprachsystem einträchtig wären.

Für die Untersuchung auf der syntaktischen Ebene sind besonders die zweisprachigen Texte der Anzeigen und Bekanntmachungen interessant. Über die Vorgehensweise der Redaktion bei der Vorbereitung dieser Texte gibt es leider nur wenig Informationen. Viele zweisprachige Texte sind im syntaktischen Sinne als Spiegelbilder zu betrachten. Aufgrund mancher Ähnlichkeiten im syntaktischen System des geschriebenen Deutschen und Polnischen im 19. Jahrhundert kann nicht eindeutig festgestellt werden, welcher Text als Vorlage für die Übersetzung galt (vgl. dazu Zenon Weigt 2002: 353ff). Bei solchen und anderen Texten aus dem lokalen Teil ist die wichtigste Funktion der Lodzer Zeitung ablesbar. Sie stand nämlich im Dienste der ganzen Lodzer Gesellschaft und der Obrigkeit.

⁶ Gemeint sind z.B. Tagebücher oder Briefe der Lodzer Deutschen (vgl. dazu Roman Sadziński 2001, Jörg Riecke/Krzysztof Woźniak 2002).

Eine gute Möglichkeit zum Herausfinden der Wesensmerkmale der deutschen Gesellschaft in Łódź bietet ebenfalls eine inhaltsbezogene, konfrontative Analyse der politischen Berichterstattung in der Lodzer Presse im Vergleich zu binnendeutschen Texten. Einige Ergebnisse solcher Forschung über drei zeitlich entfernte politische Ereignisse in der Lodzer Zeitung und im hessischen Gießener Anzeiger können überraschen. Die Unterschiede in der Einstellung gegenüber aktuellen Geschehen sind deutlich und es können daraus die eigenartige politische Denkweise der Lodzer Deutschen sowie die Gründe dafür erschlossen werden. Zu diesem Zweck wurden die berichterstattenden Texte zum deutsch-französischen Krieg 1870-1871, dem russisch-japanischen Krieg 1904-1905 und die ersten Berichte zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs in der Lodzer Zeitung und dem Gießener Anzeiger verglichen. Wichtig dabei ist, dass Łódź in der untersuchten Zeitperiode von den Russen regiert wurde und die Lodzer Presse unter russischer Zensur stand. Aus diesem Grund ist eine andere Einstellung der Lodzer Zeitung gegenüber den gewählten Ereignissen zu erwarten, als diejenige, die von den binnendeutschen Zeitungen vertreten wurde. Die politische Linie in der Berichterstattung beider Zeitungen wird nun in drei Schritten verglichen.

3. Berichterstattung zum Deutsch-Französischen Krieg 1870-1871

Die Siegessäule in Berlin steht als Symbol dafür, wie wichtig der Sieg 1871 über Frankreich für die Deutschen war. Der Kampf hat die deutschen Völker aus dem Süden und Norden des Landes verbunden und nach der Friedensschließung wurde die Reichsgründung möglich. Die Meldungen über Erfolge deutscher Truppen an den Fronten wurden im Gießener Anzeiger euphorisch empfangen. Am 3. September 1870 berichtet das Blatt über die militärischen Erfolge in einer Beilage und druckt dazu eine Extra-Beilage, die typographisch einem Plakat ähnelt (vgl. dazu Abb. 2). Darin wurde das Telegramm von König Wilhelm an seine Frau, Königin Augusta, abgedruckt, das über die Kapitulation der Armee von General Mac Mahon berichtet. Dem Text wurde in der Ausgabe eine besondere Stellung zugewiesen. Er bleibt kommentarlos, ist jedoch intertextuell mit der Berichterstattung in der Beilage verbunden.

Derselbe Text wurde drei Tage später in der Lodzer Zeitung gedruckt. Diese „Verspätung“ ist auf die Kartellverträge der telegraphischen Agenturen im 19. Jahrhundert zurückzuführen, durch die Łódź mit Informationen aus Westeuropa vom Wolff's Telegraphischen Bureau in Berlin über die lokalen Agenturen aus Moskau beliefert wurde (vgl. dazu Winfred Schulz 2003: 346ff.). Diese Begebenheit hat ebenfalls eine große Bedeutung für die zwei späteren Ereignisse, mit denen wir uns heute beschäftigen.

In der Lodzer Zeitung steht das Telegramm in der Rubrik „Neueste Nachrichten“ in der linken Spalte der dritten Seite. Ihm folgt ein kurzer erläuternder Kommentar, der einen intertextuellen Zusammenhang zur nächsten telegraphischen

Extra-Beilage zum Gießener Anzeiger.

Nr. 104.

Samstag den 3. September

1870.

Victoria!

Gestern übergab sich **Napoleon** dem Könige **Wilhelm**.
Gleichzeitig kapitulierten 80,000 Mann der **Mac-Mahon'schen**
Armee unter General **Wimpffen**, der an Stelle des verwundeten
Mac-Mahon kommandirt.

Der Königin **Augusta** in Berlin. Sedan den 2. September halb 2 Uhr Nachmittag:

Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan Kriegsgefangen, ist soeben mit dem General **Wimpffen** geschlossen, der an Stelle des verwundeten **Marichalls Mac-Mahon** das Kommando führt.

Der Kaiser hat mir sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regenttschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich nach dem **Reuzy-nous**, welches sofort stattfindet, und nachdem ich ihn gesprochen, bestimmen.

Welche neue Wendung durch Gottes Führung!

W i l h e l m.

Reaktion. Druck und Verlag der Verlagsfirma **Walters** (Fr. Gln. Wirtz) in Gießen.

Abb. 2. Die Extra-Beilage zum Gießener Anzeiger

Meldung herstellt (vgl. dazu Abb. 3). Was für die Gießener keinen Kommentar erforderte, musste für die Lodzer Deutschen in einen Zusammenhang gebracht werden. Der Berichterstattung der Lodzer Zeitung ist nicht die Begeisterung zu entnehmen, die in den Texten des Gießener Anzeigers zu spüren ist. Hat das die russische Zensur verursacht oder freuten sich die Lodzer Deutschen weniger über die militärischen



Abb. 3. Das Telegramm König Wilhelms in der Lodzer Zeitung

Erfolge ihrer Landsleute? Die Fragen können natürlich nicht anhand dieser beiden Zeitungsausgaben beantwortet werden, sagen dennoch etwas über die nüchterne Eigenart der deutschen Minderheit in Łódź aus, die jedoch von der russischen Zensur erheblich bedingt ist. Da der Text in der Lodzer Zeitung auf langen Umwegen in die Redaktion gelangt, tauchen in der Lodzer Fassung Unterschiede in Bezug auf die Schreibweise mancher Elemente aus dem Text auf [Wipfen (LZ) vs. Wimpffen (GA), Komando (LZ) vs. Kommando (GA)].

3. Berichterstattung zum Russisch-Japanischen Krieg 1904-1905

Als zweites wird die Berichterstattung zu einem Ereignis verglichen, das sicherlich für die russische Verwaltung der Stadt Łódź wichtiger war, als für die Gießener Gesellschaft. Der Einblick in die Schilderung des Russisch-Japanischen Kriegs im Jahre 1904 beginnt diesmal mit der Lodzer Zeitung und der Ausgabe vom 20. Februar 1904 oder dem 7. Februar nach russischer Zeitrechnung. Diese Doppeldatierung ist übrigens für alle Ausgaben der Lodzer Zeitung kennzeichnend.

Der Aufmacher dieser Ausgabe erörtert Informationen aus dem Telegramm des Statthalters von Port Arthur an den Zaren. Das Thema ist der japanische Schiffsangriff,

Lodzer Zeitung.

Gründer Johann Peterzilge.

Nr. 540

Freitag, den 14. (27.) November 1914.

51. Jahrgang.

Redaktion, Expedition, Annoncen- und Abonnementsannahme: Petrifaner-Strasse Nr. 98, im eigenen Hause. — Telefon Nr. 212
Büro: täglich von 9 bis 12 Uhr und von 2 bis 5 Uhr. — Sonntags von 10 bis 12 Uhr. — Abonnement: vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 5 Mark, jährlich 9 Mark. — Einzelhefte 2 Pfennig. — Anzeigen: die erste Zeile zu 10 Pfennig, die zweite zu 8 Pfennig, die dritte zu 6 Pfennig, die vierte zu 5 Pfennig, die fünfte zu 4 Pfennig, die sechste zu 3 Pfennig, die siebente zu 2 Pfennig, die achte zu 1 Pfennig, die neunte zu 1 Pfennig, die zehnte zu 1 Pfennig, die elfte zu 1 Pfennig, die zwölfte zu 1 Pfennig, die dreizehnte zu 1 Pfennig, die vierzehnte zu 1 Pfennig, die fünfzehnte zu 1 Pfennig, die sechzehnte zu 1 Pfennig, die siebenzehnte zu 1 Pfennig, die achtzehnte zu 1 Pfennig, die neunzehnte zu 1 Pfennig, die zwanzigste zu 1 Pfennig, die einundzwanzigste zu 1 Pfennig, die zweiundzwanzigste zu 1 Pfennig, die dreiundzwanzigste zu 1 Pfennig, die vierundzwanzigste zu 1 Pfennig, die fünfundzwanzigste zu 1 Pfennig, die sechsundzwanzigste zu 1 Pfennig, die siebenundzwanzigste zu 1 Pfennig, die achtundzwanzigste zu 1 Pfennig, die neunundzwanzigste zu 1 Pfennig, die dreißigste zu 1 Pfennig, die einunddreißigste zu 1 Pfennig, die zweiunddreißigste zu 1 Pfennig, die dreiunddreißigste zu 1 Pfennig, die vierunddreißigste zu 1 Pfennig, die fünfunddreißigste zu 1 Pfennig, die sechsunddreißigste zu 1 Pfennig, die siebenunddreißigste zu 1 Pfennig, die achtunddreißigste zu 1 Pfennig, die neununddreißigste zu 1 Pfennig, die vierzigste zu 1 Pfennig, die einundvierzigste zu 1 Pfennig, die zweiundvierzigste zu 1 Pfennig, die dreiundvierzigste zu 1 Pfennig, die vierundvierzigste zu 1 Pfennig, die fünfundvierzigste zu 1 Pfennig, die sechsundvierzigste zu 1 Pfennig, die siebenundvierzigste zu 1 Pfennig, die achtundvierzigste zu 1 Pfennig, die neunundvierzigste zu 1 Pfennig, die fünfzigste zu 1 Pfennig, die einundfünfzigste zu 1 Pfennig, die zweiundfünfzigste zu 1 Pfennig, die dreiundfünfzigste zu 1 Pfennig, die vierundfünfzigste zu 1 Pfennig, die fünfundfünfzigste zu 1 Pfennig, die sechsundfünfzigste zu 1 Pfennig, die siebenundfünfzigste zu 1 Pfennig, die achtundfünfzigste zu 1 Pfennig, die neunundfünfzigste zu 1 Pfennig, die hundertste zu 1 Pfennig, die einhundertste zu 1 Pfennig, die zweihundertste zu 1 Pfennig, die dreihundertste zu 1 Pfennig, die vierhundertste zu 1 Pfennig, die fünfhundertste zu 1 Pfennig, die sechshundertste zu 1 Pfennig, die siebenhundertste zu 1 Pfennig, die achthundertste zu 1 Pfennig, die neunhundertste zu 1 Pfennig, die tausendste zu 1 Pfennig.

Die Erfolge der russischen Armeen.

Siegreiche Kämpfe um Sedj. — Woerwaas. — Unsere Truppen in Ungarn. Rumänien reißt Kriegsvorbereitungen. — Deutsche Hilfserfolge in Transsylvanien. — Bulgarien überläßt den Krieg.

Der Kriegsschauplatz im Osten.

Am der ostpreussischen Front.

• Petersburg, 24. Nov. (U. Z. N.) Im Süden war die Lage am 22. und 23. d. Mitt. unerschütet. Die Ostpreussische Gruppe der deutschen Armee blieb sich weiter auf der Front Dänabrunn—Insterburg gleich. Die russische Truppen rücken auf der Linie der deutschen Grenz vor.

Am der Front Ebern—Diala.

• Petersburg, 24. Nov. (U. Z. N.) Am der Front Ebern—Diala bezug die Kämpfe fest und setzen einen langwierigen Charakter an.

Am der Front Ebern—Kafan.

• Petersburg, 24. Nov. (U. Z. N.) Eine Schlacht wüthet an der genannten Front. Die deutsche Besatzung hat die Kampf mörderisch umhergeführt. Bedeutliche Verluste sind zu verzeichnen.

Westmann Götting in Ostpreußen.

Am 14. November trat, wie die „Ruffische Wochenschrift“ meldet, der Kommandeur des russischen Heeres in Ostpreußen, Westmann Götting, ein. Am 15. November trat er in Ostpreußen ein. Am 16. November trat er in Ostpreußen ein. Am 17. November trat er in Ostpreußen ein. Am 18. November trat er in Ostpreußen ein. Am 19. November trat er in Ostpreußen ein. Am 20. November trat er in Ostpreußen ein. Am 21. November trat er in Ostpreußen ein. Am 22. November trat er in Ostpreußen ein. Am 23. November trat er in Ostpreußen ein. Am 24. November trat er in Ostpreußen ein. Am 25. November trat er in Ostpreußen ein. Am 26. November trat er in Ostpreußen ein. Am 27. November trat er in Ostpreußen ein. Am 28. November trat er in Ostpreußen ein. Am 29. November trat er in Ostpreußen ein. Am 30. November trat er in Ostpreußen ein. Am 1. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 2. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 3. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 4. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 5. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 6. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 7. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 8. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 9. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 10. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 11. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 12. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 13. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 14. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 15. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 16. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 17. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 18. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 19. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 20. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 21. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 22. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 23. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 24. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 25. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 26. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 27. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 28. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 29. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 30. Dezember trat er in Ostpreußen ein. Am 31. Dezember trat er in Ostpreußen ein.

Abb. 4. Deutsche Journalisten berichten aus russischer Sicht. Weiße Flecken als Spuren der Zensur

der den Krieg angefangen hat. Die Lodzer Zeitung behält dabei in der Schilderung die Höflichkeitsformeln *Allerunterthänigst* und *Allerhöchste* bei und verbleibt damit hochachtungsvoll gegenüber dem Adressaten des zitierten Textes. Gegenüber den Japanern und ihren Verbündeten äußert sich der Leitartikel jedoch deutlich pejorativ, indem er sie als *Brandstifterkohorten* und ihre Handlungen als *Mordtaten* bezeichnet. Die Parteilichkeit und die politische Linie der Zeitung kommen hier deutlich zum Vorschein. In der Ausgabe gibt es insgesamt 48 Texte zu den Ereignissen im Fernen Osten, darunter auch das ungekürzte Telegramm des Statthalters Aleksejew auf der Seite fünf in der Stammrubrik „Vom Kriegsschauplatz“. Im Text werden alle russischen Schiffe aus Port Arthur samt ihrer Besatzung genannt. Die Lodzer Zeitung illustriert die Berichterstattung mit Abbildungen der drei größten russischen Kampfschiffe. Sie erwartet also ein großes Interesse für die Ereignisse. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich aus den Texten der Lodzer Zeitung die Prognose eines kurzen und aus russischer Sicht erfolgreichen Kampfes um die Kolonie in Kiantschau ergibt. Die Zeitung schildert allerdings nur Meldungen aus russischen Quellen und beschäftigt sich in manchen Texten mit Stimmungsmache. Im lokalen Teil der Zeitung wird umfangreich darüber berichtet, wie die Bewohner der Stadt die Truppen im Fernen Osten durch Spenden, Bildung von Sanitätskolonnen oder Rüstung unterstützen. Bemerkenswert ist der dritte Text der Ausgabe von

der zweiten Seite mit der Überschrift „Die leidige Politik!“. Darin wurde eine Schlägerei beschrieben, die deswegen hervorgerufen wurde, weil einige Kneipenbesucher in Nishni Nowgorod die Überlegenheit der russischen Flotte in Frage stellten. Mit solchen Mitteln wollte die Zeitung wahrscheinlich beweisen, dass die Gesellschaft an den Erfolg eigener Truppen glaubt. Sie tut es auf eine übertriebene Art und Weise und verrät somit ihre Parteilichkeit.

Der Gießener Anzeiger berichtet über den Ausbruch des Konflikts in allen drei Ausgaben vom 9. Februar 1904. Aus der Berichterstattung zu diesem Thema ergibt sich jedoch ein anderes Bild des möglichen Verlaufs der Kämpfe im Fernen Osten. Ein Grund dafür ist zunächst die Varietät der Quellen für die Berichte. Die Morgenausgabe und zwei spätere an dem Tag behandeln den Ausbruch des Konflikts in nur insgesamt 15 Texten. Darüber hinaus werden viele andere lokale und internationale Fragen genauso umfangreich berichtet oder es wird ihnen noch mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Objektiv gesehen konnten die Kämpfe zwischen Russen und Japanern in den deutschen Zeitungen weder Optimismus noch Sorgen hervorrufen. Eine Ausnahme bildet die deutsche Lodzer Zeitung in der von Russen regierten Stadt Łódź.

4. Berichterstattung zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs

Die Berichterstattung zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs liefert die meisten Informationen über die politische Linie, die die deutschen Herausgeber der Lodzer Zeitung vertreten haben oder vertreten mussten. Als Hintergrund dazu dient hier die Berichterstattung des Gießener Anzeigers vom 22. August 1914. Die hessischen Journalisten beschäftigt vor allem die Bedrohung der ostpreußischen Gebiete durch die Russen, die Front in Frankreich und die Kriegsvorbereitungen, die in Gießen und im Kreis Gießen unternommen wurden⁷.

Die Untersuchung der politischen Berichterstattung in der Lodzer Zeitung aus dem Jahre 1914 liefert interessante Erkenntnisse zur Identität der Lodzer Deutschen.

Zum ersten Mal standen sich seit der Gründung der Zeitung im Jahre 1867 die deutschen und russischen Truppen in einem Konflikt gegenüber. Die deutschen Journalisten mussten darüber unter dem wachsamen Auge der russischen Zensur berichten. Welche Folgen brachte das?

Aus den Meldungen über die Kämpfe, die in der Ausgabe der Lodzer Zeitung vom 14. (27.) November 1914 publiziert wurden, geht hervor, dass die Russen auf allen polnischen Fronten überlegen seien. Die heute bekannten Berichte aus dieser Zeit stellen ein anderes Bild dar.

⁷ Nachrichtentexte werden mit Propagandatexten verknüpft. Dem Bericht „Zum Gefecht bei Soldau“ wird ein Quasi-Reisebericht vorangestellt, dessen Aufgabe darin liegt, die preußischen Verdienste in Ostpreußen und die positiven Züge der Preußen zu loben und sie dem Bild der rückständigen russischen Gebiete hinter der Grenze entgegenzusetzen. Im Text wird der Nachbar als russischer Wolf dargestellt, der auf den fruchtbaren Boden lauert.

Die deutschen Journalisten identifizieren sich mit der Obrigkeit der Stadt, indem sie unter anderem das Personalpronomen „wir“ oder das Possessivpronomen „unsere“ auf die russischen Truppen oder ihre Erfolge den Deutschen gegenüber beziehen.

Die Anwesenheit der russischen Zensur war ebenfalls für die Leser sichtbar. Sie hinterließ nämlich Spuren in Form von weißen Flecken anstelle von verwischten Texten, deren Inhalt für die Russen ungünstig war.

4. Zusammenfassung

In Bezug auf die Lodzer Zeitung kann gesagt werden, dass sie aufgrund ihrer Entwicklung und typographischen Gestaltung ein berechtigtes Mitglied der deutschsprachigen Presse war (vgl. dazu Jörg Riecke 2001: 103). Die politische Einstellung, die aus den Texten der Berichterstattung zu gewählten Ereignissen hervorgeht, schließt die Zeitung aus der politischen Linie deutschsprachiger Zeitungen außerhalb der Sprach- und Kulturinsel Łódź aus. Als Johann (Jan) Petersilge die Zeitung 1867 gegründet hat, sollte sie in erster Linie der Lodzer Gesellschaft, aber auch der russischen Obrigkeit dienen. Diese Rolle hat sie bis zum Jahre 1915 erfüllt. Als dann nach einem hartnäckigen und blutigen Kampf deutsche Soldaten in Łódź einmarschierten, haben sie die Redaktion der Lodzer Zeitung aufgelöst, weil für sie die politische Linie der Zeitung unakzeptabel war (vgl. dazu Krystyna Radziszewska 2005). Das Identitätsbild der Lodzer Deutschen, das aus den Ausgaben der Lodzer Zeitung hervorgeht, wurde in den über 60 Jahren ihrer Tätigkeit unter russischer Obrigkeit und Zensur so verfremdet, dass sie für die Deutschen von außerhalb der Sprachinsel Łódź nicht mehr akzeptiert werden konnte. Dabei ist zu unterstreichen, dass die Familie Petersilge als Herausgeber der Zeitung wesentlich zur kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und sprachlichen Integration der Lodzer Deutschen beigetragen hat.

5. Bibliographie:

DUDEN, 1977, *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache*. Band III, G-Kal, Dudenverlag, Bibliographisches Institut Mannheim, Wien, Zürich.

BUSSMANN, H., 2002, *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Kröner, Stuttgart.

KESSLER, W., 2001, *Rola Niemców w Łodzi*, in: Kuczyński, K./Ratecka, B. (Hrsg.), *Niemcy w dziejach Łodzi do 1945. Zagadnienia wybrane*. Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, Łódź, S. 11-29.

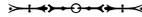
KOSSMANN, O., 1966, *Lodz. Eine historisch-geographische Analyse*, Würzburg.

KUCNER, M., 2001, *Prasa niemiecka w Łodzi w latach 1863 – 1939*, in: Kuczyński, K./Ratecka, B., *Niemcy w dziejach Łodzi*. Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, Łódź, S. 209-234.

LÖBL, Emil (1903): *Kultur und Presse*. Duncker & Humboldt, Leipzig.

- MICHOŃ, M., 2007, *Wyrażanie i opisywanie emocji w tekstach dawnej niemieckojęzycznej prasy lokalnej na przykładzie „Lodzer Zeitung” 1863–1915*, in: Acta Universitatis Lodzianensis, Folia Linguistica 44, Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, Łódź, S. 105–114.
- MICHOŃ, M., 2008, *Intentionalität und Intertextualität in der Textsorte Meldung am Beispiel des Gießener Anzeigers (1904), der Lodzer Zeitung (1904) und der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (2006)*, in: Michoń, M./Sadziński, W. (Hrsg.), *Texte und Kontexte. Festschrift für Professor Zenon Weigt zum 60. Geburtstag*, Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, Łódź, S. 141–159.
- PÜSCHEL, U., 1998, *Zeitungsstil und Öffentlichkeitssprache*, in: Cherubim, D./ Grosse, S./ Mattheier, K. (Hrsg.), *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Berlin, New York, S. 360–383.
- PÜSCHEL, U., 2005, *Wurzeln der Zeitungssprache im 19. Jahrhundert – eine Skizze*, in: Riecke, J./Schuster, B.-M./Savitskaya, N. (Hrsg.), *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einbettung und kulturelle Traditionen. [Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte. Herausgegeben von Jörg Meier und Arne Ziegler. Band 3]*, Weidler Buchverlag, Berlin, S. 1–27.
- RADZISZEWSKA, K., 2005, *Lodzer Presselandschaft*. in: Riecke, J./Schuster, B.-M./Savitskaya, N. (Hrsg.), *Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einbettung und kulturelle Traditionen. [Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte. Herausgegeben von Jörg Meier und Arne Ziegler. Band 3]*, Weidler Buchverlag, Berlin, S. 213–223.
- RIECKE, J., 2001, *Deutsche Sprache und deutschsprachige Zeitungen in Łódź*. in: Braun, A. (Hrsg.), *Beiträge zu Linguistik und Phonetik. Festschrift für Joachim Göschel zum 70. Geburtstag*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart, S. 95–115.
- RIECKE, J./ WOŹNIAK, K. (Hrsg.), 2002, „*Aus meinem Leben*“. *Helena Anna Geyer. Erinnerungen aus den Jahren 1855–1914*, Literatura, Łódź.
- SADZIŃSKI, R., 2001, *Osadnictwo niemieckie w regionie łódzkim w świetle faktów językowych*. in: Kuczyński, K./Ratecka, B. (Hrsg.), *Niemcy w dziejach Łodzi do 1945. Zagadnienia wybrane*, Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego, Łódź, S. 259–279.
- SCHULZ, W., 2003, *Nachricht*. in: Noelle-Neumann [et al.] (Hrsg.), *Das Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation*. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, S. 328–362.
- WEIGT, Z., 2002, *Polsko-niemieckie teksty ogłoszeń w niemieckojęzycznej prasie XIX-wiecznej Łodzi*. in: Michalewski, K. (Hrsg.), *Tekst w mediach*. Wydawnictwo Uniwersytetu Łódzkiego. Łódź, S. 352–362.
- WEIGT, Z., 2004, *Die Lodzer Zeitung – die erste deutsche Zeitung in Łódź*. in: Bartoszewicz, I./Hałub, M./Jurasz, A. (Hrsg.), *Werte und Wertungen. Sprach-, literatur- und kulturwissenschaftliche Skizzen und Stellungnahmen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek zum 60. Geburtstag*. Wrocław, S. 575–583.
- WOŹNIAK, K., 1997, *Spory o genezę Łodzi przemysłowej w pracach historycznych autorów polskich, niemieckich i Żydowskich*. in: Samuś, P. (Hrsg.), *Polacy – Niemcy – Żydzi w Łodzi w XIX–XX w. Sąsiedzi dalecy i bliscy*. Ibidem, Łódź, S. 9–26.

Beata Mikołajczyk



Aus dem Deutschen entlehnte Personenbezeichnungen im Stadtdialekt Posens¹ als Kulturerbe der deutsch- -polnischen Sprachkontakte in Großpolen

Deutsche Entlehnungen im Polnischen waren oft Gegenstand wissenschaftlichen Interesses (in der Regel mit dem Schwerpunkt Wortschatz) (vgl. Czarnecki 1993, 2001, Drechsler 1996, Hentschel 2000, Kątny 1990, 1999, Lipczuk 2001, Mazur 1993, Vinzent 1992, Wiktorowicz 2002). Im Gegensatz zu dieser Forschungsrichtung weist die Untersuchung deutscher Spracheinflüsse auf einzelne polnische Dialekte viele Defizite auf. Auf diese Tatsache wird z.B. von Kątny (2004: 104) hingewiesen. An dieser Stelle können – trotz dieser Defizite – einige neuere wissenschaftliche Arbeiten angeführt werden, die sich z.B. mit dem Schlesischen (z.B. Lasatowicz 1992, 2001, Pelka 2006) oder der ermländischen Mundart (Biolik 2000, Żebrowska 2002, 2007) auseinandersetzen, auch in Bezug auf das Großpolnische ist bereits viel Forschungsarbeit geleistet worden. Posener Polonisten unter Leitung von Monika Gruchmanowa bemühten sich, diesen polnischen Dialekt systematisch zu erforschen. Es wurden zahlreiche Aufsätze und Monographien (z.B. Gruchmanowa 2006, Piotowicz 1991a, 1991b, Witaszek-Samborska 1987, 1993) veröffentlicht, in denen u.a. auch Germanismen zur Debatte standen. Sie standen jedoch selten im Mittelpunkt des Interesses, wie bei Sarnowska-Giefing (1999) oder Walczak / Witaszek-Samborska (1989), obwohl der großpolnische Dialekt eben durch eine Häufung von Germanismen auf verschiedenen Sprachebenen (vgl. z.B. Gruchmanowa 1999: 15 und 20–52) charakterisiert wird. Die Forschung der Posener Wissenschaftler vom Institut für polnische Philologie mündet in das von Monika Gruchmanowa und Bogdan Walczak herausgegebene, 1997 zum ersten Mal erschienene „Wörterbuch des Posener Polnisch“ („Słownik gwary miasta Poznania“). Das Wörterbuch setzt sich aus drei Teilen zusammen, einer Reihe von Beiträgen, die unterschiedlichen sprachlichen Ebenen gewidmet sind, folgen eine Auswahl von Beispieltexten und ein

¹ In diesem Beitrag werden die Begriffe *das Posener Polnisch*, *die Stadtmundart Posens*, *der Stadtdialekt Posens* als Synonyme verwendet und als deutsche Übersetzungsäquivalente des polnischen Terminus *gwara miejska Poznań* betrachtet

Wörterbuchteil. In meinen weiteren Ausführungen beziehe ich mich hauptsächlich auf die in diesem Wörterbuch gesammelten Lexeme. Es wurden von mir unter über 3000 Einträgen insgesamt 555 Wörter gefunden, bei denen die Wörterbuchautoren auf ihre deutsche Herkunft hinweisen. Da einige in unterschiedlichen, z.B. präfigierten (aspektuellen) Formen vorhanden sind oder zu einer Wortfamilie gehören, wie *heklować* (dt. häkeln) (Verb), *heklowany* (Adjektiv), *heklówka* (Substantiv), *helkunek* (Substantiv) lassen sie sich auf ungefähr 300 Lexikalgermanismen reduzieren. Im Wörterbuch werden auch etwa 60 Wendungen aufgelistet, die aus dem Deutschen lehnübersetzt² worden sind, z.B. *być nie do mówienia* (nicht zu sprechen sein), teilweise auch mit lexikalischen Elementen, die aus dem Deutschen übernommen wurden, z.B. *mieć recht* (recht haben). Die meisten von ihnen werden allerdings in der heutigen Umgangssprache der Stadt nicht mehr benutzt.

Einer genaueren Analyse werden in diesem Beitrag Personenbezeichnungen unterzogen. Es soll dabei versucht werden zu erfahren, wie die Menschen sich selbst in der Sprache der Alltagskommunikation darstellen / darstellten und auf welche Weise die deutsche Sprache zur Benennungsvielfalt der Posener beigetragen hat. Es soll auch der Frage nachgegangen werden, ob sich die komplizierten deutsch-polnischen Beziehungen³ in Großpolen (insbesondere im 19. Jahrhundert) auf die Ausdrucksweise der Posener in Bezug auf Menschen auswirkte.

Unter den 555 deutschen Entlehnungen fungieren folgende 57 als Personenbezeichnungen bzw. können / konnten in einer ihrer Bedeutungsvarianten als eine Personenbezeichnung verwendet werden:

1. *afa*, 2. *bademajster*, 3. *bałer*, *bauer*, 4. *bamber*, 5. *bamberka*, 6. *baniorz*, 7. *banszuc*, 8. *bau-majster*, 9. *blachmierz*, *blachmyrz*, *blachmierz*, *blachniyrz*, 10. *dalas*, 11. *dojczkatoliczka* / *dojczkatolik*, 12. *dryker*, *drykier*, 13. *ejber*, 14. *ema*, 15. *fater*, *foter*, 16. *forszpan*, *furszpan*, *fuszpan*, *fuczpan*, 17. *frechkunda*, *freškunda*, 18. *fulfa*, 19. *gemylorz*, *gymylorz*, 20. *hatata*, 21. *hamster*, 22. *heksa*, 23. *kaker*, *kakier*, 24. *kałer*, 25. *kałmuk*, *kaumuk*, 26. *kejter*, *kiejter*, 27. *kunda*, 28. *lajcha*, 29. *langaj*, 30. *langus*, 31. *laufbursz*, 32. *lofer*, 33. *machler*, *machlyrz*, *machlysz*, 34. *machlera*, 35. *neper*, 36. *nona*, 37. *nuta*, 38. *paker*, 39. *platt*, 40. *pučer*, 41. *pufmuter*, 42. *pupka*, 43. *rajzender*, *reisender*, 44. *raubszyc*, 45. *rojber*, 46. *stelmach*, 47. *szafner*, 48. *szajbol*, *szajbus*, 49. *szplin*, 50. *sztreber*, 51. *szyft*, 52. *szwulek*, 53. *ślumpra*, *ślompra*, 54. *ślumper*, 55. *werkmistrz*, 56. *zoldaj*, 57. *zynder*

Nur zweimal registriert das Wörterbuch den Genusunterschied bei Substantiven: *bamber* – *bamberka* und *ślumpra*, *ślompra* – *ślumper*, alle anderen Substantive sind nur in einer (in der Regel maskulinen) Genusvariante aufgelistet, es ist in einer weiteren Untersuchung von Texten zu prüfen, ob das Wörterbuch ihre generische

² Die Lehnübersetzungen werden im Folgenden außer Acht gelassen werden.

³ Aus Platzgründen wird hier darauf verzichtet, die deutsch-polnischen Beziehungen auf diesem Gebiet zu erörtern. Es wird auf die Arbeiten z. B. von Mikołajczyk 2009, Sarnowska-Giefing 1999 verwiesen.

Form präsentiert und ob sie auf Menschen der beiden Geschlechter rekurren und /oder – mindestens einige von ihnen – dort auch in femininen Varianten auftreten, wie z.B. *baler*, *bauer* – *balerka*, *bauerka*.

Die aufgelisteten Entlehnungen sollen in zweierlei Hinsicht analysiert werden, zunächst in Bezug auf die Adaptationsprozesse, die sich bei ihrer Übernahme in das Posener Polnisch feststellen lassen. Danach erfolgt eine kurze Charakterisierung ihrer Bedeutung.

I. formale Regularitäten bei der Adaptation deutscher Wörter

Bei dieser Untersuchung werden Personenbezeichnungen unter die Lupe genommen, es wundert also nicht, dass sie alle in dem Empfängerndialekt nur eine Wortklasse vertreten, nämlich das Substantiv. Die meisten von ihnen haben sich auf der Grundlage eines deutschen Substantivs etabliert, nur einige wurden von deutschen Adjektiven und Verben abgeleitet. Bei der Übernahme ließen sich folgende Prozesse beobachten, die sich auf die Form der Substantive im Posener Dialekt auswirkten:

Substantiv → Substantiv

1. Nicht modifizierte Entlehnungen, sog. richtige Entlehnungen – ihre ursprüngliche Form wurde – morphologisch gesehen – keinen Veränderungen unterzogen.

bademajster (Bademeister), *baler* / *bauer* (Bauer), *banszuc* (Bahnschutz), *baumajster* (Baumeister), *ejber* (Eber), *ema* (Emma), *fater* / *foter* (Vater), *forszpan* / *furszpan* / *fuszpan* / *fuczpan* (Vorspann), *kaker*, *kakier* (Kacker, unter dem Einfluss von Knacker), *kejter*, *kiejter* (Köter), *lofer* (Läufer), *machler* / *machlyrz* / *machlysz* (Machler), *paker* (Packer), *platt* (Platt), *pucer* (Putzer), *pufmutter* (Puffmutter), *rajzender*, *reisender* (Reisender), *rojber* (Räuber), *szafner* (Schaffner), *szplin* (Spleen), *sztreber* (Streber), *sztyft* (Stift), *slumper* (Schlamper), *zynder* (Sünder)

• mit Anpassung an die polnische Orthographie:

ei – aj	(Bademeister – <i>bademajster</i> , Baumeister – <i>baumajster</i> , Reisender – <i>rajzender</i>)
eu / äü – oj	(Räuber – <i>rojber</i>)
sp / st – szp / szt	(Vorspann – <i>forszpan</i> / <i>furszpan</i> / <i>fuszpan</i> / <i>fuczpan</i> , Streber – <i>sztreber</i> , Stift – <i>sztyft</i>)
sch– sz	(Schaffner – <i>szafner</i> , Bahnschutz – <i>banszuc</i>)
tz– c	(Bahnschutz – <i>banszuc</i> , Putzer – <i>pucer</i>)
s– z	(Sünder – <i>zynder</i>)
mm– m	(Emma – <i>ema</i>)
tt – t	(Puffmutter – <i>pufmutter</i>)
ck – k	(Packer – <i>paker</i>)
v – f	(Vater – <i>fater</i> , Vorspann – <i>forszpan</i> / <i>furszpan</i> / <i>fuszpan</i> / <i>fuczpan</i>)

• mit Anpassung an die deutsche Aussprache und Orthographie

au – ł	(Bauer – <i>bałer</i>)
au – o	(Läufer – <i>lofer</i>)
langes e – ej	(Eber – <i>ejber</i>)
langes e – kurzes e	(Streber – <i>sztreber</i>)
langes a – kurzes a	(Bahnschutz – <i>banszuc</i> , Vater – <i>fater</i>)
langes o – kurzes o	(Vorspann – <i>forszpan</i>)
i – y	(Stift – <i>sztyft</i>)
ü – y	(Sünder – <i>zynder</i>)
ö – ej / iej	(Köter – <i>kejter</i> , <i>kiejter</i>)
sch – ś	(Schlamper – <i>ślumper</i>)

2. Entlehnungen, die durch das Anhängen polnischer Suffixe an den deutschen (phonetisch und orthographisch assimilierten) Wortstamm entstanden sind:

- deutsche Feminina mit dem Suffix *-e*, bei denen das deutsche Suffix durch das polnische *-a* ersetzt wurde: *heksa* (Hexe), *nona* (Nonne), *nuta* (Nutte), *pupka* (Deminutivum) (Puppe), *ślumpra*, *ślompra* (Schlampe)
- deutsche Maskulina auf *-e*, bei denen ein ähnlicher Ersetzungsprozess stattgefunden hat: *afa* (Affe) (f), *kunda* (m. und f) (Kunde),
- weitere Möglichkeiten:

dt. *ø* + polnisches Suffix, z.B. *-iorz*: *baniorz* (Bahn),

dt. *-er* → pol. *-ierz* / *-iorz* / *-ierz* / *-iyrz*: *blachmierz* / *blachmiyrz* / *blachnierz* / *blachniyrz* (Blechner)

dt. *-er* → pol. *ø*: *stelmach* (Stellmacher)

dt. *-e* → pol. *ø*: *laufbusz* (Laufbursche)

Gelegentlich lässt sich auch der Gebrauch des polnischen diminutiven Suffixes *-ek* als Ausdruck der Verachtung feststellen: *szwulek* (der Schwule) (vergleiche *żydek*, *chłopek*).

Adjektiv → Substantiv

Unter den gefundenen Personenbezeichnungen deutscher Herkunft finden sich nur zwei, die von einem deutschen Adjektiv (*lang*) abgeleitet wurden, indem an das nicht modifizierte Adjektiv ein Suffix angehängt wurde.

dt. Adjektiv + Suffix *-aj*, *-us*: *langaj*, *langus* (*lang*)

Verb → Substantiv

Es sind polnische Substantive, die direkt vom deutschen Verbalstamm gebildet wurden, im Deutschen sind ihre substantivischen Entsprechungen nicht vorhanden:

dt. Verbstamm + pol. Suffix *er* / *-ier*: *dryker*, *drykier* (sich drücken), *kałer* (kauen), *neper* (neppen)

dt. Verbstamm + pol. Suffix *-uk*: *kałmuk*, *kaumuk* (kauen)

Neben den erwähnten Gruppen befinden sich unter den analysierten Personenbezeichnungen auch

- hybride Bildungen, d.h. Wörter mit deutschen und polnischen Anteilen:
 - Komposita: *laufbomba*, *werkmistrz*, *dojczkatoliczka* / *dojczkatolik*
 - und eine NP (Adjektiv + Substantiva): *echt poznaniok*
- Neologismen, die auf der Basis von existierenden deutschen Wörtern gebildet wurden: *bamber* / *bamberka*, *frechkunda*, *freškunda*, *hatata*

II. Semantische Charakterisierung der Personenbezeichnungen deutscher Herkunft

1. Die größte Gruppe bilden Bezeichnungen für Personen, die auf deren Tätigkeit, Beruf, Stand, gesellschaftliche Stellung hinweisen:

bademajster, *bafer* / *bauer*, *baniorz*, *banszuc*, *baumajster*, *blachmierz* / *blachmiyrz* / *blachnierz* / *blachniyrz*, *forszpan* / *furszpan* / *fuszpan* / *fuczpan*, *gemylorz* / *gymylorz*, *nona*, *nuta*, *paker*, *pucer*, *pufmuter*, *stelmach*, *szafner*, *szyft*, *werkmistrz*, *soldaj*

Diese Tatsache ist meines Erachtens nicht überraschend, sie lässt sich als ein sprachliches Zeichen des alltäglichen Miteinanders der Sprachbenutzer des Deutschen und des Polnischen in einem längeren Zeitraum deuten, in dem das Deutsche eine dominierende Position hat. Der Zwang, sich auch im Alltag der deutschen Sprache zu bedienen, begünstigte die Übernahme von Wörtern mit einer solchen Bedeutung in den polnischen Stadtdialekt.

2. Die zweitgrößte Gruppe stellen abwertende Bezeichnungen der Menschen dar, dank denen ihre negativen Eigenschaften unterstrichen sind:

- fortgeschrittenes Alter in Kombination mit schlechten Charaktereigenschaften (z.B. unsympathisch): *fater* / *foter*, *kaker*, *kakier*;
- Armut, Not: *dalas*, *gemylorz* / *gymylorz*;
- Bössartigkeit: *heksa*;
- egoistischer Ehrgeiz: *sztreber*;
- Existenz am Rande der Gesellschaft: *neper*;
- Faulheit: *dryker* / *drykier*, *zynder*;
- Frechheit: *frechkunda* / *freškunda*;
- Fresserei sogar Fresssucht: *kałmuk*, *kaumuk*;
- Gemeinheit: *kejter* / *kiejter*;
- Grobheit: *bamber*, *ejber*;
- Herumtreiberei: *lofer*, *gemylorz* / *gymylorz*;
- Homosexualität: *szwulek*;
- Körperbau: *lajcha*;
- Rücksichtslosigkeit (ursprünglich Polenhasse): *hakata*;
- Scheinheiligkeit: *nonne*;
- Schlamperei: *ślumpra* / *ślompra*, *ślomper*;
- Schlitzohrigkeit: *kunda*;
- Schwindlerei / Betrügerei: *machler* / *machlyrz* / *machlysz*;

- übermäßiger Sexualtrieb: *kejter / kiejter*;
- Trägheit: *fulfa*;
- Verschlossenheit: *kaler, kałmuk / kaumuk*.

Eine so große Anzahl von Substantiven dieses Typs spricht dafür, dass die deutsche Sprache für die polnische Bevölkerung Posens und Großpolens eine beliebte Quelle für pejorative Bezeichnungen darstellte. Vermutlich verstärkte der Gebrauch von Wörtern` deutscher Herkunft zusätzlich diese negative Bedeutung. Eine solche Tatsache kann man nicht nur im Bereich der Personenbezeichnungen finden, sondern auch unter den Substantiven, die unbelebte Objekte benennen, an dieser Stelle sind z.B. zwei Substantive mit einer ähnlichen Bedeutung zu nennen: *obraz* (ein Bild / ein Gemälde mit positiver bzw. neutraler Bewertungskomponente) und *lantszaft* (dt. Landschaft; auch ein Bild / ein Gemälde aber eindeutig negativ konnotiert).

3. die deutschen Tierbezeichnungen, die zu abwertenden, verächtlichen Personenbezeichnungen geworden sind und als Schimpfwörter benutzt werden können: *afa, ejber, hamster, kejter / kiejter*

Diese Substantive beziehen sich in der Regel in ihrer sekundären, metaphori-schen bzw. metonymischen Bedeutung auf negative Eigenschaften von Menschen. Ihre primäre Bedeutung rekkuriert, wie in der Gebersprache, auf Tiere. Es ist eine in natürlichen Sprachen oft anzutreffende Strategie, durch Tierbezeichnungen auf positive bzw. (viel häufiger) negative Eigenschaften von Menschen hinzuweisen. Es geschieht durch das Verfahren des Vergleichs, durch Merkmalsübertragungen.

4. Viel seltener sind Bezeichnungen, die Eigenschaften der Menschen benennen, die neutral empfunden werden oder positiv gedeutet werden können:

- weibliches Geschlecht: *ema, pupka*;
- Körperbau: *langaj, langus*;
- Reichtum: *bamber / bamberka*.

5. Auch selten kann man auf Bezeichnungen stoßen, die sich in erster Linie auf Deutsche bezogen: *dojczkatoliczka / dojczkatolik, hatata, platt, zoldaj*

Sie weisen in der Regel (abgesehen von *hakata*, das eindeutig negativ konnotiert ist) eine neutrale Bedeutung auf und unterstreichen die deutsche Abstammung der Menschen, die gemeint sind.

Nur eine solche oberflächliche Subklassifizierung der Personenbezeichnungen nach ihrer Bedeutung zeigt, dass der langwierige Sprachkontakt zwischen dem Deutschen und dem Polnischen in der Mundart Posens seine Spuren hinterlassen hat. Einerseits sprechen die übernommenen Substantive für den gemeinsamen Alltag (Gruppe 1) der beiden Bevölkerungsgruppen, andererseits sieht man an den zahlreichen Entlehnungen mit einer pejorativen Bedeutung, dass die Kontakte zwischen der deutschen und polnischen Bevölkerung sehr gespannt waren. Die polnischen Sprachbenutzer betrachten sehr oft die deutsche Sprache als einen guten Lieferanten

für das Sprachmaterial, mit dem andere abwertend charakterisiert bzw. sogar beschimpft werden (konnten).

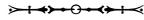
Bibliographie:

- BIOLIK, Maria, 2000, Zapożyczenia z języka niemieckiego w tekstach stylizowanych na gwary warmińską (na podstawie felietonów drukowanych w „Gazecie Olsztyńskiej” w latach 1925-1939). *Prace językoznawcze* II. S. 5-33.
- CZARNECKI, Tomasz, 1993 Zur Chronologie der deutschen Lehnwörter im Altpolnischen. II Entlehnungen aus dem Mitteldeutschen (1050-1250). In: Meissner, Lucjan (Hrsg.): *Studien zur Deutschkunde. Zur Frage der deutsch-polnischen Beziehungen in Kultur und Politik*. Warszawa. 125-146.
- CZARNECKI, Tomasz, 2001, Tausend Jahre deutsch-polnische Sprachkontakte (Probleme mit der Chronologie der deutschen Lehnwörter im Polnischen). In: Grucza, Franciszek (Hrsg.): *Tausend Jahre deutsch-polnische Beziehungen. Sprache – Literatur – Kultur – Politik. Materialien des Millennium-Kongresses*, 5.-8. April 2000, Warszawa. 290-299.
- DRECHSLER, Ulrich, 1996, Wie fest ist deutsches Lehngut im Polnischen verwurzelt? In: *Studia i materiały. Germanistyka XII*. Zielona Góra. 43-49.
- GRUCHMANOWA, Monika, 2006, *Językoznawcze wędrówki nie tylko po Poznaniu. Studia o polszczyźnie Poznania, Wielkopolski i Polonii*. Poznań.
- GRUCHMANOWA, Monika / Walczak, Bogdan (Hrsg.), 1999, *Słownik gwary miejskiej Poznania*. Warszawa/Poznań.
- HENTSCHEL, Gerd (2000): Deutsche Lehnwörter im Polnischen als Reflexe von tausend Jahren Teutsch-polnischer Sprachkontakte. In: *Akten des Milleniums-Kongresses Warschau 2000*. Warszawa. 300-310.
- KARSZNIOWICZ-MAZUR, Alicja, 1988, Zapożyczenia leksykalne ze źródła niemieckiego we współczesnej polszczyźnie. Wrocław.
- KĄTNY, Andrzej, 1990, *Die deutsche Sprache im Kontrast und Kontakt*. Rzeszów.
- KĄTNY, Andrzej, 1999, Vorüberlegungen zu den dt. Lehnwörtern in den Mundarten und Sondersprachen des Polnischen. In: Bańcerowski Jerzy / Zgółka, Tadeusz (Hrsg.): *Linguae amicae. Ludovico Zabrocki in memoriam*. Poznań. 375-382.
- KĄTNY, Andrzej, 2004, Zu den deutschen Lehnwörtern im Stadtdialekt von Posen. In: Bartoszewicz, Iwona / Hałub, Marek / Jarosz, Alina. (Hrsg.): *Werte und Wertungen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek*. Wrocław. 104-110.
- KUBEL, Juliusz, 2006, *Blubry Starego Marycha*. Poznań.
- LASATOWICZ., Maria K., 1992, *Die deutsche Mundart von Wilamowoce zwischen 1929 und 1987*. Opole.
- LASATOWICZ, Maria K., 2001, Wilamowice und die deutschen Sprachinseln in Oberschlesien. In: Grucza, Franciszek (Hrsg.): *Tausend Jahre deutsch-polnische Beziehungen. Sprache – Literatur – Kultur – Politik. Materialien des Millennium-Kongresses*, 5.-8. April 2000, Warszawa. 338-347.

- MAZUR, Jan, 1993, *Geschichte der polnischen Sprache*. Frankfurt a.M./Berlin/ Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien.
- LIPCZUK, Ryszard, 2001, Deutsche Entlehnungen im Polnischen – Geschichte, Sachbereiche, Reaktionen. In: *Linguistik online* 8, 1/01.
- LIPCZUK, Ryszard, 2007, *Geschichte und Gegenwart des Fremdwortpurismus in Deutschland und Polen*. Frankfurt a.M./ Berlin/ Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien.
- MIKOŁAJCZYK, Beata, 2009, *W gazecie stoi napisane ...* ('In der Zeitung steht geschrieben' ...) – deutsch-polnische Sprachkontakte in Großpolen, insbesondere im Stadtdialekt Posen. In: Elmentaler, Michael (Hrsg.): *Deutsch und seine Nachbarn*. Frankfurt / Berlin / Bern (im Druck).
- PELKA, Daniela, 2006, *Der deutsch-polnische Sprachkontakt in Oberschlesien am Beispiel der Gegeng von Oberglogau*. Berlin.
- PIOTROWICZ, Anna, 1991a, *Typy regionalizmów leksykalnych*. Poznań.
- PIOTROWICZ, Anna, 1991b, *Wielkopolskie słownictwo regionalne w prozie współczesnych pisarzy poznańskich*. (Rzeczowniki). Poznań.
- SARNOWSKA-GIEFING, Irena, 1999, Germanismen im Posener Polnisch des 19. Jahrhunderts. In: Hahn, Hans-Henning / Kunz, Peter (Hrsg.): *Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitspolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert*. Berlin. 185-194.
- VINZENT, Andrzej de, 1992, Deutsch-polnische Sprachkontakte. In: Kobylińska, Ewa / Lawaty, Andreas / Stephan, Rüdiger (Hrsg.): *Deutsche und Polen. 100 Schlüsselbegriffe*. München/Zürich. 114-122.
- VINZENT, Andrzej de / Hentschel, Gerd / Pohl, A., 1985, *Probeheft zum Wörterbuch der deutschen Lehnwörter im Polnischen*. Frankfurt/M. (= Slavistische Linguistik 9).
- WALCZAK, Bogdan / WITASZEK-SAMBORSKA, Małgorzata, 1989, *Wpływy niemieckie w gwarze miejskiej Poznania*. In: *Rozprawy Slawistyczne 4 (UMCS)*. Lublin. 283-295.
- WIKTOROWICZ, Józef, 2002, *Die deutsch-polnische Nachbarschaft und ihre Widerspiegelung in der polnischen Sprache*. In: Cherubim, Dieter / Jakob, Karheinz / Linke, Angelika (Hrsg.): *Neue deutsche Sprachgeschichte*. Berlin / New York. 337-348.
- WITASZEK-SAMBORSKA, Małgorzata, 1987, *Mowa poznańskiej inteligencji*. In: Gruchmanowa, Monika (Hrsg.): *Mowa mieszkańców Poznania*. Poznań. 29-87.
- WITASZEK-SAMBORSKA, Małgorzata, 1993, *Zapożyczenia z różnych języków we współczesnej polszczyźnie*. Poznań.
- ŻEBROWSKA, Ewa, 2002, *Morphologie der ehemaligen mitteldeutschen Kolonialmundart von Sętal und Umkreis*. Olsztyn.
- ŻEBROWSKA, Ewa, 2007, *Regionalität als Kategorie der Sprachwissenschaft. Deutsch-polnischer Sprachkontakt im Ermland*. In: Grucza, Franciszek / Schwenk, Hans-Jörg / Olpińska, Magdalena (Hrsg.): *Germanistische Wahrnehmungen der Multimedialität, Multilingualität und Multikulturalität. Materialien der Jahrestagung des Verbandes Polnischer Germanisten, 11.-13. Mai 2007, Opole*. Warszawa. 96-108.



Jarosław Bogacki



Die „Schlesischen Provinzialblätter“ als Informationsquelle über die Sprachverhältnisse im preußischen Schlesien

In Deutschland erlebte das neue, unterschiedlich ausgeformte Kommunikationsmedium *Presse* nach einer Entwicklungsphase im 15. und 16. Jahrhundert mit **Flugblättern**, **Flugschriften**, **Messrelationen** und einer Etablierungsphase im 16. und 17. Jahrhundert mit **Avisen**, **Relationen** und **Intelligenzblättern** im 18. Jahrhundert seine Blütezeit. Einen großen geistigen Beitrag dazu leistete das neue Ideal eines aufgeklärten Bürgers, das mit Worten von Vierhaus (zit. nach von Polenz 1994:30) folgendermaßen charakterisiert wird: „Das Ideal des Hofmannes wurde durch das Ideal des aufgeklärten Bürgers und Patrioten verdrängt, der gemeinnützig tätig ist, der am geistigen, politischen und ökonomischen Leben seiner Zeit und seiner Umwelt Anteil nimmt, sich selber immer mehr aufklärt und zur Aufklärung anderer beiträgt“. Kein anderes Instrument dieser Zeit eignete sich besser, dieses Ideal zu popularisieren und die bildungsbürgerlichen Aufgaben medial zu unterstützen als Zeitung bzw. Zeitschrift. Sie sollten somit über das Ökonomische Bericht erstatten, sie sollten aufklären, rasonieren, gründlich informieren sowie unterhalten und Nützliches verbreiten (vgl. Stöber 2005:96).

Das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts verzeichnete einen großen Zuwachs von periodischen Publikationen – Zeitungen und Journalen. Nach Joachim Kirchner (zit. nach Stöber 2005:95) belief sich die Anzahl der Zeitschriftengründungen in den Jahren 1701–1710 auf 64, während sie in den Jahren 1781–1790 1225 betrug.

Dieses rasche Wachstum des Interesses an der Lektüre von Periodika hing mit der in dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in Deutschland allgemein herrschenden **Leselust** zusammen, die von den Zeitgenossen als **Lesesucht** bzw. **Lesewut** bezeichnet wurde (vgl. von Polenz 1994:34).

In vielen Städten Deutschlands entstanden die so genannten Leseanstalten, in denen man sich der Lektüre von deutschen, französischen und englischen Büchern und Journalen widmen konnte, wo man sie ausleihen, aber auch über das Gelesene rasonieren konnte. Eine von diesen Leseanstalten entstand in Breslau, in dem von Preußen im Zuge der militärischen Auseinandersetzungen mit Österreich – bekannt als **Schlesische Kriege** (1740–1763) – eroberten Schlesien. Errichtet wurde diese mit

einem Lesesaal ausgestattete und weniger auf Unterhaltung als auf niveauvolle Literatur und Bildung ausgerichtete Leihbibliothek von Karl Konrad Streit (geb. 2.3.1751 in Glogau, gest. 21.9.1826 in Breslau), einem dem bürgerlichen Stande entstammenden Kammersekretär der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau.¹

Streit war aber in Breslau und Schlesien nicht nur als hoher Beamter und Freund der Literatur und des Theaters bekannt, sondern auch als langjähriger Herausgeber des bedeutendsten schlesischen Journals dieser Zeit, der „Schlesischen Provinzialblätter“. An der Seite von Streit stand bis 1812 ein weiterer Herausgeber, Friedrich Albert Zimmerman (geb. 30.5.1745 in Lüben, gest. 27.3.1815 in Breslau), Kammerkalkulator an der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau, späterer Geheimer Regierungsrat und – was sicherlich nicht ohne Bedeutung für seine zahlreichen Beziehungen in Schlesien war – vertrauter Mitarbeiter des Provinzial-Ministers Grafen von Hoym. In dem Zuständigkeitsbereich von Zimmermann stand vorwiegend die Distribution der Zeitschrift, was ihm diese Konnexionen ermöglichten.

Die Gründung dieser Monatsschrift veranlasste bereits im Jahre 1784 eine Gruppe der um den Breslauer Philosophen Christian Garve (1742–1798) versammelten Intellektuellen und Befürworter der Ideen der Spätaufklärung.² Das erste Heft des Journals erschien nach einer von Streit und Zimmermann in der Mitte des Jahres 1784 unterzeichneten Ankündigung im Januar 1785 und die Herausgabe wurde kontinuierlich 65 Jahre lang bis zum Jahre 1849 fortgesetzt (vgl. Gerber M. R. 1995: 24–26 und die dort zitierten Primärquellen).

Auf dem Umschlag des ersten Monatsheftes wurde die Programmatik der Zeitschrift abgedruckt. Als ihre Urheber sind wohl Streit und Zimmermann anzusehen: *„Die Provinzialblätter wollen 1. alle Fortschritte, die Kultur, Industrie, Moralität und Aufklärung in dieser Provinz tun, zur Erweckung, auch die Rückschritte, soweit es die Klugheit erlaubt, zur Schau berichten. Sie breiten sich über Religions- und Erziehungswesen, über Literatur, Polizei, Handel, Manufakturen, Künste, Ökonomie, Naturkunde, Justiz, Arzneikunde usw. aus. [...] Dem Zweck der Monatsschrift gemäß aber werden vorzüglich Aufsätze gewünscht, die auf das Bedürfnis Schlesiens, auf seinen Grad*

¹ Zur Streit'schen Leseanstalt siehe seine Beiträge in den „Schlesischen Provinzialblättern“: Streit K. K., 1793 Errichtung meiner Leihbibliothek, in: Schlesische Provinzialblätter, Anhang 18, 1793, S. 91–94, Streit K. K., 1794, Vierte Fortsetzung der zur Leihbibliothek des Cammersekretärs Streit zu Breslau gehörigen Bücher, in: Schlesische Provinzialblätter, Anhang 20, S. 297–319, Streit, K. K., 1794, Verzeichniß der in der Journal Gesellschaft umlaufenden Journale, in: Schlesische Provinzialblätter, Anhang 20, S. 319–322, Streit K. K., 1795, Fünfte Fortsetzung der zur Leihbibliothek des Cammersecretär Streit zu Breslau gehörigen Bücher, in: Schlesische Provinzialblätter, Anhang 22, S. 235–253. Zum Lebenslauf Karl Konrad Streit's siehe Gerber M. R., 1995, Die Schlesischen Provinzialblätter 1785–1849, Sigmaringen, S. 73–77 und die dort genannte Literatur.

² Zu dem schlesischen Kreis der Aufklärer gehörten nebst Christian Garve, Karl Konrad Streit und Friedrich Albert Zimmerman auch Carl Gottlieb Svarez, Ernst Ferdinand Klein, Johann Gottfried Morgenbesser, Johann Gottlieb Schummel, Johann Timotheus Hermes, Johann Kaspar Friedrich Manso, Karl Georg Heinrich von Hoym, Karl Gotthelf Lessing und andere mehr gehörten (vgl. Brenker 1996:19–20).

der Kultur, der Moralität, der Aufklärung, auf seine Vorurteile usw. stete Rücksicht nehmen oder die zu nähern Kenntnis dieses Landes durch möglichst detaillierte Beschreibungen guter heimischer Anstalten, fehlerhafter Einrichtungen, Gebräuche usw. führen.“³ Dies spiegelt sich in dem breiten Spektrum an Themen wider, die in dem Journal angeschnitten wurden. Die Korrespondenten und die Herausgeber lieferten mit ihren Beiträgen dem gebildeten Publikum Schlesiens Nachrichten von Schlesien und für Schlesier, d.h. sie wollten den Schlesiern ihr eigenes Vaterland näher bringen und – was eins der Ziele der Aufklärung in dem in das preußische Staatsgebilde einverlebten Schlesien war – vaterländische und lokale Identität aufbauen bzw. verstärken. Die Programmatik der „Schlesischen Provinzialblätter“ und ihr Bezug auf Schlesien waren diese Determinanten, die für den langjährigen Erfolg dieser Zeitschrift sorgten. 1826 hatte diese zum Aufbau und zur Wahrung der schlesischen Identität beitragende Zeitschrift ihre Korrespondenten in 63 schlesischen Ortschaften und 1840 gehörte sie mit der Auflage von 2100 Exemplaren zu den auflagenstärksten Zeitschriften Preußens. Unter den Korrespondenten, die ehrenamtlich tätig waren, befanden sich Pfarrer, Kantoren, Buchhändler, Ärzte, Apotheker, Lehrer und Beamte. Viele Texte entstammen der Feder von Mitgliedern des schlesischen Aufklärerkreises. Die Texte der „Schlesischen Provinzialblätter“ wurden auch in anderen Teilen Preußens rezipiert, wovon zuerst die Reaktionen auf ihre Gründung und später die Polemik mit den Autoren der Texte dieses Journals auf den Seiten anderer preußischer Zeitschriften zeugen.

Zum ersten Mal wurde im Jahre 1793 das Journal um einen Anhang mit Privat- und Geschäftsanzeigen bereichert und in demselben Jahr um die „Literarische Chronik Schlesiens“ ergänzt. Fester Bestandteil der Zeitschrift ist die bereits in der ersten Nummer enthaltene „Historische Chronik“, die die Nachrichten aus dem Bereich „Litteratur, Theater, Landespolizey [Landesordnung], Toleranz, Schul- und Armenwesen, Handel und Fabriken, Mechanik, Garnpreise, Todesfälle, Heyraten, Geburten, Dienstveränderungen, Verkäufe adelicher Güter, Unglücksfälle, Brandschäden, Diebstähle, Krankheiten, vermischte Nachrichten usw.“⁴ an den Leser brachte.

Im Folgenden wird auf die Texte der „Schlesischen Provinzialblätter“ näher eingegangen, die das Phänomen **Sprache** unter verschiedenen Aspekten thematisieren. Man findet unter anderem eine Reihe von Texten, deren Autoren sich um die Verbesserung bzw. Kultivierung der Sprache bemühen, was allerdings in vielen durch die Philosophie der Aufklärung geprägten Zeitschriften dieser Zeit zum Thema wurde. Diese Bemühungen beziehen sich auf unterschiedliche Ebenen der Sprache. Zuerst sind puristische bzw. sprachkultivierende Tendenzen bemerkbar, die vor allem die französischen Einflüsse im deutschen Wortschatz einschränken bzw. beseitigen wollen. Es werden nur zwei Texte von vielen als Beispiele hierfür angeführt:

³ Schlesische Provinzialblätter, Bd. 1, 1785, Umschlag.

⁴ Schlesische Provinzialblätter, Bd. 1, 1785, Inhaltsverzeichnis.

Karl Adolf Menzel, 1810, Rüge eines Uebelstandes und Vorschlag zu dessen Abhülfe, in: Schlesische Provinzialblätter, Bd. 52, S. 139–147. (Gegen die Bezeichnung „Mamsell“ für Jungfrauen)

Christoph Friedrich Schwartz, 1815, Ueber eine deutsche Ehren- und Hausangelegenheit, ein Wort vielleicht zu seiner Zeit, in: Schlesische Provinzialblätter, Bd. 61, S. 238–253. (Gegen französische Bezeichnungen „Madame“ für deutsche Frauen)

Davon, dass man nicht jeden sprachpuristischen Vorschlag mit Enthusiasmus entgegennahm und dass in der Diskussion um die Sprachpflege logische, sprachhistorische und wissenschaftlich fundierte Argumente präsentiert wurden, legen solche Texte der „Schlesischen Provinzialblätter“ ein Zeugnis ab, wie der Text von Christian Garve „Ueber die Einführung des Worts Frankreicher für Franzosen“ (Schlesische Provinzialblätter, Bd. 19, 1794:511–520).

Die deutsche Orthographie, deren Verbesserung man anstrebte, wurde auch zum Thema bei manchen Autoren dieser Zeitschrift. Als Beispiel sei hier ein Beitrag⁵ unter dem Titel „Die großen anfangsbuchstaben“ genannt (Schlesische Provinzialblätter, Bd. 100, 1834: 252–255).

Ein besonderes Augenmerk richten die Autoren der Texte auf das Deutsche und seine Varietäten sowie auf die Sprachverhältnisse in dem ethnisch nicht homogenen Schlesien. Wir finden z. B. Texte, in denen sich die Autoren mit den so genannten **Provinzialismen** auseinandersetzen:

„**baumeln** auch **bummeln**; von einem Baume oder andern hohen Gegenstände lose herabhängen. Er wird bummeln müssen; sagt der gemeine Mann von einem der gehenkt werden soll.

bockinzen, der widrige Geruch eines Bocks. Die Schlesier bezeichnen überhaupt durch das angehängte **izen** verschiedene Arten von Gerüchen: z. E. von frischgehaunem Heue, es grunintz; von Fischen, fischinzen u. v. m.“⁶

Es folgen auch die Versuche, den schlesischen Dialekt als Sprachvarietät zu beschreiben. Gemeint ist damit der deutsche schlesische Dialekt: „*Erstens, die Organe des Schlesiers haben im Durchschnitt alle erforderliche Stärke und Fertigkeit. Wir lernen fremde Sprachen nicht schwerer, als andre Deutschen, und vielleicht manche z.B. die Pohlische noch leichter. Ich habe sogar oft gefunden, dass man in andern Provinzen nicht Geläufigkeit genug hat, manche unsrer Aussprachen z.B. des Wortes Gröschel, nachzumachen.*

Zweytens, der Schlesier nimmt leicht und gern jede Verbeßerung seines Dialects an, da im Gegentheil der Branderburger und Sachse, auch nach dem längsten Aufenthalte

⁵ Der Autor fungiert unter dem Pseudonym Philomikros.

⁶ Bürde, Samuel Gottlieb, 1786, Sammlung von schlesischen Provinzialismen, Volksausdrücken und einigen sprüchwörtlichen Redensarten, in: Schlesische Provinzialblätter, Bd. 4, S. 137.

in einer fremden Provinz, noch immer kenntlich ist. Diese Empfänglichkeit für das Fremde ist bey uns oft sogar Ursache Thorheiten: Viele öffnen die Berlinsche Mundart mit allen ihren Fehlern sehr glücklich nach. Manche assectirte Dame spricht ziemlich fertig: Er ist bey mich gewesen und wird zu mich kommen, haben Sie mir nicht gesehen?

Drittens, der Ton des Schlesiens hat keinen eigenthümlichen Fehler. Wir haben nichts Rollendes und Lispelndes. Wir singen nicht, weder in die Höhe, noch in die Tiefe; eher haben wir zu viel Monotonie. Das viele Zischen können wir uns sehr leicht abgewöhnen.

Was nun zuvörderst die Aussprache der Buchstaben anbetriefft: so sind bey den Vokalen folgende Eigenheiten zu merken.

A wird in manchen Wörtern zu kurz gesprochen, Tag, wie Takk, Glas wie Glaß, hat wie hatt, gab wie gapp. Oft tönt ein holes O mit, auf eine Art, die ich mit dem gewöhnlichen Alphabet nicht bezeichnen kann: so arg indessen nicht, wie bey dem Chursachsen, der beynahe Tog, Gloss, hott und gobb spricht.⁷

Die Wertung „zu kurz“ in dem letzten Absatz des Zitates ist ein Hinweis auf die Bezugnahme der Aussprache des beschriebenen Dialektes auf eine Varietät der Sprache, die als Standard gilt. Weitere, den schlesischen Dialekt behandelnde Texte präsentieren unterschiedliche Varianten dieses Dialektes. In einem Text wird sogar ein Vergleich zwischen dem Gebirgsschlesischen und dem Schwedischen gezogen.

Auch das Polnische, das vorwiegend in Oberschlesien gesprochen wurde, fand das Interesse der Autoren der „Schlesischen Provinzialblätter“. Nach der Angliederung Schlesiens an Preußen gewann das Deutsche als Amtssprache eine absolut privilegierte Position und demnach war die polnische Sprache, auch wenn dies mindestens im 18. Jahrhundert nicht explizit in den Beschlüssen des preußischen Königs bzw. der Provinzialbehörden verordnet war, sehr stark benachteiligt. Laut der Verordnung Friedrichs des II. vom 22. Mai 1764 z.B., die an das Fürstbischöfliche Generalvikariatsamt gerichtet wurde, sollten die der deutschen Sprache nicht mächtigen Pfarrer in den oberschlesischen Pfarreien innerhalb eines Jahres diese erlernen, um den Schulunterricht an den Dorfschulen mehr in der deutschen als in der polnischen Sprache zu erteilen. Sollten sie das nicht schaffen, so werden sie des Amtes enthoben. Auch in demselben Jahre verbat man den Gutsherren bei 10 Reichsthalern Strafe, Dienstboten anzunehmen, die die deutsche Sprache nicht verstehen. Auch durfte keinem Mädchen unter 16 Jahren und keinem Burschen unter 24 Jahren die Heiratsurteilung erteilt werden, wenn sie nicht hinlänglich Deutsch könnten. Man bemühte sich ebenfalls, an den Dorfschulen zugleich deutsch- und polnischsprechende Schulmeister einzusetzen. Das geringe Einkommen der Lehrer, die mangelnden Unterrichtsmittel und die von den Dorfbewohnern nicht akzeptierte Tätigkeit des Lehrers waren jedoch Gründe dafür, dass es unmöglich war, qualifizierte, zweisprachige Lehrkräfte anzuwerben. (Vgl. Reiter 1960:33–35)

⁷ Fülleborn, Georg Gustav, 1794, Ueber den Schlesischen Dialect, in: Schlesische Provinzialblätter, Bd. 20, S. 343–349.

Oberschlesien wurde in den Texten der „Schlesischen Provinzialblätter“ aus der Perspektive des Bildungsbürgertums eines absolutistischen Staates geschildert, in dem die ethnischen Minderheiten zwar akzeptiert wurden, jedoch den Modernisierungsprozessen anzupassen waren und ihren gesellschaftlichen Stellenwert durch das Erlernen der deutschen Sprache behaupten sollten. Demnach wundert es nicht, dass die oberschlesischen Polen, ihre Sitten und Bräuche, Lebensbedingungen und Charakterzüge in den „Schlesischen Provinzialblättern“ einer scharfen Kritik ausgesetzt wurden. Diese Kritik nahm auch Bezug auf die in Oberschlesien gesprochene Sprache.

Abschließend werden zwei Passagen zitiert, die die kritische Auseinandersetzung der Autoren dieses Journals mit den Lebensumständen, mit der Kultur und mit der Sprache ihrer oberschlesischen Mitbürger belegen:

„[...] *der Ober=schlesische Landmann ist glücklich und froh wie ein Gott, wenn er halbberauscht vor sich noch eine Menge berauscheden Getränks sieht. Kommt hiezu noch etwa irgend ein schreiendes musikali=sches Instrument, so vergißt er die größten Lei=den, und es ist zweifelhaft, ob man dann durch Aufbietung aller Kräfte seine Glückseligkeit zu er=höhen im Stande seyn würde. Traurig indeß ist's doch, daß er so roh ist, und mit den wildesten Völkern soviel Aehnlichkeit hat. Und im Ganzen Tragen auch diese, ob schon für in die seligsten Freuden, ungemein zu seinem Elend bei, beför=Dern seine Trägheit, Armuth und Dummheit und hindern, daß er je Geschmack an vernünftign Ver=gnügungen finde.*“⁸

„*Von der Sprache des P. O. Landvolks kann Ich nicht genau urtheilen, und weiß nicht genau, wie weit sie sich von der eigentlichen polnischen Sprache entfernt hat. Ich finde aber, daß kein an eine sonore Sprache gewöhntes Ohr in dersel=ben das Weiche, Sanfte, Volle und Harmonische hört, was man von der polnischen Sprache rühmt, und was ich in derselben auch gefunden zu haben glaube. Auch muß sie gewiß von dem polnischen sehr verschieden seyn, weil der gebildete Pole sel=ten den polnischen Oberschlesier versteht. Und oh=ne Zweifel ist sie sehr dürftig. Man sagt freßo=watsch, Lichtscherra, Feldscherra, Fuhra. Wör=ter, deren Bedeutung man auf den ersten Anblick errät. Es kann der Sprache gar nicht zum Vor=wurf gemacht werden, daß sie deutsche Ausdrücke entlehnt; allein mir scheint es doch immer von ei=ner ursprünglichen sehr großen Armuth und einem sehr eingeschränkten Ideenkreis zu zeugen.*

Die geistige Ausbildung des Volks ist überall noch in der Kindheit. Nicht als ob es der Ra=tion etwa an Fähigkeit und Talenten fehle, denn wie ließe sich das wohl von einem ganzen Volk behaupten? Sondern nur sofern diese Fähigkeit durchaus nicht aufgereizt wird. Besonders of=fenbare sich diese Roheit und Einfalt in Dingen der Religion.“⁹

⁸ o.A., 1791, Ein Wort zur Beherzigung an die, welche Warheit vertragen und es wissen, daß wir Menschen alle aus einem Teig geknetet sind, in: Schlesische Provinzialblätter, Bd. 14, 1791. S. 31.

⁹ o. A., 1791, Versuchte Darstellung des gewöhnlichen Zustandes des Polnisch-Oberschlesischen Landvolks. Eine Fortsetzung des Worts zur Beherzigung, in: Schlesische Provinzialblätter, Bd. 14, S. 212-213.

Bibliographie:

- BRENKER A.-M., 1996, Über Aufklärer und Aufklärungsgesellschaften in Breslau, in: Kunicki W. (Hrsg.), Aufklärung in Schlesien im europäischen Spannungsfeld. Traditionen – Diskurse – Wirkungen, Wrocław, S. 9-22.
- GERBER M. R., 1995, Die Schlesischen Provinzialblätter 1785-1849, Sigmaringen.
- POLENZ P. VON, 1994, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 2. 17. und 18. Jahrhundert, Berlin; New York.
- REITER N. 1960, Die polnisch-deutschen Sprachbeziehungen in Oberschlesien, Wiesbaden.
- STÖBER R., 2005, Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Konstanz.



Edyta Grotek



Rettet meine Mutter-Sprache! Die Mundart um Przytyk (Zentralpolen) als Erbe im Grenzgebiet

In einem kleinen Dorf, Bukówno, zwischen Warszawa und Kielce, in der heutigen Wojewodschaft Masowien, verbrachte ich als Kind die meiste Zeit meiner Sommerferien. Bis heute klingt in meinen Ohren die Mundart dieser Gegend – die Sprache meiner Mutter und meiner Großmutter, die ich zwar verstehen konnte, aber nie sprechen lernte.

Der vorliegende Beitrag versucht, trotz dessen Kürze, diese masowische Mundart einem breiteren, nicht nur polonistischen Publikum näher zu bringen. Und wenn auch die Behauptung, diese Mundart sei ein Kulturerbe im Grenzgebiet, wundern mag, versuche ich nachzuweisen, dass in Bezug auf diesen Dialekt mehrere Grenzen gezogen, überschritten und bewacht werden – sowohl historisch und geographisch, als auch psycho- und soziologisch.

Analysiert wird hier die Mundart um Przytyk und Radzanów, ich stütze mich auf eigene Untersuchungen (insgesamt 5 Gewährsleute) und auf die Dissertation von Herrn Stanisław Jankowski, verteidigt an der Lodzer Universität im Jahre 1976. Für den Zweck seiner Dissertation, geschrieben unter der Betreuung von Prof. Karol Dejna, befragte Jankowski 17 Gewährsleute aus dieser Gegend und hat damit eine ausführliche Analyse dieses Dialektes geliefert.

1. Die erste Grenze: Geschichtliches und Anthropologisches

Die wichtigsten Orte für diese Untersuchung sind, wie schon erwähnt, Przytyk und Radzanów, darüber hinaus Młodynie Górne und Młodynie Dolne, Bukówno und Studzienice.

Przytyk wurde bereits im 14. Jahrhundert von der Familie Podlodoski als Stadt gegründet (Dorota geb. Podlodoska war Ehefrau von Jan Kochanowski). Seit je her war es eine Handelsstadt, die an wichtigen Handelswegen (Lublin–Poznań/ Warszawa – Kraków) lag (www.przytyk.pl, 28.05.2009). Heute ist es ein Dorf und Sitz der Gemeinde. Von der einstigen goldenen Zeit zeugt lediglich ein Schlösschen der

Familie Podlodowski in dem benachbarten Dorf *Zameczek*. Radzanów, das schon im 14. Jh. zum ersten Mal in offiziellen Unterlagen erwähnt wird, erhielt bereits in der ersten Hälfte des 15. Jh.s eine Pfarrei und wurde somit zum Zentrum des kulturellen und geistigen Lebens für die benachbarten Dörfer [vgl. Wodziński, Marcin, in: Bednarczyk 2006:85].

Direkt nach der dritten Teilung Polens (1795) gelangte diese Region unter den Einfluss von Österreich (in Radom entstand im 19. Jh. eine österreichische Garnison), 1807 ging sie in das Herzogtum Warschau über (bis 1815) und fiel demnächst an Kongresspolen [vgl. http://pl.wikipedia.org/wiki/Garnizon_Radom#Jednostki_w_1820, 30.05.2009]. Hier verflochten sich also, innerhalb von einer kurzen Zeit, österreichische und russische Einflüsse, sowohl kulturell als auch sprachlich betrachtet.

Als eine natürliche linguistische Konsequenz dieser Periode wären Austriazismen und Russizismen zu erwarten, die dieser Dialekt bewahrt habe. Eine weitere Frage, die zwingend beantwortet werden sollte, ist jene nach den Einflüssen des Jiddischen. Schon im 17. Jh. ließen sich in dieser Gegend die ersten Juden nieder und bis heute heißt eines der Dörfer dieser Region *Żydy*. Anfang des 20. Jh.s machte die Bevölkerung jüdischer Abstammung über 80% der Gesamtbevölkerung von Przytyk aus [www.przytyk.pl, 01.06.2009], andere Quellen geben sogar höhere Zahlen an, z.B. bei Guldon/ Muszyńska waren es laut der Volksbefragung im Jahre 1810 sogar 95% [vgl. Guldon/Muszyńska 1999:34], in Radzanów dagegen nur knapp 10% [vgl. Wodziński 2006: 87].

Die obigen Zahlen verschaffen uns einerseits ein Bild von einer polnisch-jüdischen Diaspora, einem kulturellen Grenzgebiet, in dem die beiden Sprachen und Kulturen neben-/miteinander existierten und verschmolzen und sind ein Zeichen für eine weitere, durch dieses Gebiet verlaufende Grenze, andererseits zeugen sie von einer verhältnismäßig homogenen Region mit einer jüdischen, bzw. polnischen Mehrheit.

Heute ist die Gegend um Przytyk/ Radzanów ethnisch wie national einheitlich. Dies betrifft auch die Berufsstruktur der beiden Dörfer, die einer der Faktoren der Bildung von hermetischen Strukturen darstellt, welche wiederum das Entstehen und Bewahren von Zweisprachigkeit¹ begünstigen. Aber auch weitere Merkmale sind bei der Untersuchung dieses Phänomens von Bedeutung: „Umfang der zweisprachigen Gruppe und ihre sozio-kulturelle Homogenität oder Differenziertheit; ihr Auseinanderfallen in Untergruppen, die die eine oder die andere Sprache als Muttersprache gebrauchen; demographische Daten; soziale und politische Beziehungen zwischen solchen Untergruppen“ [Weinreich 1977: 18].

Radzanów, heute eine Gemeinde mit 18 Dörfern vom Schultheiß-Status, zählt 4000 Einwohner [Bednarczyk 2006: 16], von denen 2159 bei der Landwirtschaftlichen Sozialversicherungsanstalt (KRUS) versichert sind [Angaben der KRUS- Stelle in Białobrzegi aus dem Jahre 2008, Privatquelle]. Przytyk ist fast doppelt so groß, hat

¹ In dem konkreten Falle handelt es sich genau um die Diglossie i.S. von Vinzenz, siehe z.B.: Vinzenz, Nachwort zu: Weinreich 1977.

7230 Einwohner und 26 Dörfer vom Schultheiß-Status. 86% der Gesamtfläche der Gemeinde wird landwirtschaftlich genutzt. Nach den Angaben des Gemeinderates arbeiten 5429 Personen in der Landwirtschaft [Strategie für die Lösung der Sozialprobleme in der Gemeinde Przytyk, S. 32, abrufbar unter: bip.przytyk.pl/upload/Strategia_Przytyk.doc, 10.09.2009]. Die landwirtschaftliche Produktion konzentriert sich auf ein Produkt: 80% der in ganz Polen verzehrten Paprika kommt aus Przytyk, wo auch jährlich eine der bekanntesten Paprikamessen stattfindet [vgl. www.przytyk.pl; 12.06.2009]. Es handelt sich demzufolge um eine überwiegend landwirtschaftlich dominierte Gegend.

2. Dialektographische Klassifizierung – „masowisches Grenzgebiet“

Sowohl die historische Entwicklung als auch die geographische Lage der Region mögen dazu beigetragen haben, dass diese Mundart ganz unterschiedlich klassifiziert wird. Sie gehört nach Dejna (1998a) zu den Dialekten von Małopolska/ Kleinpolen, Sektor VII – Kielcer Mundarten. Aber schon bei Nitsch (1919) wird sie genau an der Grenze zu den Kleinpolnischen und masowischen Dialekten platziert. Dejna selbst, obwohl er es nicht *explicit* ausdrückt, gibt an, dass es sich hier um ein Grenzgebiet handeln kann; über diese Region verläuft die Isoglosse: *boić / bojać* (vgl. Dejna



Abb. Die genaue geographische Lage des Masowischen Grenzgebietes
[Quelle: www.gwarypolskie.uw.edu.pl]

1994:46). Dies wäre ein Überbleibsel der russischen Einflüsse (*bojać, stojać* sind Russizismen) sowie eine weitere Grenze, die durch diese Region verläuft.

Nach Urbańczyk [(1968) zit. in: Dubisz/ Karaś/ Kolis 1995: Anhang, Karte Nr. 2] zählt diese Region zu Pogranicze Mazowsza (Masowisches Grenzgebiet). Die gleiche Qualifikation nimmt das online-Lexikon der polnischen Mundarten an, das von Halina Karaś redigiert wird, dieses Grenzgebiet wird aber auch in dem genannten Lexikon unter den Dialekten von Kleinpolen besprochen. Unter der Adresse: www.gwapolskie.uw.edu.pl sind entsprechende Probetexte des Dialektes zu entnehmen.

3. Die Mundart des masowischen Grenzgebiets – ausgewählte Aspekte

Als Charakteristikum der wichtigsten Merkmale der Mundart ist erwartbar, dass dieser Dialekt die Eigenschaften der kleinpolnischen und der masowischen Dialekte verbindet.

In dem vorliegenden Kapitel versuche ich, die – meines Erachtens – charakteristischsten Merkmale dieser Mundart darzustellen, und zwar in Bezug auf Phonetik, Morphologie, Satzbau und Lexik. Im Rahmen solch eines Beitrags ist es selbstverständlich nicht möglich, eine ausführliche Analyse des Dialektes vorzulegen, deswegen führe ich hier nur beispielhaft einige Merkmale an. Als Grundlage dienen Lexika und Atlanten der polnischen Mundarten sowie die oben genannte Dissertation von Stanisław Jankowski („Die Mundart in dem Dorf Studzienice im Vergleich zu den anderen Mundarten der Gegend“). Zu der empirischen Analyse von Jankowski habe ich auch einen kleinen Beitrag geleistet und über 3 Stunden Gespräche aufgenommen. Meine Gewährsleute waren 4 Frauen, von denen zwei zwar in den hier zum Gegenstand der Untersuchungen gewordenen Dörfern geboren sind, heute aber schon in der Stadt leben und die Mundart nur noch in familiären Situationen gebrauchen (57 und 60 J.a.) und zwei, die nach wie vor auf dem Dorf leben (50 und 70 J.a.). Der einzige befragte Mann ist heute 52 J.a. Ich habe auch mit den fünf Kindern der Gewährsfamilie gesprochen, die im Alter zwischen 6 und 23 sind. Bei den Gesprächen bin ich auf mehrere Schwierigkeiten gestoßen, auf die ich bei den psychologischen und soziologischen Aspekten noch zu sprechen komme.

3.1. Phonetik – ausgewählte Fragen

Genauso wie die Dialekte Kleinpolens charakterisiert sich die Mundart des masowischen Grenzgebiets durch Labialisierung. Diese ist aber schwach und betrifft nur den Anlaut (etwa: <obora> → [ʷɔbɔra])², im Gegenteil zu Kleinpolen, wo auch im Inlaut labialisiert wird (in Masowien – keine Labialisierung) [vgl. Jankowski 1976: 32; Dubisz/ Karaś/ Kolis 1995: 79ff]. Im Inlaut wird nur dann labialisiert, wenn der betroffene Vokal nach einem Präfix vorkommt:

² Ich bediene mich bei der Transkription ausschließlich des IPA und nicht des AS.

poustawały (vor Müdigkeit stehen geblieben) → [pɔ^wustɔvaɫɨ] [vgl. und siehe mehr: Jankowki a.a.O.].

Das altpolnische /ā/ wird in der hier charakterisierten Mundart in den meisten Fällen durch /ɔ/ kontiniert, wie z.B.

- vor [ɫ] (maskulinum, vergangene Form) : <sypał> → [sɨpɔɫ]
- im Auslaut bei Feminina (im Falle von Substantiven nur bei jenen, die auf „-ia“ enden) *buzia* → [buʒɔ] (pełnia, stajnia), *galanta* → [galantɔ], *nasza chałupa, wasza druga kobita* → [nasɔ xaɫupɔ, vasɔ drugɔ kɔbʲta]
- bei Verben in der maskulinen Form (1.,2.,3. Pers. Sg. + 1., 2. Pers. Plural) *czekam* → [tʂɛkɔm], *popijacie* → [pɔpijɔta]
- bei Präfixe (Adjektiv-/Adverbsteigerung im Superlativ): *najlepiej* → [najɫɛpi]
- in Suffixen: *biedak* → [bidɔk] (rybak, śpiewak, u.s.w)

In einigen Fällen ist aber zur Kontinuante des altpolnischen /ā/ das [ɛ] oder [u] geworden, z.B.:

- vor [ɫ] im Imperativ: *sprzedajcie* → [spʃɛdɛjtʂɛ] oder vor Nasalen: *witamy* → [vitumy], *szklanka* → [ʂkɫuŋka].

Ein weiteres, für diesen Dialekt im Bereich der Aussprache von Vokalen charakteristisches Merkmal ist die Epenthese von [ɛ], und zwar laut folgender phonologischer Regel³:

$$\emptyset \rightarrow [-\text{kons}] \quad / \quad \begin{pmatrix} + \text{kons} \\ - \text{son} \\ - \text{kont} \\ + \text{kor} \\ - \text{sth} \end{pmatrix} \quad \text{---} \quad \begin{pmatrix} + \text{kons} \\ + \text{son} \\ + \text{kont} \\ + \text{dors} \\ + \text{sth} \end{pmatrix}$$

So wird z.B. das hochpolnische *metr* zu [mɛtɛr], *wiatr* zu [vʲatɛr] oder [litɾ] zu [litɛr].

Auf der anderen Seite kommt es zur Tilgung von [ɛ], wie bei: *sień* → [ɕiɲ] sowie zur Realisierung von [ɛ] als [i]: *chlew* → [xlif], *kolej* → [kɔliɟ].

Diese Mundart hat im Gegensatz zu den masowischen Dialekten weder die sog. „mazurzenie“ (Realisierung der koronal-alveolaren Laute als koronal-dentalalveolar [tʃɛmu] → [tʂɛmu]) noch „jabłonkowanie“ (das Verschwimmen der koronal-alveolaren Laute mit den Palatalen in eine Konsonantenreihe: [ʃʲ tʃʲ ʒʲ dʒʲ] z.B.: *szary* → [ʃarɨ] → [ʃʲarɨ]) ausgebildet. Bei der Realisierung der Konsonanten muss auch der Unterschied zu der für kleinpolnische Dialekte typischen Aussprache von „trz“ und „drz“ betont werden (Dubisz/Karaś/ Kolis sprechen hier von einer „Vereinfachung“,

³ Die phonologischen Merkmale der Laute nach: Müller 2002 (hg.):84ff.

vgl. a.a.O. 1995: 80). Diese realisiert man in dem masowischen Grenzgebiet als [tʃ], [dʒ], und nicht wie in Klempolen als [tʃ̣], [dʒ̣].

In den obigen Ausführungen wurden lediglich ausgewählte phonetische Merkmale angesprochen. Sehr detailliert behandelt Jankowski [vgl. a.a.O.] das phonetische Subsystem dieser Mundart, der interessierte Leser möge weitere Informationen der für diesen kurzen Beitrag grundlegenden Dissertation entnehmen.

3.2. Morphologie

Zu den charakteristischsten morphologischen Merkmalen kann die Bildung von Dativ im Singular gerechnet werden. Von den Bewohnern der hier besprochenen Gegend wird er fast ausschließlich mittels der Endung „-owi“ gebildet, auch in Bezug auf einsilbige Maskulina, wie: *bratowi, kotowi, panowi* [vgl. Jankowski a.a.O.:194].

Im Plural wird der Genitiv des maskulin-persönlichen Genus durch „-ów“ gebildet: *bratów, gospodarzów, liściów, jajów* [vgl. ebda:35;197]. Das gleiche betrifft das maskulin-nichtpersönliche Genus⁴, wobei aber die meisten Substantive doch eine doppelte Form aufweisen, eine hochpolnische und eine dialektale: *beczek// beczków, tyżek// tyżków*.

Die Tempusformen der Vergangenheit werden ausnahmslos nach dem Muster des maskulin-nichtpersönlichen Genus gebildet, ähnlich wie in den masowischen Dialekten: *chłopy stały* [vgl. ebda:234ff; Dubisz/Karaś/Kolis 1995:82]. Interessant scheinen diese Formen der Vergangenheit für die 3.Pers. Sing. zu sein, in denen im Hochpolnischen [ʈ] nach nasalen Vokalen auftritt: *zaczqł, odpoczęła*. Diese werden durch den nasalen Konsonanten [n] realisiert, wie folgt: [zatsʃun], [ʷɔtpɔtsʃna] [vgl. Jankowski a.a.O.:235; Eigenaufnahmen].

3.3. Wortbildung

Mit den masowischen Dialekten hat die hier besprochene Mundart die Bildung der Bezeichnungen für Junges gemeinsam. Statt des Suffixes „-e“ oder „-ę“ werden diese mit dem Suffix „-ak“ gebildet, phonetisch als [ɔk] realisiert: *cielak* → [tʃɛɫɔk], *psiak* → [pʃɔk].

Die Bezeichnungen für Träger einer Eigenschaft entstehen mittels des Suffixes „-ol“:

[zɪmbɔɫ] – jemand mit langen Zähnen, [vunsɔɫ] – jemand mit üppigem Schnurrbart u.s.w.

Sehr produktiv ist in der hier analysierten Mundart das Suffix „-ina“, das zwei Funktionen aufweist. Zum einen kann es eine Abschwächung ausdrücken, zum

⁴ In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch noch „feminin-dinglicher Genus“ genannt [vgl. HANDKE 1994:23].

anderen bezeichnet es etwas Miserables. Das Genus ist in allen Fällen Femininum, z.B.: *Taką tam skodzinę kupilem* („Ich habe mir so einen nicht zu teuren Skoda gekauft“); *Chałupina się wali* („Diese erbärmliche Hütte fällt zusammen“).

3.4. Wortschatz/ Elemente des sprachlichen Weltbildes

Die in der historischen Einführung angesprochene Problematik der Entlehnungen bedarf weiterer Explorationen. Eine Betrachtung für das gesamte masowische Grenzgebiet würde sicherlich zu interessanten Ergebnissen führen. Im Folgenden nur einige Bemerkungen.

Außer der Isoglosse *boić się/bojąc się*, bei der die zweite Form als Russizismus fungieren könnte, sowie den beiden Wörtern: *odkryć* und *zakryć* als *otworzyć* und *zamknąć* (aus- und zumachen), sind in dem Dialekt ganz wenige Russizismen vorzufinden. Aus der Gruppe der Russizismen, die nach Karaś zur Zeit der Teilungen Polens ins Polnische übergingen, sind es z.B. *odkrytka* (Ansichtskarte), *harmoszka* (Akkordeon), *chałtura* (Pfuscher), die sich aber in der allgemeinen Sprache durchgesetzt haben und als literarische Entlehnungen gelten [vgl. und siehe mehr Karaś 2007].

[strɪntʂɪtɕɛl] – Zuhälter (in der älteren Bedeutung als *Anbieter*), [zɪmbista] – Zahnarzt, [krɪntɕɪs] – Schwindler, [pɔpiʒgan'ɛts] – Unzurechnungsfähiger – sind natürlich nur einige Beispiele für Lexeme, die für diese Mundart typisch sind. Sehr populär ist das Lexem „galanty“, das in diesen Dialekt aus dem Französischen, aber sicherlich übers Deutsche (*galant*) gekommen ist und so viel wie „gar nicht schlecht“ bedeutet. Es wird sowohl in Bezug auf Menschen als auch auf nicht lebende Subjekte und Abstrakta wie auch in der adverbialen Form verwendet: [galanti xɔp i galantɕɛ ɔɔɔ]. Eine weitere Entlehnung aus dem Deutschen (Österreichischen) wäre (*wy*)*rychtować (się)*, das von dem deutschen „richten (sich)“ stammt. Nach DDU: „(bes. südd., österr., schweiz.) **a**) in Ordnung bringen; instand setzen: sich die Haare r.; die Uhr, das Dach r. (*reparieren*) lassen; **b**) aus einem bestimmten Anlass vorbereiten: die Betten [für die Gäste] r.; ich habe euch das Frühstück gerichtet; er hat seine Sachen für die Reise gerichtet;“ [DDU, CD-Version, ähnlich auch bei Adelung und Grimm].

Das sprachliche Weltbild dieser Region, die u.a. in Redewendungen und festen Wendungen steckt, wäre ein Thema für einen getrennten Beitrag. Ich möchte hier nur einige Redensarten vorführen, die ich noch als Kind öfters hören konnte:

Udała się dziółcha jak bobce syrek w nogawicy – Das Mädchen ist so gelungen, wie dem Weib der Quark im Hosenbein (= ist nicht gelungen, geht auf die Erfahrung beim traditioneller Herstellung von Quark zurück).

Że świat nie widzio! – so, dass es die Welt nicht gesehen hat. Dies wird als Modalbestimmung verwendet, als Ausdruck der Obergrenze für etwas: jemand ist so dumm/ schlau/ reich, dass es die Welt nicht gesehen hat.

4. Soziologisches

Als Vorbereitung für den vorliegenden Beitrag habe ich ca. 3 Stunden Material aufgenommen, wovon aber nur wenige Minuten als Belege dieser Mundart dienen können. Meine Gewährsfamilie stammt aus einem mir bekannten Dorf, ich und meine Mutter sind für die Leute nicht fremd. Sie wollten aber mit uns nur Hochpolnisch sprechen, weil wir aus der Stadt sind und weil meine Mutter in ihrer Empfindung eine höhere soziale Stellung einnimmt und es sich wohl nicht gehöre, bei einem Gespräch mit der [k'ɛrɔvnitska] ein niedrigeres Sprachregister zu gebrauchen. Auch wenn sie tatsächlich in Privatgesprächen mit ihr diese Mundart verwenden und deutlich gebeten wurden „unsere Sprache“ zu sprechen, war ich das fremde Element, das die Frauen gehindert hat, im Dialekt zu kommunizieren.

Zwei Kinder der Familie studieren schon, ein Mädchen in Warszawa, ein Junge in Radom, die jüngeren sind 19, 8 und 6 Jahre alt. Auf die Fragen nach dem Dialekt haben sie nur gesagt, er sei „nicht so schön“.

„Seit drei Jahren ist es immer so bei uns zu Hause: Mutti, sprich nicht so! Sie wollen, dass dieser Wortschatz schon schöner ist, elegant.“ – bestätigte Frau Michalak, die Mutter.

Eine weitere Grenze also, nach den dialektographisch, geschichtlich und geographisch bestimmten, wäre eine soziologische Grenze, die einerseits zwischen den Sozialschichten und den Dorf- und Stadtbewohnern verläuft, andererseits zwischen den beiden Generationen: 50+ und deren Kindern, welche die Mundart nicht mehr pflegen möchten.

Bei Jankowski gibt es unter den Gewährsleuten mehrere Männer. Ich habe aber nie meinen Großvater oder andere Männer aus dem Dorf diese Mundart sprechen hören. Ich wage nicht, die These aufzustellen, dass dies ein Genderlekt wäre, weil dies – obwohl ich dazu tendiere – erst wissenschaftlich zu überprüfen wäre. Der Grund dafür, dass in den mir bekannten Familien hauptsächlich Frauen diesen Dialekt sprechen, kann einerseits die Tatsache sein, dass die Männer auf dem Dorf eher als Frauen Repräsentanten der Familie nach außen sind. So würden sie sich (wohl eher) im Gespräch mit den „nicht Unsrigen“ eher des H-Codes bedienen. Andererseits aber sind immer Frauen diejenigen, die die sozialen Kontakte pflegen und Traditionen übermitteln⁵.

5. Psychologisches

Die befragten Personen bedienen sich eines *High-* und eines *Low-Codes*, des Hochpolnischen und des Dialektes, je nach Situation und Gesprächspartner. „Die die Sprachen gebrauchenden Individuen sind somit der Ort, an dem der [Sprach] Kontakt stattfindet“ [Weinreich 1977:15]. Ein Kontakt bedeutet aber auch eine

⁵ Diese Anmerkung verdanke ich Frau Prof. K. Lasatowicz.

gewisse Grenze zwischen den Sprachen/ Codes. Wie sie in dieser Region verläuft, ist heutzutage schwer zu sagen. Noch vor 40 Jahren hätte man hier vielleicht eher über einen *complexus diglosique* sprechen können⁶ – in dem man mehrere Sprachrepertoires und -verwendungssituationen vorfinden konnte, die in einer gewissen Symbiose miteinander standen. Als ich noch ein Kind war, hat meine Mutter dieses Register in Gesprächen mit ihren Schwestern (auch am Telefon) gebraucht. Heutzutage ist das Absterben dieses Dialektes zu beobachten, was vor allem (auch) in der jüngeren Generation durch mehrere Faktoren verursacht ist, von denen einer sicherlich die Submersion bei den schulpflichtigen Kindern ist, der man nicht vorbeugen kann, auch deswegen, weil sich die zu Hause gesprochene Sprache keines großen Prestiges bei den Sprechern selbst erfreut, sie wird auch in der Schule von den Lehrern missachtet [vgl. und siehe mehr Kurcz 2007:23]. Persönlich muss ich zugeben, zu dem Absterben dieses Dialektes beigetragen zu haben – obwohl unsere Mutter zu uns immer das Hochpolnische verwendete, gebrauchte sie die Mundart in unserer Anwesenheit in Gesprächen mit den anderen Angehörigen dieser Sprachgemeinschaft. Wir haben dies als etwas Schlechtes empfunden und immer gebrandmarkt.

6. Zusammenfassung

In dem Beitrag versuchte ich auf mehrere Grenzen hinzuweisen, die für die heute im Herzen Polens liegende Region relevant sind. Sowohl historisch als auch geographisch, dialektographisch, soziologisch, psychologisch und geschlechtsspezifisch kann man bei diesem Dialekt von einem Erbe im Grenzgebiet sprechen. Leider ist dieses Erbe vom Aussterben bedroht, weil auch diejenigen, die der Sprache noch mächtig sind, sie als Verständigungsmittel und Medium der Tradition und Kultur ablehnen. Cavigelli bestätigte in seinen Untersuchungen, dass in einigen Sprachgemeinschaften behauptet wird, der L-Code existiere gar nicht [vgl. de Vincenz in: Weinreich:251]. Vor 30 Jahren schon zitierte Jankowski in seiner Arbeit die Bewohner dieser Dörfer: „früher hat man die Sprache gesprochen, heute sprechen wir sie nicht mehr“ [Jankowski a.a.O.:17]. Heute antwortete Jadwiga Michalak auf meine Frage nach der Mundart: „Wir haben doch keinen Dialekt! Die Schlesier, die haben ihre Mundart, was wir haben ist bloß'ne Bauernsprache“.

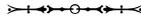
Vielleicht ließe sich ihre Antwort als Anzeichen einer weiteren Grenze ansehen: zwischen den Sprachwissenschaftlern, die diese Mundart klassifiziert und ziemlich genau beschrieben haben, und der Sprachgemeinschaft, die diese tatsächlich spricht, ihre Existenz aber zu verdrängen versucht.

⁶ Terminus nach Gardy/ Lafont (1981): *La diglossie come conflit: l'exemple Occitan*. Langages, 61, übernommen nach Boyer 1997:77ff.

Bibliographie:

- ADELUNG J., 1793-1801, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, CD – Rom Ausgabe: Digitale Bibliothek Band 40: Adelung.
- BOYER H., 1997, Konflikt zwyczajów, konflikt obrazów, in: Kurcz I. (Hrsg.), 2007. Gdańsk, S. 75-86.
- DDU – Duden – Deutsches Universalwörterbuch, 2003, CD-Rom- Ausgabe, basiert auf der 5., neu bearbeiteten und erweiterten Auflage der Buchausgabe – 2003, Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG. Mannheim.
- DEJNA K., 1993, Dialekty polskie. Wrocław.
- DEJNA K., 1994, Atlas gwar polskich, sektor VII (kielecki). Łódź.
- DEJNA K., 1998a, Atlas gwar polskich. T. 1, Małopolska. Warszawa.
- DEJNA K., 1998b, Gwara i jej stosunek do innych odmian języka ogólnonarodowego, in: Gala S., (red.), Teoretyczne, badawcze i dydaktyczne założenia dialektologii. Łódź, S. 13-23.
- DUBISZ S./ KARAŚ H./ KOLIS N., 1995, Dialekty i gwary polskie. Leksykon. Warszawa.
- GRIMM J./ GRIMM W., 1854-1960, Das Deutsche Wörterbuch in 16. Bänden. Leipzig. Abrufbar unter: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>
- GULDON Z./ MUSZYŃSKA J., 1999, Lokacja i dzieje miasta w dobie szlacheckiej Rzeczpospolitej (1540-1795), in: Renz R. (red.), Białobrzegi, studia i szkice z dziejów miasta. Radom.
- HANDKE K., 1994, Język a determinanty płci, in: Anusiewicz, J./Handke K. (Hrsg.), Język a kultura, Band 9, Płeć w języku i kulturze. Wrocław, S. 15-29.
- JANKOWSKI S., Gwara Studzienic w woj. radomskim na tle gwar okolicznych, (unveröffentlichte Dissertation, verteidigt 1976 an der Universität Łódź, Doktorvater: Prof. Dr. Karol Dejna).
- KARAŚ H., 2007, Rusycyzmy słownikowe w polszczyźnie ogólnej – historia i współczesność, in: Poradnik Językowy 2007, Heft 5, S. 25-43.
- KURCZ I., 2007, Jakie problemy psychologiczne może rodzić dwujęzyczność, in: Kurcz, I., (Hrsg.): Psychologiczne aspekty dwujęzyczności. Gdańsk, S. 9-34.
- MÜLLER H. (Hrsg.), 2002, Arbeitsbuch Linguistik. Paderborn u.a.
- NITSCH K., 1919, Mapa narzeczy polskich z objaśnieniami. Kraków/ Warszawa.
- Rocznik demograficzny 2008, Warszawa: Główny Urząd Statystyczny, abrufbar unter: http://www.stat.gov.pl/cps/rde/xbcr/gus/PUBL_rocznik_demograficzny_2008.pdf
- URBAŃCZYK S., 1968, Zarys dialektologii polskiej. Warszawa.
- VINCENZ de A., 1977, Nachwort zu: Weinreich 1977, München, S. 239-270
- WARCHOŁ S., 1998, Możliwości kształtowania się tzw. „regiolektów” na słowiańskich pograniczach językowych, in: Gala S. (red.), Teoretyczne, badawcze i dydaktyczne założenia dialektologii. Łódź, S. 31-44.
- WEINREICH U., 1977, Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung. Mit einem Nachwort von A. de Vincenz. München.
- WODZIŃSKI M., 2006, Miejscowości naszej gminy, in: Bednarczyk H., (wissenschaftliche Redaktion), 615 lat. Radzanów i okolice. Sycyna, S. 68-98.

Józef Jarosz



Zwischen Konvention und Originalität: zur Grabsteinepigraphik auf dem Alten Jüdischen Friedhof in Breslau

Einleitung. Der im Jahre 1856 angelegte Friedhof in Breslau an der Lohestraße (ul. Ślężna) gilt heute als einzigartiges Monument jüdischer Geschichte und Kultur, das anschaulich die Entwicklung der jüdischen Gemeinde in Schlesien widerspiegelt und als Quelle zur Erforschung der Friedhofs- und Trauerkultur der in Deutschland lebenden Juden dienen kann. In dem vorliegenden Beitrag sollen epigraphische Zeugnisse vor allem vorgestellt und erste Beobachtungen und Auswertungsergebnisse diskutiert werden. Die Analyse gibt am Beispiel von 200 deutschsprachigen Epitaphien¹ einen Überblick über die in der Periode 1856–1942 geltenden Konventionen in der Gestaltung der Grabinschriften, ihre Variationsbreite in sprachlicher und struktureller Hinsicht. Wegen der Fülle am Beispielmaterial werden in dem vorliegenden Beitrag nur ausgewählte dominante und hochfrequente Kernthemen erwähnt.² Die inhaltliche Struktur der Grabinschriften setzt sich aus zwei Konstituenten zusammen: aus dem informativen (onomastischen) und aus dem expressiven Teil³. In dem Ersteren stehen gewöhnlich genealogische Angaben und Lebensdaten des Bestatteten. Die Funktion des Sich-Ausdrückens vollzieht sich einigermaßen in der Einleitungsformel:

(1) Hier ruht tiefbetrauert // unsere innigstgeliebte, unvergessliche⁴.

¹ Ins Korpus wurden grundsätzlich nur Inschriften mit einer ausgebauten Struktur aufgenommen, deren Inhalt mindestens aus dem onomastischen Teil und einer anderen Komponente, sei es einer Einleitungs-, sei es einer Schlussformel, besteht. Die Texte werden wortgetreu angeführt.

² Eine detaillierte Auswertung wird für eine umfangreichere Abhandlung geplant.

³ Sie können mit einer Einleitungs- und einer Schlussformel umrahmt werden. Meine bisherigen Untersuchungen der dänischen Inschriften haben ergeben, dass keines der genannten Elemente obligatorisch ist. Die Minimalstruktur einer Grabinschrift setzt sich aus einem sprachlichen Zeichen zusammen, das einem beliebigen Bestandteil zugeordnet werden kann. Die Grabinschriften verbinden amalgamisch in sich Elemente der Todesanzeigen, der Lebensläufe und lyrische Passagen emotioneller Natur, vgl. Jarosz 2008, 2009.

⁴ Der doppelte Schrägstrich // markiert das Zeilenende der Originalform.

Viel öfter wird die Schlussformel zum Träger der Emotionalität:

(2) *Ruhe sanft meine liebe gute Mutter.*

(3) *In unvergänglicher Liebe und Verehrung gewidmet.*

Am umfassendsten finden persönliche Gefühle und Emotionen in der Eulogie (Totenlob, Laudatio, Lobrede) und in den Grabgedichten ihren Ausdruck⁵. Diese Textkonstituenten, primär gedacht als Raum für Artikulation der Gefühle, zeichnen sich durch eine reiche Mannigfaltigkeit an Motiven, Emotionen und kommunikativen Absichten aus⁶. Die Klassifikation nach dem Textinhalt bietet einen Überblick darüber was thematisiert wird. Eine grobe Einteilung ergibt 3 Gruppen (Kiefer 1966:10), in denen die Triade: DAS (IRDISCHE) LEBEN / DER TOD / DAS (EWIGE) LEBEN mit unterschiedlicher Intensität und mit variablem Anteil von religiösen Inhalten thematisiert wird.

Inschriften religiöser Art. In dieser Gruppe gibt es neben den direkten Bibelzitataten und -paraphrasen oder gereimten Bibelsentenzen Beispiele für Grabgedichte mit dem religiösen Gedankengut. Die Grundsätze der religiösen Kosmogonie bleiben ohne Zweifel Dominante der analysierten Epitaphien. Ihre primäre Funktion ist es, den religiösen Kontext zu stiften, in dem der Tod und Sinn des Lebens diskutiert werden. Relevant aus pragmalinguistischer Sicht ist die Unterscheidung der Texte nach dem Satzsubjekt. Die Wahl der Ich-/Wir-, Du-, Er-/Sie- oder Man-Form dient zusätzlich als Stilmittel und hängt gewöhnlich mit dem vermittelten Inhalt zusammen.

Fast wie ein Glaubensbekenntnis liest man den Anfang einer Inschrift in der Ich-Form:

(4) *Ich weiss, dass mein Erlöser lebt // und alles überdauern wird auf Erden.*

Hoffnungsvoll klingt eine einfache Konstatation, deren Herkunft und Botschaft keinen Zweifel zulassen:

⁵ Die längste Inschrift besteht aus 82 Wörtern in 24 Zeilen. Die ausführliche, den ganzen Stein bedeckende Inschrift ist das besondere Merkmal vieler jüdischer Grabsteine.

⁶ Die Grabinschriften (Epitaphien) gelten als eines der Kommunikationsmittel auf dem Friedhof. Der wirkliche, reale Textsender ist der Auftraggeber der Grabinschrift. Die kann unterschiedlicher Provenienz sein: ein selbst gedichteter Text oder Texte anderer Autoren (darunter auch der Verstorbenen), die gewöhnlich sekundär als Grabinschriften Verwendung finden. Denkbar ist auch eine Situation, dass ein Text von dem Verstorbenen vor dem Tod geschrieben wurde mit dem Wunsch, ihn als eine Grabinschrift zu verwenden. Bekannt sind auch Fälle, dass die Maximen, Äußerungen, Werkzitate, Werktitel, Sprüche eines Verstorbenen auf dem Grabstein verewigt wurden (z.B. H.C. Andersen, Rasmus Rask u.a.). Klar definiert ist auch der Textempfänger: es sind ausschließlich die Personen, die die Inschriften lesen (also nicht Verstorbene!). Der sekundäre Gebrauch der literarischen oder spontan geschriebenen Texte mag die kommunikative Situation auf dem Friedhof scheinbar komplizieren, indem man den situativen Kontext nutzt: d.h. man lässt die Verstorbenen Familienmitglieder, Leser, Gott ansprechen oder sich über das Leben auf der Erde oder nach dem Tod äußern. Dies ist ein Beispiel für „literarische Kommunikation auf dem Friedhof“ (Kolbuszewski 1985:181).

(5) *Sie werden alle auferstehen.*

Als Lehre an die Hinterbliebenen wurde wohl folgendes Psalmzitat in den Stein gemeißelt:

(6) *Wer auf Gott vertraut, // den wird er mit Liebe umgeben. (Psalm 32, Vers 10)*

Der unmittelbare Bezug zwischen Tod und Gott steht im Mittelpunkt anderer Texte, mit der Absicht, das in der Religion verankerte Todesverständnis zu vermitteln. In manchen Belegen drückt sich die allgewaltige Verfügung des Schöpfers aus, der das Leben ebenso geben wie nehmen darf. Somit wird das Leben als vorläufige Gabe, vorübergehender Zustand aufgefasst. Der Tod wird als Gottes Werk und Notwendigkeit verstanden:

(7) *Es ist bestimmt in Gottes Rath, // dass man vom Liebsten, // was man hat, // Muss scheiden!*

Es ist der Glaube, der den unaussprechlichen Schmerz verkraften lässt, indem er den Sinn des Todes erklärt und ein Wiedersehen verheißt:

(8) *Wenn alle Schmerzen auch ein Herz durchbohren // Dem man sein Liebstes senkt zur Grube nieder,
Doch glaubt es leichter hier: wir seh'n uns wieder // Es sind die Todten uns nicht ganz verloren.*

Inhaltliche Differenzierung hängt manchmal mit der Art des Satzsubjekts zusammen. Übernimmt der Verstorbene die Rolle des Sprechers in dem religiös fundierten Text, äußert er die Hoffnung auf ewiges Leben nach dem Tod:

(9) *Gottes Geist hat mich geschaffen // und der Odem des Allmächtigen // belebt mich wieder.*

Einen besonders dramaturgischen Effekt erzielte man durch die Verwendung der Ich-Form in einer anderen Grabinschrift: in einem quasi Geständnis spricht das lyrische Ich im Namen und sogar mit dem Mund des Verstorbenen, wodurch die emotionelle Färbung der Aussage verstärkt wird und die Gefühle des Textempfängers ins Spiel hineingezogen werden. Die Stimme des Bestatteten lautet in diesem Kontext glaubwürdig und überzeugend:

(10) *In Euren Herzen sucht mich, ich hoff' es, // Dort bin ich zu finden;
War's doch mein einziges Ziel, dort mir // Ein Denkmal zu bau'n.*

Es durften natürlich nicht die Texte fehlen, in denen man die Trauernden zu trösten versucht.

Eine therapeutische Wirkung scheinen die religiös fundierten Inschriften zu haben, die sich auf die Hinterbliebenen beziehen. Die tief im Glauben verankerte Überzeugung, dass der Tod nur ein Übergang ist, hilft bei der Trauerbewältigung:

(11) *Unser Schmerz um ihren Verlust wird gemildert // durch unser Vertrauen auf die göttliche Fügung und die Aussicht auf eine Wiedervereinigung.*

Manche Belege werden in einem optimistischen Ton gehalten, indem man sich über den Tod als einen Übergang ins bessere Leben äußert:

(12) *So friedlich wie gelebt, so ohne Kampf // Ins bessere Jenseits hinüber geschlummert.*

Wie ein bitterer Trost lautet das auf dem Grabstein eines Kindes vorgefundene Epitaph in Form einer sachlichen Erklärung und Begründung:

(13) *Früh musstest // Du gen Himmel eilen,
denn auf Erden // darf kein Engel weilen.*

Obwohl allen Belegen in diesem Abschnitt eindeutig religiöses Gedankengut zugrunde liegt, stellen sie eine breite Palette der Formen und Motive dar, unter denen man individuelle Bedürfnisse der Trauernden sowie originelle Ideen der Verfasser erkennt.

Inschriften philosophischen Inhalts. Diese Menge mit unscharfen Grenzen umfasst Belege, die sich nach formalen Gesichtspunkten in Prosa- und Versgrabinschriften (Grabgedichte) unterscheiden. Dem Inhalt nach sind sie nur lose oder gar nicht mit der Person des Bestatteten verbunden. Sie zeichnen sich durch einen höheren Grad der Abstraktion aus; ihr Gegenstand sind allgemeingültige Wahrheiten, Maximen, Lebensregeln. Manche von ihnen scheinen von den Glaubensregeln abzusehen und schlichte Lebensweisheiten zu vermitteln. Mit der versteckten oder *explicite* ausgedrückten persuasiven Absicht ähneln sie Sprichwörtern:

(14) *Die richtig vor sich gewandelt haben, // kommen zum Frieden,*

oder sie stammen sogar aus dem biblischen Buch der Sprüche:

(15) *Wer Tugend und Frömmigkeit nachjagt, findet Leben, Gerechtigkeit und Ehre.*

(Spr. Sal. 21.21)

Sie stehen den geflügelten Worten nah und können mit Erfolg in einem anderen Kontext verwendet werden. Problemlos kann man das Leitmotiv finden: In der analysierten Menge der Texte schreibt man der Liebe einen besonderen Wert, beinahe einen Sonderstatus, zu⁷. Einige von den in die Eulogie hineingeflochtenen Formulierungen verraten einen generalisierenden oder kategorischen Charakter, wo der

⁷ Es ist wohl vielsagend, dass einige der Inschriften das Leben der Verstorbenen auf zwei Größen reduzieren: *Ihr Leben war Liebe und Güte, Dein Leben war Liebe – nur Arbeit Dein Glück* oder *Dein Leben war den Deinen, // In unbegrenzter Lieb' geweiht.*

Rezipient von einer allmächtigen Kraft und dem Absoluten ähnelnder Natur der Liebe erfährt:

(16) *Stärker als der Tod ist die Liebe,*

Liebe ist ein Phänomen, das sich durch eine besondere Beständigkeit auszeichnet:

(17) *Mächtige Wasser löschen die Liebe nicht aus.*

(18) *Die Liebe höret nimmer auf.*

(19) *Unsere Liebe dauert immer.*

Im ähnlichen Ton lautet die Inschrift, die dreimal in der Liste der Belege auftritt:

(20) *Grenzstein des Lebens aber nicht der Liebe.*

Liebe, als höchstes Gut, *Summum bonum*, erscheint manchmal in Wünschen, die eine Grabinschrift abschließen:

(21) *Liebe und Treue sollen Dich nicht verlassen.*

Epitaphe dieser Gruppe treten, wahrscheinlich ihrer Aussagekraft wegen, gewöhnlich selbstständig auf.

Übrige Inschriften nehmen die Form einer Rede, einer persönlichen Klage, eines Geständnisses an und umfassen in der Regel selbstgedichtete Texte, daher wirken sie noch persönlicher. Vereinzelt gibt es in dieser Gruppe Bezüge auf das literarische Kulturgut in Form von direkten Zitaten oder Paraphrasen. Eine weitere Reihe von Belegen konstituieren stereotype und formelhafte stark konventionalisierte Wendungen. Die ganze Gruppe ist weder inhaltsmäßig noch den formellen Hinsichten nach homogen und umfasst ein Bündel von Motiven, deren Umriss die unten stehende Übersicht wiedergibt. Das einzige Merkmal, das die Texte verbindet, ist deren Sender: die Trauernden.

Das Totenlob. Das Lob des Bestatteten in einer direkten persönlichen Äußerung ist seit der Antike bekannt und gehört zu den klassischen Bestandteilen einer Grabinschrift. Das untersuchte Korpus zeigt, dass unterschiedliche Aspekte im Leben der Verstorbenen in den Mittelpunkt gerückt werden. Die Laudatio für den Verstorbenen bezieht sich auf den privaten, sozialen und religiösen Bereich. Vorbildliche Eigenschaften werden gelegentlich schon in der Einleitungsformel erwähnt:

(22) *Hier ruht ein braves Weib, eine herzige Mutter, Frau (...).*

Sie beschränken sich in der Regel lediglich auf 2-4 Attribute. Die eigentliche Charakteristik erfolgt erst in der Eulogie (Totenlob). Über musterhaftes Leben wird direkt kommuniziert:

(23) *Deine Anspruchslosigkeit und unerschütterliche Pflichttreue werden uns stets ein leuchtendes Vorbild sein.*

Im Privatleben werden die Frauen in erster Linie als Mütter und Ehegattinnen gepriesen:

(24) *Die beste Gattin, treuste Mutter, schlummert hier am heiligen Ort.*

(25) *Des Hauses Glück zu gründen und zu mehren // War ihres Lebens einziges Begehren (...).*

Die männlichen Mitglieder der Gemeinde werden als gute, fürsorgliche Väter und Ehegatten gelobt:

(26) *Treu hast du // Des Lebens Last getragen*

Dich geopfert // Für dein Weib und Kind (...).

Zu den häufigsten Tugenden zählt Arbeitsamkeit, die man oft direkt in einer kurzen Äußerung nennt:

(27) *Arbeit war sein Lebeⁿ*

oder manchmal verhüllend in einem Gedicht andeutet:

(28) *Dein Leben war dem Edelsten geweiht // Für hohe Zwecke ward Dir hoher Sinn, //*

Zu wirken und zu nützen stets bereit (...),

bzw. in Form eines Bibelzitats vermittelt:

(29) *Süß ist des Arbeiters Schlaf. (Prediger 5.11)*

Neben den Charaktereigenschaften werden auch solche Vorzüge des Intellekts gerühmt, wie Weisheit und Gelehrsamkeit:

(30) *Der Menschheit Wohl, der Wissenschaft // Geweiht war Deines Geistes Kraft;*

(31) *Mit reichem Wissen stets hilfsbereit // So heiltest du freudig der Menschen Leid!*

In vielen Redewendungen spiegelt sich auch das Verhältnis des Verstorbenen zu seinen Nächsten wider. Hochgeschätzt und hervorgehoben werden Hilfsbereitschaft, Altruismus und Empathie:

(32) *Selbstlose Hingebung // Für die Deinen // war der Inhalt Deines Lebens.*

Die Armenfürsorge ist ein unverzichtbarer Bestandteil eines Tugendkatalogs, was in der Verbalisierung karitativer Tätigkeiten ihren Ausdruck findet:

(33) *Armen u. Kranken Stütze u. Hort // Vater der Waisen, treu seinem Gott.*

Daraus lässt sich neben der Informationsfunktion der Inschriften auch eine weitere Botschaft erschließen: Die Inschriften zeigen, was von einem bestimmten einzelnen Leben für alle anderen und die Nachkommenden bleibt und ihnen als exemplarisch vermittelt werden soll. Somit wird die Semantik des Friedhofs durch die didaktische Funktion der Epigraphik bereichert.

Manches Mal wird die bewunderswerte Haltung des Verstorbenen in Krankheit und schwierigen Lebensstrapatzen angedeutet:

(34) *Geduldig hast Du langes Leid getragen, // Dich stark gezeigt in manchen schweren Tagen (...).*

Einen universellen, allgemeinen Charakter hat die Drillingsformel:

(35) *Edel, hilfreich und gut*⁸,

die sich einer großen Popularität auf dem Breslauer Friedhof erfreute. Durch ihre Frequenz und pauschalartigen Inhalt klingt sie unpersönlich, wodurch sie ihre Aussagekraft eingebüßt hat. Die angeführten Belege ergeben ein fragmentarisches Bild einer Gesellschaft, ihrer Wertordnung und Lebensphilosophie, die paradoxerweise von den Todesbezeugungen abzulesen ist⁹.

Zu Todesbildern. In den Texten, in denen der Glaube nicht in den Vordergrund tritt, gilt der Tod als rein physischer Umstand, der Mensch und sein Tod werden von Gott losgelöst betrachtet. Der Tod wird als Notwendigkeit des Lebens akzeptiert, das aufgrund natürlicher Ursachen finalen Charakter haben muss (Bolin 1989:50). Die Grabinschrift ist eine Textsorte, die wie keine andere mit dem Tod konfrontiert wird und völlig berechtigt, ist den Tod zu thematisieren. Recht spärlich ist die Anzahl von Attributen, die Eigenschaften des Todes direkt nennen: neben *ruhig* tritt nur *sanft* auf. Neben der direkten Verbalisierung macht sich der Verdrängungsmechanismus in der sprachlichen Erfassung des Todes spürbar. Dies schafft einen freien Raum für die Bildung von Todparaphrasen, Euphemismen, Vergleichen. Für den Tod findet man Ersatzbilder in der Art, wie: *eine Rose gebrochen, ich liege und schlafe, heimgegangen, Erlöschen plötzlich ist das reine Licht, Die beste Gattin (...) schlummert hier, und unsere schönste Hoffnung sank mit Dir*. Der Tod wird mit einem Raubtier, einem Sturm, einem Schlaf, einem Ruhestand nach den Lebensstrapatzen, einem Kampfe verglichen oder als eine aggressive Macht dargestellt. Manchmal wird auch auf die Verbalisierung des Todes verzichtet.

Das Äußere der Verstorbenen wurde im präsentierten Material nur zweimal erwähnt:

⁸ Sie gilt als Modifikation des biblischen Zitats *Edel sei der Mensch, hilfreich und gut* (Römer 7:18–21), und erscheint in anderen Varianten, z.B.: *EDEL war sein Denken. HILFREICH sein Thun // Und GUT all' sein Streben*.

⁹ Der Friedhof spiegelt die geistige Haltung der jeweiligen Zeit wider und will in Wechselbeziehung mit den Lebensbereichen der Menschen gesehen werden (Peiter 1968:2). Die den Verstorbenen zugeschriebenen Verdienste beschreiben gleichzeitig die Ideale der Gemeinschaft, die irdische Lebensordnung und können damit als Zeugnisse einer kollektiven Identität interpretiert werden (Jarosz 2008:37). Da sich die Grabinschriften an ein größeres Publikum wenden und deshalb als Kommunikationsmittel verwendet werden, eignen sie sich als Medium zur Darstellung der Wechselbeziehungen innerhalb von sozialen Strukturen (Valentinitich 1990:15).

(36) *Sein Körper war schwach, sein Geist aber stark.*

(37) *Schön von Natur // Glücklich durch die Liebe.*

Die Inschriften, in denen der Verstorbene in den Vordergrund tritt, zeigen eine gewisse Freiheit in der Wahl der Form für das grammatische Subjekt. Die oben zitierten Belege vertreten entweder die Du-Form oder Er/Sie-Form. Von einer besonderen Wirkungskraft sind die Epitaphe in der Ich-Form. Die Intention der Auftraggeber war, die Verstorbenen über das eigene Leben und den Tod sprechen zu lassen:

(38) *Glück und Liebe nur // Zeichneten die Spur // Meiner Lebenszeit;(...)*

(39) *In Euren Herzen sucht mich, ich hoff' es, //Dort bin ich zu finden;(...)*

Den Abschiedsschmerz versprachlichen. In einer Reihe von Belegen macht sich die Verschiebung der Illokution im Text sichtbar. Die Variabilität der Inschriften betrifft also nicht so sehr die mitgeteilten Inhalte, sondern die unterschiedliche Gewichtung dieser Inhalte, die sich aus den Proportionen der einzelnen Bestandteile ergeben. Der Schwerpunkt der gerade besprochenen Aussagen liegt auf den Gedanken und Gefühlen der Hinterbliebenen: Abschiedsschmerz, Trauer, das Gefühl der Hoffnungslosigkeit nach dem Verlust gehören zu den dominanten Gefühlen, die in einer Untergruppe zu Wort kommen:

(40) *Meines Lebens höchstes Glück // Ruht in diesem stillen Grabe*

Nichts mir bringet je zurück // Was ich mit Dir verloren habe.

In der Trostsystematik fällt dem Glauben die Schlüsselrolle zu. Der Schmerz über den Verlust wird immer durch das Licht des Glaubens gelindert, nicht selten wesentlich reduziert oder völlig abgebaut:

(41) *Unser Schmerz um ihren Verlust wird gemildert // durch unser Vertrauen auf die göttliche Fügung //*

und die Aussicht auf eine Wiedervereinigung.

Ziemlich stark wird der Verdrängungsmechanismus exponiert, nicht selten wird der Tod einer Illusion gleichgesetzt. Die ist aber möglich durch die Existenz der allumfassenden Liebe:

(42) *Wer so wie Du // Im Herzen seiner Lieben lebt // Der ist nicht todt // Er ist nur fern.*

Ein weiteres Element, das deutlich in der Textsorte Grabinschrift erkennbar ist und in vielen Beispielen als einzige nichtonomastische Konstituente präsent ist, ist **das Versprechen**, der Verstorbenen zu gedenken. Dieser Sprechakt mit einer klar formulierten Obligationsfunktion wird mit Heranziehung unterschiedlicher Sprachmittel realisiert. Den Ausgangspunkt bilden einfache Lexeme, gewöhnlich die Adjektive *unvergessen*, *unvergesslich*, dann nominale Phrasen, z.B.: *Den Seinen unvergessen* und zuletzt Aussagesätze, z.B.: *Dein vergessen wir nie*, die über das Fortleben

der Verstorbenen im Gedächtnis der Hinterbliebenen kommunizieren. In anderen Belegen wird es in einer verschleierte Form mitgeteilt. Obwohl die Aussagekraft der Äußerung ziemlich abgeschwächt wirkt, ist die Intention eindeutig:

(43) *Von der Bescheidenheit // Gewand verhüllt,
Lebt still in unsren Herzen // Fort dein Bild.*

Eine vergleichbare Kommunikationsabsicht liegt der zweizeiligen Inschrift zu Grunde, die in vielen Varianten vorzufinden ist:

(44) *Dem Auge entschwunden // dem Herzen geblieben.*¹⁰

Mehr ausgesuchte Aussagen werden in der Regel in ein längeres Grabgedicht hineingeflochten, in dem der Verfasser für die künstlerische Gestaltung der Inschrift zu sorgen wusste, wo Rhythmus, Reim sowie lyrische Töne der Trauernden nicht ausbleiben dürfen:

(45) *Der Zeiten Wellen und Wogen vergeh'n // Doch sein Andenken wir immer besteh'n.*

Der gute Name des Verstorbenen wird durch edle Taten weiter in den Herzen der Hinterbliebenen leben:

(46) *Doch der Edlen Name wird immer bestehen // Mit ihren frommen Werken, die
nimmer vergehen.*

Ausgesprochen festlich klingt die letzte Zeile einer der Strophen:

(47) *Sein Name blühet stets in Ehren.*

Die Erinnerung an den Verstorbenen mildert den Schmerz, hilft die Tragödie zu verarbeiten:

(48) *Wer so wie Du // Im Herzen seiner Lieben lebt
Der ist nicht todt // Er ist nur fern.*

Das besprochene Motiv fand unterschiedliche Realisierungsformen in der sprachlichen Ebene, was in einer stilistisch orientierten Untersuchung einer detaillierten Analyse unterzogen werden kann: Von dem typischen Versprechen weicht eine Inschrift ab, die die Form einer Konstatation:

(49) *Du lebst, denn du bist unvergeßlich.*

oder eines literarischen Zitats von einem Klassiker¹¹ annimmt:

(50) *Mögt in die Gruft ihn senken // Doch nicht starb-
Wer solch Angedenken sich erwarb. (Goethe)*

¹⁰ Z.B. *Dem Augen Fern, dem Herzen nah.*

¹¹ Die Intertextualität der Grabinschriften wird in einem anderen Beitrag ausführlicher behandelt.

Das letzte hochfrequente Element, das in diesem kurzen Überblick erwähnt werden soll, nimmt die Form der **Wünsche** an. Sie dominieren in dem Schlussteil einer Inschrift und nicht selten sind sie der einzige nichtonomastische Textteil. Der Struktur nach unterscheidet man drei Typen: Imperativsätze, die sich direkt an den Verstorbenen wenden (51) oder Optativsätze mit ausdrücklichem Wunschcharakter (52) bzw. Nominalphrasen, die im Grunde genommen die Varianten des zweiten Typs mit der ausgelassenen finiten Verbform (53) sind. Die sprachliche Gestaltung der Wünsche ist keinesfalls eintönig: sie reichen von den stark konventionalisierten und banalen Inschriften vom Typ:

(51a) *Ruhe sanft!*

(52a) *Sie ruhe in Frieden.*

(53a) *Segen ihrem Andenken.*

(51b) *Schlumm're sanft!*

(52b) *Er ruhe sanft.*

(53b) *Sanfte Ruhe seiner Asche!*

über weniger typische Aussagen, wie:

(54) *Friede seiner Asche.*

(55) *Leicht sei ihm die Erde!*

bis hin zu den individuellen Äußerungen, deren Verfasser auf den persönlichen Ton der Aussage aufmerksam machen wollten:

(56) *Ruhe sanft und habe Dank!*

oder auf die eindrucksvolle ästhetische Gestaltung Wert legen:

(57) *Möge seine Seele aufgenommen sein // Im Bunde des ew'gen Lebens.(1. Sam. 25.29)*

(58) *So treu und rein //Wie du warst auf Erden, so leicht und sanft // möge Dir die Erde werden.*

Schlussbemerkungen. Bei aller Konventionalität und Schematismus der epigraphischen Kunst sprengen die Breslauer deutsch-jüdischen Inschriften oft die Routine und Formelhaftigkeit. Die Auftraggeber wussten die Originalität in der anspruchsvollen poetischen Gestaltung zu schätzen. Die Verfasser genießen die Freiheit des Formulierens, Variierens und Kombinierens. Die in dem vorliegenden Beitrag dargestellten Fakten weisen lediglich auf die meist typischen Formen und Themenkreise hin. Die gereimte Grabdichtung der Breslauer Juden beeindruckt mit Formen und Inhalten und verdient eine monographische Darstellung.

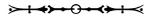
Bibliographie:

- BOLIN N., 1989, „Sterben ist mein Gewinn“. Ein Beitrag zur evangelischen Funeralkomposition des deutschen Sepulkalkultus des Barock 1550-1750. Kassel.
- JAROSZ J., 2008, Das Bild des Lebens und des Todes in den dänischen Grabinschriften, in: Bartoszewicz I./ Szczek J./ Tworek A. (Hrsg.), Linguistische Treffen in Wrocław, vol. 2. *Linguistica et res cotidianae*. Wrocław – Dresden, S. 33-48.

- JAROSZ J., 2009, Grabinschriften als Textsorte (im Druck).
- KIEFER E., 1966, Grabinschriften im Heidelberger Bergfriedhof. Heidelberg.
- KOLBUSZEWSKI J., 1985, Wiersze z cmentarza. O współczesnej epigrafice wierszowanej. Wrocław.
- PEITER K., 1968, Der evangelische Friedhof von der Reformation bis zur Romantik. Berlin.
- VALENTINITSCH H., 1990, Grabinschriften und Grabmäler als Ausdruck sozialen Aufstiegs im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, in: Koch W. (Hrsg.), Epigraphik 1988. Fachtagung für mittelalterliche und Neuzeitliche Epigraphik, Graz, 10.-14. Mai 1988, Referate und Rund-Table-Gespräche. Wien, S. 15-25.



Danuta Olszewska



Über Heimatgefühle aus der Perspektive der ehemaligen Danziger

Es ist nicht einfach, menschliche Gefühle zu beschreiben und zu deuten, obwohl sie eine Sphäre bilden, die dem Menschen nahe steht. Zu den Schwierigkeiten bei der Interpretation menschlicher Gefühle bekennen sich in erster Linie Nicht-Linguisten, darunter auch diejenigen, die in Wort und Schrift besonders gewandt sind. Ryszard Kapuściński schrieb in seinem Buch *Lapidaria I*: “Man kann Wissen, aber nicht Erlebnis vermitteln. Ein Erlebnis hat eine zusätzliche, existenzielle Dimension, angesichts derer das Wort zu ‘ratlos’ ist” (Kapuściński, 1997: 179).¹

Dass die Deutung menschlicher Gefühle schwierig ist, geben auch Linguisten zu, darunter auch diejenigen, für die die Semantik Hauptgegenstand ihrer Untersuchungen ist. Zu ihnen gehört u.a. Anna Wierzbicka, die seit Jahren semantische Analysen durchführt und dabei Methoden verwendet, die einen intersubjektiv verifizierbaren Fortschritt in diesem Bereich gewährleisten. In ihrem letzten, auf Polnisch herausgegebenen Buch unter dem Titel *Słowa klucze. Różne języki, różne kultury* analysiert die Autorin ausgewählte Begriffe, die einen Schlüssel für die Verständigung der Kultur und Geschichte einer Nation bzw. einer Gesellschaft bilden können. Unter den Schlüsselwörtern findet sich u.a. der Begriff *Heimat*, der im deutschen Lexikon komplementär zum Begriff *Vaterland* steht. Wierzbicka fasst den Begriff *Heimat* als einen der für die deutsche Kultur wichtigsten Begriffe auf. Er ist unter bestimmten historischen Bedingungen in das lexikalische System der deutschen Gegenwartssprache eingegangen und nimmt einen festen Platz sowohl in der Alltagssprache als auch in offizielleren Kommunikationsbereichen ein (Wierzbicka, 2007: 296). Die Autorin vermerkt, dass dieser Begriff, obwohl er einer ideologischen Manipulation in der Zwischenkriegszeit unterzogen wurde, die Nazizeit überstanden und nichts von seiner emotionalen sowie gesellschaftlichen Ausdruckskraft verloren hat (ebd.).

Trotz einer komplizierten und kontroversen Bedeutungsstruktur versucht Wierzbicka das Wesen und den unikalen Charakter des Begriffs *Heimat* zu erfassen. Sie hat die folgenden semantischen Komponenten vorgeschlagen. *Heimat* ist (ebd.: 298):

¹ Übersetzung von der Autorin

- ein Ort, wo ich geboren und/oder erzogen wurde
- ich habe hier als Kind gelebt
- als Kind war ich ein Teil dieses Ortes bzw. dieser Orte²
- diese Orte waren Teile von mir
- ich habe mich in diesem Ort/in diesen Orten wohl gefühlt
- ich habe mich hier geborgen gefühlt
- in anderen Orten fühle ich mich nicht so
- wenn ich an diese Orte und an die Leute, die sich mit ihnen verbunden fühlen, denke, so empfinde ich etwas Gutes.

Soviel die semantische Explikation des Begriffs *Heimat* bei Wierzbicka.

Im Folgenden versuche ich, die von Wierzbicka abstrahierten Seme auf einen konkreten geographischen Raum zu übertragen und damit empirisch zu überprüfen. Einer der Orte, die für zahlreiche Deutsche bis heute eine Heimat bleiben, ist Gdańsk als ehemaliges Danzig. Es fungiert als Heimat in der Erinnerungsliteratur, die einerseits reale Texte, wie Reiseberichte, Tagebücher, Autobiographien, andererseits literarische Formen, z.B. Gedichte, umfasst. Die Materialgrundlage für diesen Beitrag bilden vor allem Reiseberichte aus den 60-er, 70-er und 80-er Jahren des 20. Jahrhunderts, die in der Zeitschrift *Unser Danzig* veröffentlicht wurden. Es handelt sich um ideologiefreie Texte, die nicht im Dienste der Politik stehen. Sie haben einen rein persönlichen Charakter. Ihre AutorInnen schrieben sie spontan bei den ersten Besuchen in Gdańsk nach 1945. Generell zeichnen sich die ausgewählten Texte durch einen hohen Grad der Expressivität aus.³

Bei der Analyse des Begriffs *Heimat* in den genannten Texten fallen seine zwei Dimensionen auf: die äußere und die innere. Die äußere Dimension von *Heimat* bildet die Welt der Konkreta, die die lokale, d.h. die geographische Seite dieses Begriffs konstituieren, also der Geburtsort und/oder der Ort, an dem man aufgewachsen ist. Dieser Ort ist in diesem Fall Danzig. In den analysierten Texten dominieren jedoch nicht so sehr Danzig als eine Stadt (vor 1945 eine Freistadt und ein Staat) als vielmehr verschiedene kleinere Orte, die zur nächsten Umgebung gehören und mit denen ein Danziger / eine Danzigerin in der Kindheit in Berührung kam. Es handelt sich dabei in erster Linie um drei Kategorien von Referenzobjekten, die in den untersuchten Erinnerungstexten hochfrequent sind und als äußere Attribute des Begriffs *Heimat* mit dem Merkmal [+konkret] gelten:

- 1) Personen, d.h. Eltern, Geschwister, Verwandte, Nachbarn, Schulkameraden, LehrerInnen, Freunde sowie bekannte Persönlichkeiten, Künstler, Dichter, z.B. Arthur Schopenhauer.

² Wierzbicka gebraucht in ihrer Explikation sowohl die Singularform: *miejsc* als auch die Pluralform: *miejsc*

³ *Unser Danzig* ist eine Zeitschrift der Vertriebenenorganisation und von ihrer Ideologiefreiheit kann man schwer sprechen. Dennoch habe ich mich um Texte mit persönlichem Charakter bemüht.

- 2) Elemente der Landschaft, darunter sowohl die weiteren, allgemeineren, wie z.B. das Meer, die Danziger Bucht mit vielen Schiffen am Horizont, Strand, Felder, Wiesen, Wälder, Täler, Teiche, Häuser, Tore, Türme, Straßen, Bäume, Geschäfte, Kirche, Schule als auch die sich am nächsten befindenden, wie z.B. der Kachelofen im Elternhaus, der Hof, der Zaun, die Schaukel u.a.
- 3) Die Welt der Sinne, die in den Erinnerungen stark vertreten sind und als feste Attribute der Kindheit gelten können. Insbesondere geht es um:

- a) die Welt der Gerüche

„Die Heimat riecht“ schrieb metaphorisch Christian Graf von Krockow in seinem Buch „Heimat“ (von Krockow, 1989: 9). Dies bestätigen zahlreiche Phrasen, die in den Erinnerungstexten immer wieder erscheinen, wie z.B.: *der süße Duft der Schmoräpfel / Bratäpfel, der würzige Duft der Nadelwälder, der wohlthuende Duft der Pilzgerichte, der verlockende Duft der gebratenen Erdäpfel, der eigenartige Wohlgeruch des brennenden Bernsteins, der angenehme Harzduft von Kieferzapfen, der Geruch von Motlauwasser, der Geruch der fangfrisch geräucherten Flundern, der Geruch der frisch geteerten Fischerboote* u.a.

- b) die Welt der Geräusche

„Die Heimat hört man“ – könnte man auch metaphorisch angesichts vieler Ausdrücke sagen, die in den Erinnerungen der ehemaligen Danziger häufig präsent sind: *das rauschende Meer, das Schreien der Möwen, der knirschende Sand, das Glockengeläut der Katharinenkirche, das Glockenspiel der Marienkirche, das Geläut der Pferdeschlitten, der Peitschenknall des Kutschers* u.a.

Unter dieser äußeren „Schicht“ der Bedeutungsstruktur von *Heimat*, d.h. ihrer konkreten, lokalen Dimension, die man als eine „Oberfläche“ betrachten kann, bergen sich weitere semantische Komponenten, die die „Tiefenstruktur“ des Begriffs bilden und die für ihn entscheidend sind. Es geht um seine innere Dimension, die aus menschlichen Emotionen und Gefühlen besteht. Man kann in diesem Fall von der „seelischen Heimat“ sprechen, die – wie Christian Graf von Krockow in seinem Buch auch formuliert – „die eigentliche Heimat“ ist (ebd.: 8). „Heimat ist im tiefsten Herzen eingebettet als Zufluchtsort der innigsten Gedanken und Gefühle“ – stellt ein Danziger in einem Reisebericht fest und fügt hinzu: „Während die lokale Heimat von tausenden Menschen nach 1945 verloren wurde, ist die seelische Heimat unverlierbar.“⁴

Die analysierten Texte liefern zahlreiche Beweise für verschiedenartige Emotionen und Gefühle der ehemaligen deutschen Danziger, die das Gesamtbild ihrer Heimatliebe ergeben und die die innere Dimension des Heimatbegriffs mit dem Merkmal [+persönlich] bilden. Was für Emotionen und Gefühle sind es? Wie sind ihre sprachlichen Indikatoren? Man kann sie folgendermaßen systematisieren:

- 1) In der ersten Erinnerungsphase, d.h. bei den ersten Besuchen der deutschen Danziger in Gdańsk in den 60-er und 70-er Jahren, manifestiert sich am stärksten das

⁴ Diese Formulierung kommt von Kurt Bartel aus seinem Reisebericht: *Unser Danzig* 2/1963

Gefühl der Trauer und des Schmerzes infolge des Heimatverlustes. Der Moment des zwangsläufigen, historisch bedingten Abschieds von der Heimat scheint für diesen Begriff wesentlich zu sein, obwohl er keine universale Komponente des Heimatbegriffs ist. Er verstärkt die Gefühlsseite des Begriffs und schärft seine emotionalen Seme aus. Christian Graf von Krockow schreibt in seinem Buch „Heimat“: „Heimat beginnt im Verlust. Vielmehr, schärfer: Sie ist das Verlorene. [...] Erst der Riß im Vorhang des Selbstverständlichen, die Entfernung, öffnet den Blick und das Herz“ (von Krockow 1989: 16). In den Texten finden sich zahlreiche Wörter und Wortverbindungen, auch ganze Sätze, die die Trauer und den Schmerz der Menschen bei der Erinnerung an den Abschiedsmoment ausdrücken. Die explizitesten Mittel sind hier die Lexeme: *Schmerz, Trauer, Wehmut, Leiden, Verzweiflung, Tränen*. Man begegnet ihnen in solch typischen Phrasen und Sätzen wie: *der Schmerz des Abschieds / der Trennung; schmerzvoller Abschied; der Schmerz beim Anblick der zerstörten Häuser; Der Abschiedsschmerz schlug mich noch einmal und noch weher; In tiefer Trauer verließen wir den Friedhof; Voller Wehmut denken wir an Danzig zurück; Wehmütigen Herzens schauten wir auf die Gräber; Ich konnte die Tränen nicht zurückhalten; Die Tränen ersticken mir die Stimme* u.a. Weniger explizit sind die folgenden Formulierungen: *Die Szene des Abschieds versetzt mir Stiche ins Herz; Es schneidet mir ins Herz; Fast wollte uns allen das Herz brechen; Es war mir zum Heulen; Mein Herz blutet noch, wenn ich an die Trennungsszene zurückdenke*. u.a.

- 2) Die Trennung von der Heimat ruft früher oder später das Gefühl der Sehnsucht nach dem Kindheitsort hervor, unabhängig davon, unter welchen Bedingungen es zu dieser Trennung gekommen ist. Die Sehnsucht kann als ein immanentes/konstitutives Merkmal für diesen Begriff angesehen werden. Sie stellt sogar einen Identitätswert dar, was von einem Danziger in folgenden Worten festgestellt wurde: *Heimat ist dort, wohin deine Sehnsucht rückwärts schreitet*⁵.

Jeder durchschnittliche Erinnerungstext hat daher einen mehr oder weniger nostalgischen Charakter. Die lexikalischen Indikatoren für dieses Gefühl gruppieren sich zunächst um die folgenden expliziten Mittel: *sich sehnen, vermissen, die Sehnsucht, das Heimweh*. Sie erscheinen regelmäßig in den Berichten aus den 60-er und 70-er Jahren in solchen Formulierungen, wie: *Eine grenzenlose Sehnsucht packt mich; Wieder übermannt mich die Sehnsucht nach Danzig; Die Sehnsucht nach Danzig bricht brennend hervor; Die Sehnsucht quält mich / überkommt mich / nimmt mich gefangen; Das Heimweh wird / bleibt wach*.

Neben den expliziten finden sich auch zahlreiche implizite Mittel, die die Nostalgie markieren. Es sind Ausdrücke, die an der Oberfläche einen starken Willen, fast die Notwendigkeit, Danzig zu sehen, kennzeichnen. Beispiele: *Es zieht mich in die Heimat; Es drängt mich nach Oliva; Nach 20 Jahren drängte es mich, meine alte*

⁵ Diese Äußerung kommt von Kurt Schüring aus seinem Reisebericht in: *Unser Danzig* 3/1963

Heimat wieder zu sehen; Es treibt mich noch einmal nach Danzig; Ich muss Danzig wieder sehen; Am Nachmittag zog es mich noch einmal nach Glettkau.

Die Sehnsucht ist schließlich in vielen Fragen enthalten, in welchen nach alten, heute nicht mehr vorhandenen Orten gefragt wird, wie z.B. in den folgenden: *Wo sind meine Karauschenteiche am Waldrand? Wo sind die Orte, wo wir die Drachen steigen ließen? Wo ist der Hexentanzplatz, wo es so schöne Salamander gab, wo mein Bruder seine ersten Ski-Versuche machte?*

- 3) Die (erste) Begegnung mit Danzig als Heimat ruft eine starke Rührung hervor. Dieses Gefühl empfanden die deutschen Danziger sowohl beim Anblick von Danzig als Ganzheit als auch bei dem visuellen Kontakt mit vielen Orten aus der nächsten Umgebung, die den unmittelbaren Hintergrund für die Kindheit bildeten. Dies bestätigen einerseits explizite Signale, d.h. Lexeme, wie *bewegt sein, berührt sein, ergriffen sein, berühren, Rührung*, die in folgenden typischen Konstruktionen erfasst wurden: *Mit tiefer Rührung näherten wir uns Danzig; Ich gehe zurück und schaue bewegt auf das wunderschöne Panorama der Stadt; Das Wiedersehen berührt mich tief. Eine Rührung verflochten mit Wehmut überfiel mich beim Angesicht unseres Hauses.*

Andererseits werden viele Ausdrücke verwendet, die die Rührung auf eine implizite Art und Weise markieren, oft durch Paraphrasen bzw. Metaphern erkennen lassen. Denn „dort, wo das Wort nicht kann, kommen Bilder, Metaphern und Vergleiche zu Hilfe“ (Fiehler, 1990: 46). Beispiele:

Wir nähern uns unserer Schule. Das Herz schlägt ein wenig schneller.

Wir nähern uns unserem Haus. Die Augen werden feucht.

Wir gehen in unsere Kirche. Es ist mir sehr eigen ums Herz.

Als wir die Glocken der Katharinenkirche gehört haben, war die Kehle wie zugeschnürt.

In Gedanken verloren schaue ich auf den Altar meiner Konfirmationskirche. Ich schäme mich der Tränen nicht.

Die Orgel spielt den Anfang eines Chorals. Es wurde mir weich ums Herz. Die Tränen schießen mir aus den Augen.

- 4) Wenn die erste Rührung vorbei ist, kommt das Gefühl einer inneren Verbundenheit mit Danzig. Dieses Gefühl bestätigt den doppelten Charakter des Begriffs *Heimat*, und zwar einerseits seine konkrete, d.h. lokale (geographische) Dimension, andererseits seine emotional-seelische Seite. Obwohl Danzig im physischen Sinne nicht mehr da ist, bleibt es für noch lebende Deutsche ihre Heimat und Element ihrer persönlichen Identität. Der häufigste und einfachste Indikator für die innere Bindung an Danzig ist das Possessivpronomen *mein* in den Kollokationen: *mein Danzig, meine (liebe) Heimat*. Außerdem können als Indikatoren zahlreiche Phrasen gelten, in welchen die deutschen Danziger die Unvergänglichkeit ihrer Gefühle der Stadt gegenüber unterstreichen. Das tun sie mit Hilfe sowohl lexikalischer (Ausdrücke, wie *unvergessen, unvergesslich, unverloren, unverlierbar, im Herzen bewahren*) als auch grammatischer Mittel (Tempora). Beispiele:

*Mein Danzig werde ich im Herzen bewahren.
 Danzig, meine alte Heimat, unvergessen und unvergesslich.
 Danzig, es war und es ist meine Heimat.
 Danzig, meine Heimat, die unverlierbar ist.
 Danzig, meine Heimat, die mir unverloren bleibt.
 Meine geliebte und unvergessene Heimatstadt.*

- 5) Das Gefühl der inneren Verbundenheit begleitet das Gefühl der Vertrautheit mit Danzig. Dieses Gefühl manifestiert sich vor allem in der Art und Weise, wie die deutschen Danziger auf die alten Orte als Spuren ihrer Vergangenheit zurückschauen. Es geht insbesondere um diejenigen Orte, die bis heute in ihrem alten Aussehen erhalten geblieben sind. Recht häufig wird auf sie mit den Attributen (*alt*)*vertraut*, (*ur*)*alt*, *wohlbekannt* referiert. Dadurch betonen die Danziger, dass sie sich hier – auch wenn viele Jahre vergangen sind – wie zu Hause fühlen. Heimat repräsentieren dabei verschiedene kleine Orte aus der nächsten Umgebung. Beispiele:

*Ich sehe die uralte Tankstelle, an der mein Vater um 1930 seine Beiwagenmaschine auf-tankte.
 Das Clubhaus, immer noch im vertrauten Stil.
 Nach Heubude fährt noch die alte Straßenbahn bis zur wohlbekannten Endstation.
 Rickertstraße – alles wie früher, ein so altvertrautes Bild!
 Die alte Linde, wo einst der Einbahnstraßenverkehr zur Seestraße begann, steht noch an Ort und Stelle.*

Solch ein Ort als Element der nächsten Umgebung, mit der sich die ehemaligen Einwohner aufs engste verbunden fühlten, wird manchmal mit der Heimat gleichgesetzt und wird zum Identitätswert, worauf die folgende Formulierung aus einem Reisebericht eines ehemaligen Danzigers hinweist: *Auch der Blick in die alte Lindenallee zwischen Langfuhr und Danzig war ein wirkliches Stück Heimat.*

Die Formulierung bestätigt eine inhärente Komponente in der semantischen Explikation des Begriffs *Heimat* bei Wierzbicka, und zwar: Heimat wird nicht nur als ein Ort, sondern auch als Orte, die Elemente einer Ganzheit bilden, wahrgenommen.

Auch die primären Wörter *Haus* und *Heim*, die in Bezug auf Danzig verwendet werden, indizieren die engste Beziehung eines Menschen zu einem Ort:

*Es war und es ist meine Heimat, wenngleich vieles durch die Geschichte verändert wurde.
 Aber ich war wieder einmal „zu Hause“ gewesen und habe die heimeligen Stellen genossen.*

- 6) Endlich, wenn die Trauer verstummt ist und die Rührung beim ersten Kontakt mit Danzig vorbei ist, kommen die Freude und der Stolz auf die eigene Heimat zu Wort. Der Stolz wird selten explizit zum Ausdruck gebracht, wie z.B. im folgenden Satz: *Ich war stolz auf ein Land, das wunderschön und einzigartig war.* Viel häufiger verbinden sich der Stolz und die Anerkennung mit dem Lob der

Heimat, die als die schönste von allen empfunden wird. Begeisterung lösen sowohl Danzig als Ganzheit, d.h. als ein Land als auch einige seiner Orte aus. Sie tauchen oft in Begleitung von positiv wertenden Ausdrücken auf, die Indikatoren für Freude und Stolz sind. Auf die Frage, worauf die deutschen Danziger stolz waren/sind, kann man drei Faktoren nennen, die als Quellen für die genannten Gefühle betrachtet werden können.

1) Die reizvolle geographische Lage von Danzig

Ein Teil von evaluativen Ausdrücken bezieht sich auf die geographische Lage von Danzig und die Schönheit seiner Landschaft: die See und die bewaldeten Hügel. Gang und gäbe sind hier solche Attribuierungen, wie: *schön, herrlich, wunderbar, reizvoll, prachtvoll, idyllisch, märchenhaft* u.ä. Auch die verbalen Formen, wie *bewundern, begeistert sein, entzückt sein* indizieren die Freude über die Heimat. Beispiele:

Ich schaue bewegt auf das wunderbare Panorama der Stadt von See her; Ich bewundere den grünen Kranz der bewaldeten Berge, die bis 100 Meter ansteigen.

Wir kletterten auf den Karlsberg hoch. Wie einst hatten wir einen herrlichen Ausblick auf die Danziger Bucht und die Halbinsel Hela.

Heimat, vom Meer umtost, vom Haff geschützt, ein Land mit unendlich weiten blühenden Feldern, dunklen Wäldern mit uraltem Baumbestand, herrlichen Seen mit großem Fischreichtum.

Unsere Heimat war unsagbar schön im Winterkleid; ich habe vor den Augen ihre idyllische Landschaft.

Ich vergesse nie prachtvolle Schneelandschaften im umliegenden Hügelland.

Die vielen bewaldeten Höhen boten in ihrem Winterkleid ein liebliches, märchenhaftes Bild.

2) Die Schönheit der Stadt

Viele positiv wertende Ausdrücke beziehen sich auf Danzig als ein Kulturdenkmal. Gepriesen wird sowohl das ganze Danzig als ein außergewöhnlicher Architekturkomplex, wie z.B. in den Sätzen:

Immer noch habe ich vor meinen Augen das mittelalterliche Stadtbild in seiner Herrlichkeit.

Von hier (Marienkirche) hat man einen herrlichen Blick auf das vieltürmige Danzig.

Ich war entzückt – wie einst – vom prachtvollen Blick über die Dächer der Stadt.

als auch die einzelnen historischen Baudenkmäler und ihre Eigentümlichkeiten. Deren Liste eröffnen: die Marienkirche, der Artushof, die Kathedrale in Oliva mit ihrer Orgel, die Patrizierhäuser, die Speicherinsel und die innere Ausstattung der Kirchen. Als typische Attribute erscheinen hier u.a. *einmalig, einzigartig, imposant, glanzvoll*. Beispiele:

Wir gehen zur Marienkirche, Danzigs größtes und schönstes Wahrzeichen.

Wir standen vor dem imposanten Artushof mit unersetzlichen Schätzen.

Die Kathedrale in Oliva: Sie ist einmalig in ihrer pompösen Herrlichkeit. Schöneres an Fresken, Putten, Schnitzereien, Stuck und Altären habe ich nie gesehen.

Die schmücken Patrizierhäuser mit ihren glanzvollen Fassaden.

Speicherinsel – eines der schönsten Wahrzeichen der Stadt.

Natürlich beeindruckten uns auch unsagbar schöne, reizvolle Gassen und Winkel der Stadt.

3) Die ruhmvolle Vergangenheit der Stadt

Eine Grundlage für den Stolz der deutschen Danziger auf ihre Heimat bildete schließlich die ruhmvolle Vergangenheit der Stadt. Hochgeschätzt wird beispielsweise die erfolgreiche Zugehörigkeit Danzigs zur Hanse. Für die Stadt war es eine Blütezeit, die zweifellos zu ihrem Reichtum beigetragen hat. Daher knüpfen die deutschen Danziger an diesen Zeitabschnitt in der Geschichte Danzigs an, z.B. in der folgenden Phrase: *unsere alte ehrwürdige Hansestadt*.

Hohes Anerkennen verleihen der Stadt große Persönlichkeiten, wie Dichter, Schriftsteller, Philosophen, Künstler. Am häufigsten wird auf Arthur Schopenhauer Bezug genommen, z.B.: *unser schönes Danzig, die Stadt von Schopenhauer*.

Insgesamt gibt es in den Erinnerungstexten der ehemaligen deutschen Danziger sehr viele Beispiele für verschiedene Emotionen und Gefühle, die Zeugnisse ihrer Heimatliebe sind. Sie alle lassen die von Wierzbicka vorgeschlagene semantische Explikation von *Heimat* bestätigen und weisen empirisch nach, dass 1) der Begriff *Heimat* ein gefühlvoller Begriff ist und dass 2) die persönlich-emotionale Seite bei ihm die konkret-lokale deutlich überragt. Daraus ergibt sich, dass *Heimat* in erster Linie eine individuelle Erfahrung eines Menschen ist.

Wie die kurze Analyse zeigt, manifestiert sich die Heimatliebe durch viele verschiedene, darunter sowohl positive als auch negative, Emotionen und Gefühle. Daher sind die dieser Problematik gewidmeten Erinnerungstexte nicht einheitlich. Man kann unter ihnen zwei Gruppen von Texten aussondern: 1) universale Erinnerungstexte, die als prototypische Texte für den Diskurs um die Heimatproblematik gelten können: Zu ihnen gehören Texte mit einem nostalgischen Charakter, und 2) spezifische Erinnerungstexte, die mit Trauer, Schmerz, Leid durchdrungen sind, weil sie in einem engem Zusammenhang mit den historischen Umständen bleiben, unter denen es zu der Trennung von der Heimat gekommen ist.

Quellen:

Unser Danzig: 1/1963; 2/1963; 3/1963; 6/1963; 7/1963; 8/1963; 9/1963; 12/1963; 15/1963; 4/1974; 5/1974; 7/1974; 3/1989; 17/1989; 18/1989; 20/1989

Bibliographie:

FIEHLER R., 1990, „Kommunikation und Emotion – theoretisch-empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen“. Berlin.

KAPUŚCIŃSKI R., 1997. „Lapidaria I“. Warszawa.

KROCKOW von CH., 1989, „Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema“. Stuttgart.

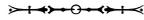
WIERZBICKA A., 2007, „Słowa klucze. Różne języki – różne kultury“. Warszawa.



INTERKULTURELLE KOMMUNIKATION



Adam Szeluga



Zum Faktor „Kultur“ im sprachlichen Verarbeitungsprozess. Kognitive Perspektive

1. Einführung und Zielsetzung

Kognitive Linguistik ist als Opposition zu strukturalistisch- und systemorientierten Forschungen konzipiert worden und als solche gewinnt sie in den gegenwärtigen sprachwissenschaftlichen Forschungen immer mehr neue Anhänger, auch wenn es oft schwere methodologische Auseinandersetzungen mit ihren Gegnern bedeuten muss. Die anfangs rein abstrakt gehaltenen Vorstellungen über die Konstruktion des sprachlichen Wissens und seine Verarbeitungsprozesse haben nach und nach einen empirischen Charakter angenommen. Dieser Prozess einer raschen Entwicklung kognitiver Studien bedeutete in erster Linie eine wesentliche Ausweitung der Forschungen auf neue Gebiete und ihre Ergänzung um interdisziplinäre Elemente. Bisherige kognitive Studien beschränkten sich mit wenigen Ausnahmen fast ausschließlich auf den Erstsprachenerwerb, und der Gegenstand dieses Referats sind grundsätzlich fremdsprachliche Implikationen kognitiver Theorien im Zweit- (Fremd)sprachenerwerb. Als relevante Fragen erscheinen dabei u.a. folgende Themenbereiche (vgl. Szeluga 2003: 839–840):

- Der sog. 'kulturelle Kode' im sprachlichen Verarbeitungssystem (Vorwissen, Weltwissen und ihre Funktionen)
- Sozialisierung in der jeweiligen Sprache/ im Zielsprachenmilieu
- Kognition/Emotion (eigenartige Voraussetzungen des Fremdverstehens (soziokulturelle, individuelle und besonders emotionelle Kontexte der Textwahrnehmung, stereotype Einstellungen dem Fremden gegenüber)
- Unterschiede und Gemeinsamkeiten bei der Rezeption mutter- und fremdsprachlicher Texte (Kategorisierung, Bildung von mentalen Repräsentationen, mentales Lexikon/deklaratives und prozedurales Wissen)
- Der Prozess der Bedeutungskonstitution durch die Entwicklung eigener mentaler Repräsentationen und die Erweiterung der Kognition in der Mutter- und Fremdsprache.

Damit kann keinesfalls angestrebt werden, oben genannte Probleme umfangreich und vollständig zu ergründen. Der Rahmen dieses Beitrags erlaubt nur, diese Fragestellung ansatzweise zu präsentieren, sie zu ordnen und zu systematisieren.

2. Sozio-kulturelle Komponenten und ihr Einfluss auf die kognitive Sprachverarbeitung

2.1. Muttersprachliche Prozesse

Die Verarbeitung der Informationen im menschlichen Gehirn sowie ihre Implikationen bilden Grundlagen der kognitiven Linguistik. Ihre Aufgaben formulieren die Autoren eines der fundamentalen kognitiven Werke in den deutschsprachigen Forschungen, Rickheit und Strohner (1993: 10-11):

„Die Sprachverarbeitung ist eine der bedeutendsten geistigen Leistungen des Menschen. Auf dieser Einsicht fußt die Sprachverarbeitungsforschung als konstitutiver Teil der *kognitiven Wissenschaft*. Die Sprachverarbeitung ist ein hochkomplexes System, dessen Analyse nur bei Berücksichtigung seiner verschiedenen Ebenen bewältigt werden kann. Die Komponenten auf der jeweiligen Ebene kooperieren so eng miteinander, daß durch diese Interaktion neue Verhaltensweisen des gesamten Systems ermöglicht werden, die ohne diese Interaktion nicht vorstellbar sind. Eigenschaften eines Systems, die durch die Interaktion der Komponenten neu entstehen, heißen *emergente Eigenschaften*.“

Die außersprachliche Wirklichkeit wird mit Hilfe sprachlicher Zeichen kategorisiert und zwar jedem Sprachsystem entsprechend. Sprachliche Kategorien, abgesehen davon, welcher Art sie in jeweiliger Sprache auch sein mögen, haben eine gemeinsame Fähigkeit: sie ermöglichen erfolgreiches Kommunizieren innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Trotzdem, dass jeder einzelne Sprachbenutzer über seine individuelle Ebene mentaler Repräsentationen verfügt, ist es also möglich, sich mit anderen Vertretern derselben Sprachgemeinschaft zu verständigen¹. Die gemeinsame kommunikative Basis bildet v.a. ein ähnlicher Sozialisierungsrahmen, in dem einzelne Sprecher erzogen werden. Während des Sozialisierungsprozesses erfahren Vertreter einer Sprachgemeinschaft ähnliche sozio-kulturelle Kontexte, in denen auch sprachlich gehandelt wird. Dieser sog. Kulturkode (Gesamtheit aller weitverstandenen kulturbedingten Wahrnehmungsraster- Modelle und Schemata) determiniert die Art und Weise, wie sich im späteren Leben das ganze Wahrnehmungspotenzial eines individuellen Sprachbenutzers entfalten wird.

¹ Ich kann leider in diesem Zusammenhang wegen des beschränkten Umfangs dieses Textes auf äußerst spannende, auch wenn hier und da von manchen Forschern als etwas kontrovers empfundene Fragestellungen zum Wesen der menschlichen Sprachen von F. Grucza nicht eingehen (mehr dazu s. Grucza 1997: 10-19 sowie viele andere Arbeiten von diesem Autor).

Der Begriff des Kulturkodes gehört allerdings zu solchen Termini, die besonders umstritten sind und sich wegen ihrer Komplexität aller präzisen Definierungsversuche entziehen. Menschliche Lebenserfahrung, in aller ihrer Verschiedenheit, beeinflusst unser sprachliches Verhalten aber auch Handeln so weit, dass es äußerst schwer fällt, einzelne Komponenten der Kultur zu nennen, die eine erfolgreiche sprachliche Verarbeitung ermöglichen².

Dem Menschen, der aus kognitiver Sicht mit einem komplexen Verarbeitungssystem verglichen werden kann, strömen von der Außenwelt zu jedem Zeitpunkt unzählige verbale und nonverbale Signale zu, die unter Umständen als konkrete Informationen wahrgenommen werden. Das Gelingen eines solchen Prozesses hängt davon ab, ob unser mentales Lexikon (verstanden als eine komplizierte mentale Struktur im Gehirn, in der alle Informationen gesammelt, entsprechend geordnet und gespeichert sind) im Stande ist, die jeweilige neue Information mit den alten Wissensbeständen zu verknüpfen. Dies geschieht in einzelnen Teilprozessen und kann z.B. folgendermaßen dargestellt werden (vgl. Nerlicki 2004: 97):

1. Selektion – relevante Informationen werden von den redundanten Elementen getrennt.
2. Interpretation- neues Wissen wird mit den bereits vorhandenen Informationen verglichen und interpretiert.
3. Abstraktion. In dieser Phase werden Bedeutungen (aber keine Formen) semantisch verarbeitet.
4. Integration mit bekannten Informationen hilft das mentale Lexikon ausbauen und erweitert somit unser Wahrnehmungspotenzial.

Das menschliche Wissen ist also nach dieser Auffassung sehr eng mit seinen perceptuellen Möglichkeiten verknüpft und spiegelt weitgehend alle Erfahrungen, die wir das ganze Leben lang sammeln, wider (vgl. auch Kalisz 2001: 45).

Sprachlich kategorisiertes, entsprechend geordnetes und gespeichertes Wissen teilen Kognitivisten in zwei Hauptbereiche ein: das deklarative und prozedurale Wissen. Das deklarative Wissen mag dem Vorwissen im Gadammerschen Sinne entsprechen und setzt sich aus mehreren Teilelementen zusammen (formalsprachliches Wissen, Diskurswissen, sozio-kulturelles Wissen, pragmatisches Wissen, kontextuelles Wissen und das eigentliche Weltwissen). Das prozedurale Wissen ergänzt es, kompensiert seine Unvollständigkeit und sichert somit die eigentliche Sprachproduktion (Nerlicki 2004: 104-106). Die Fähigkeit der muttersprachlichen Verarbeitung ist uns also im gewissen Sinne „von Natur aus gegeben“, teilweise aber auch angeboren.

² Der Terminus „Kultur“ ist selbst sehr kompliziert und mehrdimensional, was in diesem Kontext nicht eingehend erläutert werden kann. Komplexere Beschreibung der kulturellen Faktoren erfolgt allerdings im Abschnitt 2.2. dieses Textes.

2.2. Fremdsprachliche Verarbeitungsprozesse und ihre Determinanten

Der Versuch, mutter- und fremdsprachliche Verarbeitung miteinander kontrastiv und konfrontativ zu vergleichen, kann nur dann gelingen, wenn das Wesen der Sprachen binär betrachtet wird: erstens aus der Perspektive des Sprachrelativismus und zweitens des sprachlichen Universalismus. Diese zwei gegensätzlichen Richtungen geben zugleich zentrale Debatten der sprachphilosophischen Forschungen des 20. Jahrhunderts wieder. Das Prinzip der sprachlichen Relativität dominierten besonders stark Whorfs Gedanken und seine bekannte Feststellung: die Sprache sei das Bild der Welt („picture of the universe“). Jedes Individuum besitzt nach ihm sein eigenes Bild der Welt, das natürlich ein Teil seines Weltwissens darstellt. Wenn wir in der Gesellschaft sprachlich agieren, benötigen wir dafür sprachliche Darstellungsformen. Leider kommt es oft vor, dass wir nicht immer in der Lage sind, unser inneres Bild der Welt mit sprachlichen Ausdrucksmitteln zu äußern. Um so schwieriger fällt es unseren Gesprächspartnern, dieses Bild zu verstehen, so dass eine ungestörte Kommunikation zu Stande kommen könnte. In diesem Moment begeben wir uns auf das hermeneutische Forschungsgebiet, nämlich auf die Verständlichkeitsforschung, speziell das Problem des Fremdverstehens (Werlen 2002: 20-21).

Im Gegensatz zu Relativisten konzentrieren Universalisten (prägnant sind hier die Auffassungen der Behavioristen) ihre Aufmerksamkeit auf diese sprachlichen Elemente, die allen Sprachen gemeinsam sind, auf sog. sprachliche Universalien. Dem behavioristischen Ansatz nach ist die Reiz-Reaktion-Relation dieser Faktor, der den Menschen (ähnlich wie anderen Organismen) behilflich ist, in Interaktionen auch sprachlicher Art zu handeln. Sowohl Strukturalisten als auch Generativisten neigen eher dazu, Gemeinsamkeiten zwischen einzelnen Sprachen hervorzuheben, indem sie die menschliche (individuelle) Komponente und ihre Bedeutung reduzieren und idealisierte, hypothetische Sprechermodelle entwickeln (vgl. Szeluga 2008: 479-480 und Werlen 2002: 21-22), was die kognitive Sichtweise prinzipiell ausschließt. Das Individuelle, wie bereits festgestellt wurde, konstituiert nach der kognitiven Linguistik das Wesen der sprachlichen Verarbeitung.

Nun sollten wir uns wieder den kulturellen Faktoren zuwenden, und diesmal aus der fremdsprachlichen Perspektive. Den Prozess des Zweit-(Fremd)sprachenerwerbs erfahren wir immer nach dem mehr oder weniger abgeschlossenen Aneignungsprozess der Muttersprache³. Damit kann angenommen werden, dass der Sozialisierungsprozess im muttersprachlichen Milieu weit fortgeschrittenen ist. Dieses hat wieder seine Folgen für unser Vorwissen und ganzes Weltwissen. Der Erwerb einer weiteren Sprache ist daher weitgehend von dem muttersprachlichen Sprachsystem abhängig, viel mehr noch:

³ Mit der zweiten Sprache setzten wir, wie es in der Fachliteratur üblich ist, die jeweilige fremde Sprache und ihren Erwerb gleich. Der Autor abstrahiert damit selbstverständlich von den bilingualen Erscheinungen, die eine völlig andere Natur aufweisen und als solche nicht der Gegenstand dieser Untersuchungen sind.

die zweite Sprache erlernen wir immer im Hintergrund der ersten, was bekanntlich als Erscheinung des sprachlichen Transfers (und vor allem der interlingualen Interferenz) in der Fachliteratur bezeichnet wurde. In der Fremdsprache unternehmen wir auch einen Versuch, die außersprachliche Wirklichkeit zu kategorisieren, diesmal mit anderen Sprachmitteln, nämlich denen, die uns eine andere Sprache liefert. Da wir aber schon die erste Kategorisierung in der Muttersprache erfahren haben, impliziert ein Fremdsprachenerwerb zahlreiche Verschiebungen und Veränderungen im mentalen Lexikon, seinem Aufbau und auch unserem Weltwissen mit allen seinen Elementen.

Das Fremde gefährdet fast immer das Bekannte, es stellt oft das internalisierte Wissen, alle Erfahrungen des ersten Sozialisierungsrahmens, in Frage, relativiert unser Weltbild, dehnt es aus. Eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen in diesem Kontext stereotypenähnliche Vorstellungen, besonders eben im sozio-kulturellen Bereich. Mangelnde Sozialisierung in der Fremdsprache und zusätzlich oft ihr virtueller Charakter (wenn der Spracherwerb nicht im Zielsprachenmilieu, sondern unter fremdkulturellen Bedingungen stattfindet) erschweren unsere Kommunikationsmöglichkeiten und sprachliches Handeln, so dass dieses verzerrt oder gar gestört wird. Dieser Gefahr der interkulturellen Interferenz werden wir immer dann ausgesetzt, wo wir kaum im Stande sind, fehlende Sozialisierung im neuen Sprachkontext nachzuholen (Szeluga 2004: 945-946). Die Verarbeitung von Informationen (auch im Sinne der kognitiven „top-down“ und „bottom-up-processing“) wird verlangsamt; muttersprachliche Deutungsschemata reichen nicht nur nicht aus, um fremdsprachliche Verarbeitung in Gang zu setzen: sie überschneiden sich oft formal und semantisch und führen dazu, dass die Verarbeitung abgebrochen wird. Diese „kulturellen sprachlichen Metaphern“ sind ein Teil unserer intraindividuellen Eigenschaften, besonders im affektiven Bereich. Es sind oft Emotionen, die einzelne Sprecher mehr oder weniger diesen Gefahren aussetzen. Extravertierte und introvertierte Personen reagieren in solchen Situationen anders, auch der Grad der Empathie scheint dabei eine bedeutende Bezugsgröße zu sein (vgl. Szeluga 2003: 841-842).

Räumliche und zeitliche Entfernung, die man im fremdsprachlichen Kontext erfährt, lässt sich natürlich mindestens bis zu einem gewissen Grad aufheben und überwinden. Mit dem Erlernen der interkulturellen Kompetenz, die auf kognitiven Leistungen eines fremdsprachlichen Sprachbenutzers basiert, bekommt auch das Fremdverstehen eine positive Dimension.

2.3. Fremdsprachendidaktische Perspektive

Wird interkulturelle Kompetenz aus didaktischer Sichtweise betrachtet, so schlägt sie auch eine Brücke zur fremdsprachendidaktischen Problematik⁴. Die Bewältigung

⁴ Mehr dazu in einer umfangreichen Studie zum Spracherwerb im Lichte der kognitiven Sprachwissenschaft von Ewa Dąbrowska und Wojciech Kubinski (Dąbrowska, Kubiński 2003).

oben skizzierter negativer Erfahrungen wird oft als eines der Hauptziele des modernen Fremdsprachenunterrichts angesehen. Notwendige Teilkompetenzen, die ein fremdsprachiger Sprecher erwerben muss, lassen sich z.B. folgend beschreiben (vgl. Szeluga 2004: 947-948):

- Kenntnisse der eigenen Kultur und des eigenen Kulturkodes;
- Kenntnisse fremder Heterostereotype;
- Kenntnisse konventioneller Stereotype (Faktoren, die die Wahrnehmung der anderen Kultur steuern);
- Kenntnisse konventioneller Stereotypen, die das Bild des eigenen Landes in der anderen Kultur bestimmen;
- Wissen um die heterogenen Strukturen eigener und fremder Kultur;
- Meiden von blinder und unreflektierter Übernahme der kulturellen Verhaltensmuster in der anderen Kultur;
- Anwendung der in der eigenen Kultur erworbenen Kommunikationsstrategien in den Kontakten mit der fremden Kultur;
- Bewusstes und kompetentes Überschreiten kultureller Unzulänglichkeiten.

Im kognitiven Sinne kann man mit diesen Unterrichtszielen vor allem unser Vorwissen und damit auch das ganze Weltwissen vergrößern und es um neue Informationen ergänzen.

Moderne fremdsprachendidaktische Konzeptionen sprechen hier von sog. Fremdheitskompetenz oder Didaktik der Fremde, die über bisher bekannte interkulturelle und kommunikative Kompetenz hinausgehen und dem Fremdsprachenunterricht eine neue Perspektive verschaffen. Die fremdsprachliche Verarbeitung soll dabei als ein aktiver und dynamischer Prozess der Wissenskonstruktion (vor allem des prozeduralen Wissens) gesehen werden. Ein erweitertes Wahrnehmungspotenzial hilft durch die Entwicklung eigener, einem konkreten Sprecher spezifischer mentaler Repräsentationen bei jeder Konstitution von neuen, fremdsprachlichen Bedeutungen. Parallel dazu erweitert jeder individuelle Sprecher die Kognitionsgrenzen seiner Muttersprache, indem er muttersprachliche Verarbeitung um neu gewonnene fremdsprachliche Interpretationsschemata und Deutungsmuster ergänzt.

3. Schlussfolgerungen und Ausblick

Kulturell geprägte Faktoren stehen im Zentrum kognitiver Linguistik und bilden damit auch eines ihrer wichtigsten Elemente. Trotz vieler Ähnlichkeiten und Verwandtschaften oder wie es Universalisten nennen, sprachlicher Universalien, die die meisten Weltsprachen in ihrem Aufbau und Struktur aufweisen, determinieren den Prozess der sprachlichen Verarbeitung in jeder Hinsicht individuelle Komponenten, die einzelnen Sprechern typisch sind. Fehlende Sozialisierung in fremdsprachlicher Gemeinschaft bedeutet einerseits zahlreiche Probleme und Schwierigkeiten, die auf Interferenzerscheinungen zurückzuführen sind. Andererseits ermöglichen sie (unter

der Bedingung, dass entsprechender Kulturkode mindestens teilweise nachgeholt und erlernt wird) Ergänzung und Erweiterung unserer Wahrnehmung um die Perspektive der jeweiligen Fremdsprache. Als Fazit erfahren wir weitere Dimensionen der sprachlichen Verarbeitung auch in der Muttersprache und konstruieren damit neue Bedeutungskonstituenten.

Bibliographie:

- DĄBROWSKA, E., KUBIŃSKI, W., 2003: Akwizycja języka w świetle językoznawstwa kognitywnego, Universitas, Kraków.
- GADAMER, H.G., 2003, Język i rozumienie, Warszawa.
- GRUCZA, F. 1983: Zagadnienia metalingwistyki. Lingwistyka – jej przedmiot, lingwistyka stosowana, Państwowe Wydawnictwo Naukowe, Warszawa.
- GRUCZA, F., 1997, Języki ludzkie a wyrażenia językowe, wiedza a informacja, mózg a umysł ludzki, in: Grucza F., Dakowska, M. (Hrsg.), Podejście kognitywne w lingwistyce, translatoryce i glottodydaktyce Warszawa, S. 7-21.
- HERMANN, F., 1995: Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik. in: Harras, Gisela. Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen, Walter de Gruyter. Berlin, S. 138-177.
- KALISZ, R., 2001: Językoznawstwo kognitywne w świetle językoznawstwa funkcjonalnego, Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego, Gdańsk.
- NERLICKI, K., 2004: Aufbau und Funktionieren des fremdsprachlichen Speichermechanismus. Kodematische Betrachtungsweise mit glottodidaktischer Relevanz, Szczecin.
- RICKHEIT, G., STROHNER H., 1993. Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung. Modelle, Methoden, Ergebnisse. A. Francke Verlag Tübingen und Basel.
- SZELUGA A., 2002: Stymulacja rozwoju osobowości dzieci i młodzieży a proces akwizycji języka obcego w świetle współczesnych tendencji glottodydaktycznych, in: Michalewska, M. T. i Kisiel, M. (Hrsg.), Problemy edukacji lingwistycznej. Teoria i praktyka w zmieniającej się Europie, Oficyna Wydawnicza Impuls, Kraków, tom II, S. 29-37.
- SZELUGA, A., 2003: Eigene und fremde kulturelle Metaphern. Aspekte fremdsprachlicher Textrezeption aus kognitiver Sicht, in: Studia Niemcoznawcze, Warszawa, tom XXVI, S. 839-847.
- SZELUGA, A., 2004: Brauchen wir eine Didaktik der Fremdheitskompetenz? Multikulturelle Faktoren im modernen Fremdsprachenunterricht, in: Studia Niemcoznawcze, Warszawa 2004, tom XXVIII, S. 945-952.
- 2006a: Fremdsprachliches vs. muttersprachliches Verstehen. Ausgewählte Aspekte der SZELUGA, A., kognitiven Sprachverarbeitung, in: Acta Universitatis Nicolai Copernici, Filologia Germańska XXVI- Nauki Humanistyczno-Społeczne, Zeszyt 380. Toruń 2006, S. 127-134.
- SZELUGA, A., 2006b: Zum Problem der Sinnkonstruktion im fremdsprachlichen Verstehensprozess, in: Studia Germanica Gedanensia Nr. 14, Gdańsk 2006, S. 181-187.

SZELUGA, A., 2008: Trzecia droga w translatoryce? Kognitywna teoria przekładu w świetle współczesnych badań językoznawczych, in: *Studia Niemcoznawcze*, Warszawa, tom XXXVII, S. 479–480.

WERLEN, I., 2002, „Sprachliche Relativität”, Tübingen und Basel.

WHORF, B.L., 2002, „Język, myśl i rzeczywistość”, Warszawa.



Sylwia Firyn



Zur Sprache der analogen Werbespots im Deutschen und Polnischen – ein Beitrag zur interkulturellen Kommunikation

Dieser Artikel versteht sich als Beitrag zur Erforschung der interkulturellen Kommunikation im Rahmen der Europäischen Union. Derartige Forschungen werden zur Zeit von den Germanisten der Nicolaus-Copernicus-Universität Thorn (Abteilung für Linguistik am Lehrstuhl für Germanistik) und der Universität Danzig (Lehrstuhl für angewandte Linguistik und Translation) eingeleitet. Dabei werden folgende grundlegende Fragen gestellt:

- was ist für die interkulturelle Kommunikation charakteristisch?
- sind sich die Kommunikationspartner der kulturellen Unterschiede bewusst?
- wie wird das sprachliche Handeln bei der interkulturellen Kommunikation konzipiert?
- was führt zu Missverständnissen?
- wie gehen die Kommunikationspartner mit den entstandenen Missverständnissen und eventuellen Konflikten um?
- welche kulturellen und sprachkulturellen Unterschiede bestehen zwischen den Deutschen und Polen?
- welche kulturellen und sprachkulturellen Unterschiede bestehen zwischen den Deutschen und Österreichern?
- welche Aufgaben stehen vor der interkulturellen Germanistik in der Europäischen Union?

Diese Problematik wird von vielen deutschen und polnischen Germanistiken aufgenommen. Es entstehen gemeinsame Forschungsprojekte, die diese Problematik aufgreifen und letzten Endes eine gute Vorbereitung der Germanisten zum interkulturellen Kommunizieren haben.

Im Zentrum der Arbeit mit den Studenten steht die Ethnographie und Ethik interkulturellen Handelns (z.B. an der LMU München). Dabei wird von der Gleichwertigkeit der Kulturen und der kulturellen Bedürfnisse der Menschen verschiedener Nationen und Toleranz ausgegangen. Es werden dabei auch negative Erscheinungen, wie Akkulturation, Ethnozentrismus, Stereotypisierung und Vorurteilsbildung, berücksichtigt.

Bei der interkulturellen Kommunikation haben wir es mit sozialer Interaktion von Kommunikationspartnern aus unterschiedlichen Kulturkreisen zu tun. Diese Kommunikationspartner können Einzelpersonen, soziale Gruppen, Institutionen und sogar Staaten sein. Die Partner in der interkulturellen Kommunikation müssen sich dessen bewusst sein, dass es zwischen ihren Sprachen Unterschiede gibt, die zu Missverständnissen führen können. Es geht dabei nicht nur um die Bedeutungsunterschiede bei den potenziellen Entsprechungen, sondern auch um unterschiedliche Formulierung von Sprechakten, weiter um verschiedenen Gebrauch der Sprechakte. Außerdem können Lautstärke, Grad der Höflichkeit/Freundlichkeit, Gestik und Mimik eine Rolle spielen.

Zu den leicht bemerkbaren Unterschieden zwischen den Deutschen und Polen gehören u.a.:

- der häufige Gebrauch der indirekten Sprechakte durch die Polen (Andeutungen), die die Deutschen nicht immer verstehen;
- das verhältnismäßig laute Sprechen der Deutschen, das die Polen stört;
- der Gebrauch der Infinitivsätze (Den Korb bitte hinstellen), das von den Polen als unhöflich/grob interpretiert wird;
- die wenig konkrete Form der Fachsprache der Polen, das wiederum die Deutschen stört.

Sehr wichtig sind alle diese Aspekte bei der Ausbildung von Fremdsprachenlehrern (in unserem Falle der Deutschlehrer in Polen und der Polnischlehrer in Deutschland) sowie der Übersetzer und Dolmetscher. Die Übersetzer und Dolmetscher müssen sich dessen bewusst sein, dass die Wiedergabe eines ausgangssprachigen Textes in der Zielsprache nicht in der Wiedergabe jedes Wortes besteht, sondern in der Wiedergabe des Gesamtinhalts und der stilistischen Merkmale.

Die in einem zweisprachigen Wörterbuch angegebenen potenziellen Entsprechungen können nicht in jeder Situation gebraucht werden, was z.B. bei dem Gebrauch der deutschen und polnischen Begrüßungsformeln zum Ausdruck kommt. So wird im Polnischen *Dobranoc* gebraucht, wenn man schlafen geht oder am Abend Abschied von Gastgebern nimmt; im Deutschen kommt nur die erste Möglichkeit in Frage.

Um diese Fehler zu vermeiden, muss der Sprachmittler über interkulturelle Kompetenz verfügen. Die interkulturelle Kompetenz (auch transkulturelle Kompetenz) ermöglicht ihm das erfolgreiche Kommunizieren mit Menschen anderer Kulturkreise.

Interkulturell kompetent ist eine Person, die bei der Zusammenarbeit mit Menschen aus ihrer fremden Kulturen deren spezifische Konzepte der Wahrnehmung, des Denkens, Fühlens und Handelns erfasst und begreift. Frühere Erfahrungen werden frei von Vorurteilen miteinbezogen und erweitert, die Bereitschaft zum Dazulernen ist ausgeprägt.

(Interkulturelle Kompetenz, in wikipedia. de)

Je größer die kulturellen Unterschiede sind, desto mehr Probleme haben die Sprachmittler, denn sie müssen in einem solchen Falle sehr viele Operationen auf inhaltlicher und stilistischer Ebene durchführen. Bei der Übersetzung aus einer europäischen Sprache ins Arabische wird es mit der Wiedergabe der Rolle der Frau, besonders aber mit der Beschreibung der feministischen Bewegung, Probleme geben, bei der Übersetzung aus dem Japanischen in eine europäische Sprache müssen die ausgebauten Höflichkeitsformen umformuliert werden, sonst würden die Europäer an manchen Stellen lachen.

Da Deutschland und Polen zum gleichen (mediterranen) Kulturkreis gehören, sind die Unterschiede zwischen dem Gebrauch der beiden Sprachen nicht besonders groß. Sie lassen sich jedoch sehr oft feststellen. Eine spezifische Art der polnischen Redner sind die barocken Sätze mit ausgebauten Höflichkeitsformeln bei der Begrüßung einer deutschen Delegation. Wenn der Dolmetscher alles dies ins Deutsch dolmetschen würde, würden die Deutschen über den Inhalt der Rede staunen. Andererseits staunen die Polen über das Fehlen der Distanz zwischen den deutschen Chefs und den in der Hierarchie tiefer stehenden Mitarbeitern. Das für das Deutsche typische Duzen setzt sich in Polen nur langsam durch. Dies brachten die ausländischen Manager der Niederlassungen internationaler Korporationen nach Polen.

Als Veranschaulichung der Probleme wird im Weiteren überprüft, wie die Texte der deutschen Werbespots ins Polnische übersetzt wurden. Es werden 10 ins Polnische übersetzte Werbespots semantisch, pragmatisch und stilistisch analysiert. Diese Werbespots erscheinen im Fernsehen mit gleichem Anschauungsmaterial (Film) und in den Printmedien mit gleichen Bildern. Es wurden nur die Texte ins Polnische übersetzt.

Der Werbetext kann also nach verschiedenen Kriterien untersucht werden, und zwar:

- nach der Form des Textes (ein Wort, eine Phrase, ein Satz, mehrere Sätze);
- nach der Art des Sprechaktes (direkter vs. indirekter Sprachakt);
- nach stilistischen Aspekten;
- nach der Art der begleitenden Elemente (Bild, Film, Geräusche usw.);
- nach dem Ziel der Werbung (erwünschte Reaktion, Veranlassen zum Kauf, zur Teilnahme usw.);
- nach der Zielgruppe der Werbung (Frauen – Männer – Kinder; soziale Gruppen, Berufsgruppen usw.);
- Ziel der Werbung (welche Reaktion ist bei dem Empfänger erwünscht?);
- wird dabei die Wahrheit gesagt?

Im Weiteren werden nur die rein sprachlichen Aspekte berücksichtigt und es werden folgende Fragen beantwortet:

- hat die polnische Entsprechung die gleiche Bedeutung (Semantik)?
- hat die polnische Entsprechung die gleiche Wirkung (Pragmatik)?
- ist die polnische Entsprechung stilistisch gleichwertig (Stilistik)?

Dabei wird auch versucht, die Zielgruppe zu bestimmen. Werden bei der Wiedergabe ins Polnische Unzulänglichkeiten festgestellt, so wird ein eigener Vorschlag der Übersetzung mit Kommentar präsentiert.

Hoffmann (2007: 38) unterscheidet zwei Sprachen der Werbung:

- a. die Sprache der kommerziellen Werbung (oft angetroffene Form der Werbung, wobei die Produkte wie Autos, Getränke u.a. beschrieben werden)
- b. die Sprache der politischen Werbung (Propagandawerbung) – hierbei geht es um Sendung von kurzen Signalen und Bildung der Atmosphäre. Diese Art von Werbung ist an Politik interessierte Empfänger gerichtet. Diese Werbung ist *kurz und klar*.

Die analysierte Werbung ist Handelswerbung, ist also in der Sprache der kommerziellen Werbung verfasst.

Pantene Pro-V

Unter dieser Bezeichnung werden Haarpflegemittel zusammengefasst, d.h. Shampoos, Haarfarben, Haarkuren und Pflegespülungen. Zielgruppe sind Frauen.

deutsche Version: *Das Geheimnis für gesund aussehendes Haar*

polnische Version: *Sekret pięknych włosów*

Die polnische Übersetzung ist in semantischer Hinsicht nicht wörtlich, denn die wörtliche Übersetzung müsste lauten:

Sekret zdrowo wyglądających włosów.

Der Übersetzer verzichtete hier auf die Phrase *zdrowo wyglądających*, denn er wollte nicht suggerieren, dass die Frauen kranke Haare haben, die dank Pantene Pro-V gesund aussehen werden. Mit dem Adjektiv *pięknych* suggeriert er, dass die Haare nach der Anwendung von Pantene Pro-V schön aussehen würden.

Der Ersatz von *gesund aussehend* durch *pięknych* ist in pragmatischer Hinsicht berechtigt, denn die durch den Übersetzer vorgeschlagene Variante spricht die polnische Frau besser an, als dies die wortgetreue Übersetzung tun würde. Es ist eine typische wenig informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.)

Stilistisch sind die beiden Versionen gleichwertig.

Garnier

Auch unter dieser Bezeichnung werden Haarpflegemittel zusammengefasst, d.h. Shampoos (Pflegeshampoo, Anti-Schuppen-Shampoo), Haarfarben, Haarkuren und Pflegespülungen,

Gesichtspflege, Körperpflege, Kosmetik, Sonnenschutz usw. Zielgruppe sind vor allem Frauen.

deutsche Version: *Denk an dich.*

polnische Version: *Dbaj o siebie.*

Die polnische Übersetzung ist in semantischer Hinsicht nicht wörtlich. Eine wörtliche Übersetzung müsste lauten:

Pomyśl o sobie.

Die durch den Übersetzer vorgeschlagene Version ist aber in semantischer Hinsicht äquivalent.

Das Ersetzen von *denk* durch *dbaj* bedeutet eine Verdeutlichung/Spezifizierung. Im polnischen Sprichwort wird eindeutig gesagt, was mit den Garnier-Erzeugnissen erreicht wird. Wenn man an etwas denkt, bedeutet es noch nicht, dass man es tut. Wenn man an das Haar denkt, bedeutet es noch nicht, dass man es pflegt. Mit der polnischen Version wird das Ziel exakter formuliert. In beiden Fällen liegt eine wenig informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

Stilistisch sind die beiden Versionen gleichwertig.

Always

Es geht hier um die Always-Binden, die das Vertragen der Zeit der Periode besonders erleichtern sollen, denn die Always-Spezialisten wissen, dass eigentlich jede Frau spezifische Bedürfnisse in punkto Frauenhygiene hat. Aus diesem Grund wird eine breite Palette von Binden angeboten. Zielgruppe sind Frauen.

deutsche Version: *Always. Machen Sie sich schöne Tage.*

polnische Version: *Always. Te dni właśnie stały się lepsze.*

Die polnische Version ist in semantischer Hinsicht nicht volläquivalent, doch eine wörtlich Übersetzung würde im Polnischen schlecht klingen:

Always. Niech Panie sobie zrobią te dni pięknymi.

?*Always. Niech Panie sobie zrobią piękne dni.*

Aus diesem Grund hat sich der Sprachmittler für eine partiell äquivalente Übersetzung entschlossen. Die deutsche wörtliche Übersetzung der polnischen Version klingt auch nicht schlecht:

Always. Damit diese Tage besser/schöner werden.

In pragmatischer und stilistischer Hinsicht sind beide Versionen gleichwertig. In beiden Fällen liegt eine wenig informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

o.b.

Es geht hier um Tampons, die bei der Menstruation verwendet werden. Zielgruppe sind Frauen.

deutsche Version: *o.b. Von einer Frauenärztin entwickelt.*

polnische Version: *ob. Zaprojektowane przez kobietę ginekologa.*

In semantischer, pragmatischer und stilistischer Hinsicht sind die beiden Versionen volläquivalent. In beiden Fällen liegt eine wenig informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

Nivea

Die Erzeugnisse mit der Marke Nivea umfassen Deodorants, Körperlotionen, Duschgel Cremes, Sonnenschutzmittel, Körperreinigung, Gesichtspflege, Make-Up, Intimpflege, Männerpflege, Haarpflege und Haarstyling. Zielgruppe sind sowohl Frauen als auch Männer.

deutsche Versionen: *Schönheit ist Leben/Liebe/Freiheit/Nivea.*

polnische Version: *Piękno to ciekawość.*

Semantisch gesehen ist die polnische Übersetzung nicht äquivalent. Die wörtlichen Übersetzungen der deutschen Versionen würden im Polnischen nicht gut klingen:

Piękno jest życiem/miłością/wolnością/...

Aus diesem Grund hat sich der Übersetzer für eine semantisch nicht äquivalente Version entschlossen, die aber (bei wörtlicher Übersetzung) im Deutschen nicht gut klingt:

Schönheit ist Neugier.

In pragmatischer Hinsicht sind die beiden Varianten äquivalent. In beiden Fällen haben wir es mit nichtinformativer, versteckter Suggestivwerbung als indirektem direktivem Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) zu tun.

Stilistisch sind beide Versionen gleichwertig.

Gillette M3 Power

Es ist ein moderner Rasierapparat für Männer. Zielgruppe sind also Männer.

deutsche Version: *Komfort durch Power.*

polnische Version: *Moc i komfort.*

In semantischer Hinsicht sind die beiden Versionen nicht volläquivalent. Obwohl das Polnische die englische Bezeichnung *power* (besonders in der Jugendsprache) kennt, wird hier *moc* gebraucht. Dieses Wort ist heute sehr populär und wird von einem weiten Kreise der Polen verstanden. Im Gegensatz zu *power* wird dieses Wort auch von der älteren Generation verstanden und gebraucht. Im Deutschen ist der Komfort das Ergebnis der Wirkung von Power (kausale Kopplung), im Polnischen wirken beide parallel (kopulative Kopplung).

In pragmatischer und stilistischer Hinsicht sind die beiden Versionen volläquivalent. In beiden Fällen liegt eine wenig informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

Listerine

Es ist eine antibakterielle Mundspülung, die die tägliche Zahnpflege ergänzt, indem sie der Bildung von Plaque und damit der Entstehung von Erkrankungen des Zahnfleisches, wie Zahnfleischentzündungen, vorbeugt. Zielgruppe sind Erwachsene und ältere Kinder.

deutsche Version: *Wirkt so stark, wie es schmeckt.*

polnische Version: *Dynamit na bakterie.*

In semantischer Hinsicht unterscheiden sich die beiden Versionen, d.h., sie sind partiell äquivalent. In der deutschen Version werden zwei Aspekte hervorgehoben:

- Listerine wirkt stark, ist also wirksam,
- Listerine schmeckt gut.

In der polnischen Version wird durch den Gebrauch von *dynamit* (Dynamit) der Aspekt der starken Wirksamkeit hervorgehoben, der zweite Aspekt (das gute Schmecken) wird nicht berücksichtigt.

In pragmatischer Hinsicht wirken beide Versionen gleich, in stilistischer Hinsicht klingt die polnische Version mehr gehoben als die deutsche. In beiden Fällen liegt eine ziemlich informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

Haribo

Die Firma Haribo (**Hans Riegel Bonn**) produziert eine Reihe von Süßigkeiten (Haribo Katinchen/Staffeten/Konfekt/Pfirsiche/Salino/Phantasie/Berries usw.), wobei die Goldbären die populärsten sind. Zielgruppe sind in erster Linie Kinder, doch auch Erwachsene.

deutsche Version: *Haribo macht Kinder froh und Erwachsene ebenso.*

polnische Version: *Haribo. Smak radości.*

In semantischer Hinsicht unterscheiden sich die beiden Versionen ziemlich stark. Die deutsche Version wendet sich sowohl an Kinder als auch an Erwachsene und stellt fest, dass das Genießen von Haribo ihnen Freude machen wird; die polnische Version weist nur darauf hin, dass Haribos so wie die Freude schmecken, wobei der Adressat nicht genannt wird.

In pragmatischer Hinsicht wirken beide Versionen eigentlich gleich.

In stilistischer Hinsicht unterscheidet sich die polnische Version von der deutschen durch ihre Kürze.

In beiden Fällen liegt eine wenig informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

Vanish

Vanish ist eine bekannte Marke von Waschmitteln, Teppichreinigern und Fleckentfernern, die in einer pinkfarbenen Verpackung verkauft werden. Zielgruppe sind in erster Linie Frauen, dann auch Männer.

deutsche Version: *Vanish. Vertrau Pink. Vergiss Flecken.*

polnische Version: *Vanish. Zaufaj różowej sile.*

In semantischer Hinsicht sind beide Versionen partiell äquivalent. In beiden Varianten ist vom Vertrauen auf das Erzeugnis in der pinkfarbenen Verpackung die Rede. In der polnischen Version wird noch hinzugefügt, dass es sich um eine Kraft, d.h. ein kräftig wirkendes Waschmittel, handelt. Hier ist jedoch von Fleckenbekämpfung (das Vergessen von Flecken) keine Rede.

In pragmatischer und stilistischer Hinsicht sind die beiden Versionen volläquivalent. In beiden Fällen liegt eine ziemlich informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

Media Markt

Es geht hier um eine Elektrohandelskette, in der Elektronik, Haushaltsgeräte, Handys und andere elektrische Geräte (z.B. Kaffeemaschinen) verkauft werden.

deutsche Version: *Ich bin doch nicht blöd!*

polnische Version: *Media Markt. Nie dla idiotów!*

In semantischer Hinsicht sind die beiden Versionen bedingt partiell äquivalent. In der deutschen Version liegt eine ich-orientierte Feststellung vor. Es wird festgestellt, dass sich der Besucher des Media Marktes für nicht blöd hält. In der polnischen Version wird festgestellt, dass der Media Markt nicht für Idioten bestimmt ist. Es wird also angedeutet, dass Idioten keinen Zutritt haben oder zumindest nicht in den Media Markt gehen. Die polnische Variante ist also ambig, was von der deutschen nicht gesagt werden kann.

In pragmatischer Hinsicht sind beide Varianten nur bedingt gleichwertig. In beiden Fällen liegt eine wenig informative Suggestivwerbung als indirekter direkter Sprechakt (vgl. Wunderlich 1978: 81, Hindenlang 1983: 53 ff.) vor.

In stilistischer Hinsicht ist die polnische Variante kaum zu akzeptieren, denn sie klingt zu vulgär. Die deutsche Bezeichnung *blöd* klingt eigentlich stilistisch neutral und wird so in der

Alltagssprache gebraucht. *blöd* ist albern, geistlos (DUW).

Blöd, dass ist es vergessen habe.

Das deutsche Adjektiv *blöd* ist weniger negativ als *dumm* und lässt sich kaum mit *idiotisch* und *Idiot* gleichsetzen. Die polnische Bezeichnung *idiota* klingt sehr negativ (ein Dummkopf/ein törrichter Mensch). Das Adjektiv *blöd* bedeutet eigentlich *niedorzeczny, niemądry* oder *głupkowaty*. So wirkt die polnische Werbung etwas anders

als die deutsche und wird von Vielen als salopp oder sogar vulgär empfunden. So wird empfohlen, die polnische Version so umzuformulieren, sodass das Positive bei dem Adressaten hervorgehoben wird:

Media Markt dla rozsądnych.

Media Markt dla znających się na rzeczy.

Hier liegt eine freie Übersetzung vor, doch stilistisch und pragmatisch scheint dieser Vorschlag besser zu sein.

Die Analyse ausgewählter analoger Werbespots hat ergeben, dass bei der Übersetzung vor allem pragmatische Aspekte berücksichtigt wurden. Es liegen immer indirekte direktive Sprechakte vor, die den Adressaten zum Kauf bestimmter Waren und im Falle des Media Marktes zum Besuch in dieser Handelskette veranlassen sollen. Nie wird dies direkt gesagt. Es sind meistens wenig informative Suggestivwerbungen. Die ziemlich informativen Werbungen sind entschieden seltener.

An zweiter Stelle werden stilistische Aspekte berücksichtigt. Mit Ausnahme der letzten Werbung sind immer beide Versionen (deutsch und polnisch) stilistisch gleichwertig.

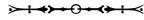
Mir einer bestimmten Freiheit haben wir es auf der semantischen Ebene zu tun. Die beiden Versionen sind meist partiell äquivalent.

Literatur

- Bolz, Norbert/Bosshart, David (1995): *Kult Marketing. Die neuen Götter des Marktes*, Düsseldorf.
- Duden Deutsches Universalwörterbuch (2003), 6., überarbeitete Auflage, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Friedrichsen, Mike/Friedrichsen, Syster (Hrsg.) (2004): *Fernsehwerbung – quo vadis? Auf dem Weg in die digitale Medienwelt*, Wiesbaden.
- Hindenlang, Götz (1983): *Einführung in die Sprechakttheorie*, Tübingen.
- Hoffmann, Michael (2007): *Funktionale Varianten des Deutschen – kurz gefasst*, Universitätsverlag, Potsdam.
- Interkulturelle Kompetenz, in wikipedia. de
- Schmidt, Siegfried/Gizinski, Maik (2004): *Handbuch Werbung*, Berlin/Hamburg/Münster.
- Siegert, Gabriele/Brecheis, Dieter (2005): *Werbung in der Medien- und Informationsgesellschaft. Eine kommunikationswissenschaftliche Einführung*, Wiesbaden.
- Thomas, Alexander/Kinast, Eva-Ulrike/Schroll-Machl, Sylvia (2003) *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation*. Band 1 und 2, Göttingen.
- Wunderlich, Dieter (1978): *Studien zur Sprechakttheorie*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.



Magdalena Bielenia-Grajewska



Mehrsprachigkeit und Multikulturalität der Firmenkommunikation. Fremdwörter im Bankwesendiskurs

Das Anwachsen der verschiedenen Industrien und Branchen spiegelt sich in der wachsenden Menge der linguistischen Gemeinschaften wider. Die Leute, die zusammen arbeiten, haben nicht nur dieselben beruflichen Vorlieben, sondern auch eine spezifische Lexik. Dieser Typ des Wortschatzes und der Grammatik ist nicht nur mit dem Arbeitsbereich aber auch mit dem menschlichen Charakter und interpersonellen Beziehungen verbunden. In diesem Beitrag möchte ich zeigen, wie die Mehrsprachigkeit und Multikulturalität die interne Firmenkommunikation beeinflussen. Das Ziel des Artikels ist es, komplizierte linguistische Aspekte der internen Kommunikation in den Firmen zu präsentieren, wo die Vertreter verschiedener Kulturen tätig sind.

Mehrsprachigkeit

Mehrsprachigkeit hängt mit der Fähigkeit zusammen, nicht nur die Muttersprache zu verwenden. Wir können verschiedene Länder nennen, wo die Existenz mehrerer Sprachen anzutreffen ist. Es sind u.a. folgende Beispiele: Walisisch in Großbritannien, Friesisch in den Niederlanden, Baskisch und Katalanisch in Spanien. In der Schweiz und in Belgien gibt es Regionen, wo die Leute unterschiedliche Staatssprachen benutzen. Es gibt auch mehrsprachige Städte, wie Straßburg oder Brüssel, in denen Menschen aus vielen Ländern wohnen und sprechen. Die Situation mit Mehrsprachigkeit können wir auch in Luxemburg beobachten. Die Leute sprechen dort drei Sprachen: Luxemburgisch (Letzeburgisch), Französisch und Deutsch. Das Französische ist sehr streng in der Jura- der Kode wurde von Napoleon geschrieben. Die Nationalsprache ist Luxemburgisch, aber die zwei anderen Sprachen sind auch wichtig und werden benutzt (<http://www.gouvernement.lu/>).

Aber auch in der nächsten Umgebung, wie am Arbeitsplatz, können wir dieses Phänomen beobachten. Die Leute wandern aus, um bessere Arbeit zu finden und sich neue Möglichkeiten zu schaffen. Das eine Jahr arbeiten sie in Berlin und im nächsten Jahr fangen sie mit einem neuen Posten in New York an. Diese Situation

beeinflusst auch die linguistischen Aspekte der Arbeit, d.h. die Sprachen, die in der Arbeitsumgebung gebraucht werden. Wenn viele Leute aus verschiedenen Ländern und Kulturen in multinationalen Firmen arbeiten, werden mehrere Sprachen am Arbeitsplatz benutzt.

Multikulturalität

Die Mehrsprachigkeit ist mit der Multikulturalität verbunden. Solch eine Sprachgemeinschaft mit multikulturellen Erscheinungen existiert auch in Deutschland. Über acht Millionen Menschen, für die Deutsch keine Muttersprache ist, haben einen rasanten Einfluss auf viele gesellschaftliche Probleme. Die meisten von ihnen sprechen selbstverständlich mehr oder weniger Deutsch, doch ihre Muttersprachen (z.B. Polnisch, Russisch) sind in vielen alltäglichen sprachlichen Interaktionen nicht ohne Bedeutung und bestimmen weitgehend das sprachliche Bild Deutschlands. Die linguistische Situation des Landes beeinflusst die sprachliche Situation der Firma, folglich können wir auch in nicht transnationalen Firmen Mehrsprachigkeit beobachten. Die Nationalität der Mitarbeiter ist in der Diskussion über Mehrsprachigkeit sehr wichtig. Die Menschen, die zur selben Nationalität gehören, verwechseln sehr leicht verschiedene Informationen. Die Personen, die zur slawischen Gruppe gehören (Polen, Russen, usw.) haben ähnliche Kulturnormen und Wörter. Das können wir auch in anderen Gruppen, wie der amerikanischen oder skandinavischen, beobachten. Die Mehrsprachigkeit ist mit der Politik der Firmen verbunden. Zum Beispiel lesen wir auf der Webseite der Deutschen Bank, dass die Verschiedenartigkeit der Arbeiter ein wichtiger Bestandteil der Firmenkultur ist. Sie suchen nach Personen mit verschiedensten persönlichen und kulturellen Hintergründen, dabei sind Altersunterschiede und verschiedene Bildungsniveaus ausdrücklich erwünscht. Unterschiede werden gerne akzeptiert, da sie eine positive Auswirkung auf das Arbeitsklima und das Verhältnis zu den Kunden haben.

Die beiden Faktoren, Mehrsprachigkeit und Multikulturalität, sind eng mit der Globalisierung verbunden, welche einen großen Einfluss nicht nur auf die Firma per se, sondern auch auf die interne und externe Firmenkommunikation hat.

Globalisierung

Die Faktoren Internationalisierung, Globalisierung und Forschung haben insbesondere im Bereich Technologie Einfluss auf die Dichte und Spezialisierung der Kommunikation. Eine wichtige Rolle spielen heutzutage Schlagwörter, wie „europäische Integration“, „interkulturelle Erziehung“ oder „Internationalisierung“. Diese Begriffe sind populär in Handel, Wirtschaft, Technik und Wissenschaft (Reuter, Schröder und Tiittula, 1991). Sie sind auch sehr geläufig in der Firmenkommunikation, da heutzutage mehr und mehr Firmen Angestellte aus verschiedenen Kulturen

beschäftigen. Heringer (2004:7) sagte, „in der Interkulturellen Kommunikation ist man in Nachen auf hoher See. Navigation gibt es da wenig. Gefahren aber genug“.

Die hohe Anzahl der Vertreter multinationaler Unternehmen sowie nationaler Geschäftsleute geht mit verschiedenen Auswirkungen einher. Das Anwachsen der verschiedenen Industrien und Branchen spiegelt sich in der wachsenden Menge der linguistischen Gemeinschaften wider. Die Leute, die zusammen arbeiten, haben nicht nur dieselben beruflichen Vorlieben, sondern auch eine spezifische Lexik. Dieser Typ des Wortschatzes und der Grammatik ist nicht nur mit dem Arbeitsbereich, aber auch mit dem menschlichen Charakter und interpersonellen Beziehungen verbunden. In verschiedenen Branchen ist die Notwendigkeit des Sprachgebrauchs in der Gruppe nicht besonders wichtig; die Sprache hat viel mit anderen Geschäften zu tun.

Firmenkommunikation- kulturelle und soziale Ebene

Am Anfang der Diskussion über Firmenkommunikation sollen wir dieses Konzept definieren. Corporate Kommunikation, die meistens in englischen Texten benutzt wird, ist auch unter anderen Fachbegriffen, wie Unternehmenskommunikation, bekannt (Bentele und Will, 2008). Unter Unternehmenskommunikation verstehen wir Begriffe, wie Image, Reputation, Stakeholder Capital und Corporate Identity, welche sich in „ihrem jeweiligen Zusammenhang“ verdeutlichen (Schmid und Lyczek, 2008:1). Wie bereits erwähnt, gewinnt die Unternehmenskommunikation wegen der Globalisierung heutzutage eine internationale Bedeutung. Internationale Unternehmenskommunikation „bezeichnet alle internen und externen Kommunikationsaktivitäten eines Unternehmens, deren Ziel es ist, Beziehungen zu Bezugsgruppen in anderen Nationen bzw. Kulturen aufzubauen. Es handelt sich also um länder- und kulturüberschreitendes Kommunikationsmanagement und seine Umsetzung vor Ort“ (Huck, 2007: 892).

Die Komplexität der Firmenkommunikation können wir mit dem Modell von Clyne veranschaulichen. In seinem Modell der Diskursvarianten haben wir folgende Elemente:

1. den Grad der Verbalität der Kommunikation, die mit der Bedeutung und dem Anteil mündlicher Aussagen in der Kommunikation verbunden ist;
2. den Grad der Formalität in der Kommunikation, die mit „Bedeutung und Verbindlichkeit des Gesprächs und Textes in der Kommunikation vereint sind“;
3. den Rhythmus des Diskurses: wie lange die Gesprächsabschnitte dauern und wie ihr Verhältnis und Anteil zwischen den Partnern in der Kommunikation ist;
4. den Grad der Linearität des Diskurses : lineare Organisation „und das Vermeiden von Redundanzen und Exkursen“ (Reuter, Schröder und Tiittula, 1991:103).

Diese Diskursvarianten können wir in unseren Diskussionen über die Kommunikation in der Arbeit verwenden. Der Anteil mündlicher Aussagen ist sehr wichtig in der Kommunikation einer Firma. Der Kundenservice ist, obwohl Internet und

Telefon Service heutzutage sehr populär unter den Kunden sind, nach wie vor mit mündlicher Beratung verbunden. Sprachliche Kontakte sind auch in interner Kommunikation wichtig, wie Ross und Neumann (2007:51) sagten: „je persönlicher die Botschaft, desto größer die Wirkung. Das geht am besten in der Muttersprache, und am besten von Mensch zu Mensch.“ Auch „das Vier-Augen- Gespräch hat demnach stärkeren Einfluss als der Brief mit persönlicher Anrede und dieser hat eine stärkere Wirkung als die Email“ (Ross und Neumann, 2007:51).

Die Formalität kommt oft in schriftlichen Materialien vor, wie u.a. Regeln und Prozeduren. Man muss auch formale Anwendungen in der Korrespondenz mit Direktoren beobachten.

Die Dauer der Gesprächsanschnitte hängt von vielen Faktoren ab. Wie in anderen Bereichen, ist sie von der jeweiligen Situation bestimmt. Die Kunden, die z.B. zur Beratung in die Bank kommen, stellen meistens nur Fragen und warten auf Antworten. Es ist keine symmetrische Kommunikation und beide Partner haben bei weitem nicht denselben Anteil an Aussagen und Äußerungen.

Dieselbe Situation gibt es in der internen Kommunikation. Die Aufgabe der Untergebenen ist es, den Dienstauftrag zu respektieren und auszuführen. Angestellte im Bereich Finanzen sind für Wortkargheit bekannt und denken nur darüber nach, wie das Geld zu vermehren ist. Es gibt keinen Platz für Redundanz in ihrer Sprache. Doch bei der Kundenbedienung kann blumige Sprache behilflich sein, entsprechende Bankprodukte mit Erfolg zu verkaufen.

Der andere Aspekt der Unternehmenskommunikation ist mit kulturellen Eigenschaften verbunden. Für diesen Anteil der Diskussion benutzen wir die *Kulturretheorie* von Els Oksaar.

In diesem Kommunikationsmodell sind vier Sphären erwähnt:

1. die intime Sphäre,
2. die persönliche Sphäre,
3. die soziale Sphäre,
4. die öffentliche Sphäre.

Diese Sphären sind mit verschiedenen Normen verbunden, die bestimmen, wem und wie oder wann usw. etwas gesagt werden kann.

Die Normen sind nicht in allen Kulturen dieselben. Sie hängen von der jeweiligen Kultur und Sozialisation ab (Reuter, Schröder und Tiittula, 1991:104). In manchen Kulturen sind die Leute auch für fremde Menschen sehr offen, in anderen wird dagegen großer Wert auf die Einhaltung formeller Kommunikationsregeln gelegt. Gesteland (2000) nennt zwei Typen der Kulturen: eine die pro Transaktion ist und eine, die Partnerschaft schätzt. Für die zweite Gruppe sind Menschen und nicht Business selbst am wichtigsten. Sie respektieren auch expressive und zurückhaltende Kulturen. Dies ist sehr wichtig in Organisationen, wo Menschen aus verschiedenen Kulturen zusammen kommen. Sie müssen andere Normen respektieren, um erfolgreich sein zu können.

Firmenkommunikation- kommunikative Ebene

Ross und Neumann (2007: 56) behaupten, die Rhetorik der Aussage hat ihre relevante semantische Funktion. Es geht dabei nicht nur um bloße Wörter, auch ihre Stilistik erfüllt eine wichtige Rolle, die für den ganzem Textsinn nicht ohne Bedeutung bleibt. Aber „Worte sind Luft, aber die Luft wird zum Wind, und der Wind macht die Schiffe segeln“ (Arthur Koestler in Ross und Neumann, 2007:56). Richtige Wörter machen richtige Informationen. Gute Botschaften sollen folgende Eigenschaften haben. Das erste Element heißt KISS- *Keep It Straight and Simple*. D. h., dass es sehr wichtig ist, Sätze gut auszuformulieren und Wörter präzise zu benutzen. Mann soll nicht nur negative Aspekte unterstreichen. Das Verhältnis ist 1:3. Die Emotionen sind auch wichtig: „sprechen Sie die Gefühle und Sorgen der Mitarbeiter an“ (Ross und Neumann, 2007:59).

Für die Diskussion über interne Kommunikation ist das Vier-Seiten- Modell nach Schulz von Thun (in Hungenberg und Wulf, 2007) brauchbar. Für effektive sprachliche Kontakte zwischen Empfänger und Sender sind vier Ebenen wichtig. Die erste Dimension heißt Inhalt. Unter Inhalt verstehen wir Sachen, Fakten, Thema, Problem und Information. Unter Selbstoffenbarung, der zweiten Dimension, versteht man Inneres, Persönlichkeit und Charakter. Beziehung, die dritte Ebene, umfasst Rollen, Klima und Kontakt. Die letzte Ebene besteht aus Appell, Handlungsaufforderung, Lenkung und Sollen. Die vorstehenden Aspekte beeinflussen die interne Kommunikation. Fehlt einer dieser Aspekte, ist die Grundlage für eine flüssige und effektive Kommunikation nicht gegeben.

Firmenkommunikation- lexikalische Ebene

Wenn es um die Sprache geht, hat in internationalen Banken sehr oft eine Sprache den Haupteinfluss. Meistens ist das die Sprache des Besitzers. Das passiert auch in polnischen Banken mit Fremdkapitaleinfluss, wo Informationen und Dokumente in Fremdsprachen vorbereitet werden. Die Angestellten müssen die fremdsprachigen Unterlagen verstehen und beachten.

Wir dürfen auch nicht vergessen, dass alle Branchen eine charakteristische Lexik und Grammatik haben. Es sollte auch erwähnt werden, dass die Grenzen zwischen den Branchen nicht präzise verlaufen, weil die Industrien und Arbeiter ineinander greifen. Die typischen Wörter und Wendungen, die in der Arbeit benutzt werden, existieren hauptsächlich in der mündlichen Form. Es gibt keinen Platz für lange Wendungen.

Der Einfluss auf die Sprache kann durch Entlehnungen beobachtet werden. Die Sprache der Wirtschaftswissenschaftler, Geschäftsleute, Bankbeamten steht unter deutlichem Einfluss von Fremdwörtern (Bielenia-Grajewska, 2009). Der neue Fremdwortschatz und die Entlehnungen sind heutzutage die wichtigsten lexikalischen Innovationen. In der Wirtschaft und auch im Bankwesen ist der Import

von *Lexemen*, d.h., das Fremdwort ist ohne Änderung im Polnischen anzutreffen, sehr typisch. Die Gründe dafür sind sehr verschieden. Eine Ursache ist mit dem Sprachbewusstsein der Sprecher verbunden. Die Leute, welche die *Bankensprache* benutzen, können sehr oft Englisch; das ist in der internationalen Kommunikation unumgänglich. Fremdwörter sind auch modisch. Sowie in der polnischen als auch in vielen anderen Sprachen können wir die Präsenz von Wörtern beobachten, die vom Englischen her mit *-ing* enden. Zum Beispiel haben wir *consulting, fixing, forfaiting, hedging rating* und *revolving*.

Fremdwörter im Bankwesendiskurs

Die Mehrsprachigkeit können wir am Beispiel einer Bank erörtern. Am Anfang müssen wir betonen, dass Englisch die internationale Sprache im Bankwesen ist. Die Menschen benutzen Englisch sehr oft auch in unserer Muttersprache. Ich möchte mit der Deutschen Bank anfangen. Hier finden wir englische Namen, wie: *Asset Management* oder *Corporate und Investment Banking*. Im zweiten Beispiel zeigt nur das Wort *und*, dass die Produkte für die deutsche Klientel bestimmt sind. Die englischen Namen existieren sehr oft in Services moderner Technologie. Nennen wir etliche Beispiele: *Online Banking, Telefon Banking, Banking Terminal, Brokerage, Banking Software*.

Wir können zum Vergleich auch die polnische Webseite derselben Bank heranziehen. In der polnischen Fassung können wir auch viele englische Wörter beobachten. Die Services werden als *Cash Management* und *Global Trade Management* bezeichnet.

Es gibt ein Exemplar einer Abteilung – *Dział* (Abteilung) *Interest and Currency Management*.

Ein Teil ist polnisch und der andere englisch. Die nächste Abteilung hat auch einen interessanten Namen – *Dział Powierniczy* (*Custody*). Der Name ist in Polnisch, wird aber auch von Personen, die den Service in anderen Ländern benutzen, ohne Probleme begriffen. Die Wörter, die die Namen der Firmen bilden, wie z.B. bei der Deutschen Bank, sind auch meistens auf Englisch oder englische Wörter sind ein wichtiger Bestandteil bei der Namensbildung. Ich nenne hier einige Beispiele: *Deutsche Asset Management, DIL Polska Real Estate Leasing Sp z oo, DBG Eastern Europe Polska sp zo.o, DB Securities, Deutsche Bank PBC*. Die deutsche Herkunft der Deutschen Bank kann im Namen *DIL Polska Baumanagement sp z o.o* beobachtet werden. Die Verwendung englischer Wörter ist sehr gängig bei neuen Bankprodukten, wie *DB Absolute Return Strategies*, die mit *hedge fond* verbunden sind.

Zusammenfassung

In unserer Zeit kommt der Mehrsprachigkeit in der Arbeitswelt eine wichtige Rolle zu. Dies können wir beobachten, wo Menschen aus verschiedenen Kulturen und Sprachen arbeiten. Sie sind gezwungen, ein Mittel zu finden, um die Kommunikation

zu verbessern. Ist englisch die Sprache des Unternehmens, dann sind die Termini ebenfalls meist in englisch oder Englisch wird auch intern-gesprochen. Die Popularität von Anglizismen ist auch mit der Länge der Wörter verbunden. Die meisten englischen Wörter sind ziemlich kurz. Aber es ist nicht nur die Sprache, sondern auch die Kultur, die effektive Kommunikation beeinflusst. Ebenfalls wichtig ist, dass alle Elemente, wie Betriebsklima oder Persönlichkeit der Mitglieder, den Erfolg oder die Niederlage der internen Kommunikation und folglich die ökonomische Situation des Unternehmens determinieren.

Bibliographie:

- BENTELE, G., WILL, M., 2008, Public Relations, in: Meckel M./Schmid B.F./ (Hrsg.), Unternehmenskommunikation. Kommunikationsmanagement aus Sicht der Unternehmensführung, Wiesbaden, S. 153-185.
- BIELENIA-GRAJEWSKA, M., 2009, The Role of Metaphors in the Language of Investment Banking, in: Bocanegra Vale A./ White M./ (Hrsg.), Iberica, Special Issue on Metaphor and LSP, Castelló, S. 139-155.
- GESTELAND, R.R., 2000, Różnice kulturowe a zachowania w biznesie, Warszawa.
- HERINGER, H. J., 2004, Interkulturelle Kommunikation, Tübingen.
- HUCK, S., 2007., Internationale Unternehmenskommunikation, in: Piwinger M./Zerfass A./ (Hrsg.), Handbuch Unternehmenskommunikation, Wiesbaden, S. 891- 906.
- HUGENBERG, H., WULF, T., 2005, Grundlagen der Unternehmensführung, Heidelberg.
- NEUMANN, R., ROSS, A., 2007, Manager oder Messias? Führung, HR-Kommunikation und Auftritte von Spitzenmanagern, in: Dörfel, L./ (Hrsg.), Interne Kommunikation. Die Kraft entsteht im Maschinenraum, Berlin, S. 47-60.
- REUTER, E., SCHRÖDER, TIITTULA, L., 1991, Zur Erforschung von Kulturunterschieden in der internationalen Wirtschaftskommunikation, in: Müller, B.D./ (Hrsg.), Interkulturelle Wirtschaftskommunikation, Bamberg, S. 93-121.
- SCHMID, B.F, LYCZEK, B., 2008, Die Rolle der Kommunikation in der Wertschöpfung der Unternehmung, in: Meckel M./Schmid B.F./ (Hrsg.), Unternehmenskommunikation. Kommunikationsmanagement aus Sicht der Unternehmensführung, Wiesbaden, S. 5-133.
- <http://www.gouvernement.lu/>
- http://www.db.com/de/content/company/privatkunden_und_asset_management.htm
- <http://www.deutsche-bank.de/index.htm>
- <http://www.deutsche-bank-pbc.pl/>
- http://www.db-polska.pl/176_207.htm
- http://www.db.com/poland/content/pl/dil_polska_real_estate_leasing_sp_z_oo.htm
- http://www.deutsche-bank-pbc.pl/content/pdf/press_release/10_lat_db_w_polsce.pdf
- http://www.db.com/poland/dil_polska_baumanagement_sp_z_oo.htm
- http://www.db.com/presse/en/content/press_releases_2006_3157.htm?month=5

Iwona Bartoszewicz



Lexikalische Merkmale der politischen Kommunikation am Beispiel des politischen Schlagwortes „Brücken bauen“

Das Kulturerbe kann durch Vertreter verschiedener nationalen Gruppen als gemeinsames, übernationales Gut anerkannt werden, wenn eine ganz besondere Bedingung erfüllt wird: wenn diesen Prozesses politische, vor allen Dingen aber mental bedingte Grenzen nicht stören. Im vereinten Europa, wo die Grenzen zwischen einzelnen Staaten zum Glück jetzt für die älteren Generationen als unangenehme Erinnerung an schlimme Zeiten und für die jüngeren als unverständliche Einschränkung der privaten Freiheit gelten, gibt es leider immer noch andere Barrieren, die den ungezwungenen Austausch von Informationen und Empfindungen ins Stolpern bringen: Es sind zwar auch in Fakten, vor allem aber in einseitigen, emotional geprägten Interpretationen bestimmter Ereignisse verankerte Vorurteile, Stereotypen und peinliche Erinnerungen, die bestimmte Menschengruppen so und nicht anders betrachten lassen.

Solche nicht in der realen Welt bestehenden Grenzen lassen sich wenigstens zum Teil überwinden, was zahlreiche Vorbilder belegen, aber dazu braucht man auf beiden Seiten den guten Willen und die Bereitschaft, kooperativ den zufriedenstellenden Konsens zu erarbeiten. Diesen kann man zwar niemand aufzwingen, aber dafür kann durch entsprechende politische Handlungen, die in ihrer Art immer persuasiv sind, der günstige Boden (bzw. sein Gegenteil) geschaffen werden. Dem Zeitfaktor fällt in diesem Prozess eine ganz besondere Rolle zu.

Zum Beispiel die Breslauer von heute, Kinder und Enkelkinder der einstigen Einwanderer unter anderem aus den nach dem II. Weltkrieg verlorenen polnischen Gebieten jenseits des Bugs, fühlen sich verantwortlich sowohl für das kulturelle Erbe ihrer Vorfahren, die sich damit voller Angst auf ihre erzwungene Reise ins unbekannte und grausam Fremde machen mussten, als auch für die Kultur der Gebiete, auf welchen es ihnen zuteil geworden ist, ihr Leben zu führen, die sie jetzt als ihre Heimat empfinden. Um sich an einem Ort zu Hause zu fühlen, muss man seinen Platz in der Kette der aufeinander folgenden Generationen und nationalen Gruppen finden und akzeptieren sowie seine eigene Rolle im Gefüge der kulturellen Zusammenhänge erkennen können und das war in Niederschlesien erst nach der Wende möglich.

Die neue politische Situation wirkte sich auf das Erkennen der eigenen Identität der Niederschlesier stimulierend aus. So ist der Anteil der Politik am Schaffen neuer Betrachtungsperspektiven verschiedener Probleme nicht zu unterschätzen. An dieser Stelle muss unbedingt hinzugefügt werden, dass ‚neu‘ nicht unbedingt als ‚besser‘, vielmehr aber als ‚anders‘ interpretiert werden sollte.

Unter vielen sprachlichen Schemata, nach welchen wir aus verschiedenen Gründen in verschiedenen Situationen greifen, gibt es solche, die die sog. politische Kommunikation¹ mitgestalten und als Elemente des politischen Sprachgebrauchs anzusehen sind. Der politischen Kommunikation fällt im Prozess der symbolischen Auseinandersetzung mit politisch schwierigen Problemen eine ganz besondere Rolle zu. Abgesehen davon, ob wir hier das Bestehen der sog. politischen Sprache bestätigen oder es bestreiten, was den Gegenstand einer schon im Kreis der Politolinguisten wenigstens zwei Jahrzehnte dauernden Auseinandersetzung bildet², müssen wir und auch sollten wir beachten, dass bestimmte Einheiten der Allgemeinsprache, darunter eine zählbare Menge von Einzelwörtern und von unterschiedlich komplexen festen Phrasen (Sätze werden hier und auch in der politolinguale Fachliteratur als Grenzfall betrachtet und daher aus den weiteren Überlegungen ausgeschlossen) in den Texten, die die politische Kommunikation und im nächsten Schritt die thematisch kohärenten politischen Diskurse entstehen lassen, dort anders als in anderen Kommunikationssituationen verwendet und rezipiert werden. Diese speziellen Formen des Ausdrucks, den im Rahmen der politischen Kommunikation bestimmte Bedeutungen zukommen, bilden den sog. politischen Schlagwortschatz³.

Das politische Schlagwort definieren wir als Einzelwort oder Phrase, die im politischen Sprachgebrauch funktioniert. Girnth schreibt in diesem Fall vom ‚politischen Lexikon‘, das einen „für die Sprachverwendung in der Politik relevanten lexikalischen Teilausschnitt des Gesamtwortschatzes“ (2002:47) ausmacht. Das politische Lexikon

¹ Gerhard Strauß, Ulrike Haß und Gisela Harras beschreiben drei Teilbereiche der politischen Kommunikation, wobei sich die Autoren nach der Art. der Relation richten, die zwischen den entsprechenden politischen Institutionen und ihren Interaktanden besteht: a) institutionsinterne Kommunikation, die zwischen verschiedenen Institutionen erfolgt und thematisch mit den Funktionieren dieser Institutionen verbunden ist; b) institutionsexterne Kommunikation, wobei es sich hier um Kontakte zwischen den Institutionen und den Bürgern handelt. Im Rahmen dieser Art Kommunikation werden dem Empfänger die Regeln und Grenzen der sozialen Ordnung kommuniziert, die für eine bestimmte Gemeinschaft gelten; c) Kommunikation zwischen Politikern, Parteien und der Öffentlichkeit; Es handelt sich dabei vor allen Dingen darum, Meinungen und politische Entscheidungen der potentiellen Wählerschaft zu gestalten, zu festigen bzw. zu ändern. (1989:30). Der letzte der hier genannten Bereiche wird gewöhnlich mit der eigentlichen Politik identifiziert.

² Vgl. dazu Mikołajczyk 2004.

³ Burkhardt macht dabei einen interessanten Typologievorschlag und unterscheidet: Zeitgeistwörter, Ideologie- oder Konzeptwörter, die sowohl als Fahnen- als auch als Stigmawörter gebraucht werden können. Dann gibt es Programmwörter, Tendenzwörter, Hochwertwörter, Stichwörter und Themawörter (Burkhardt 1996:92).

gliedert Girth nach Klein (1989) weiter nach typischen Verwendungsbereichen in vier Gruppen: Institutionsvokabular, Ressortvokabular, allg. Interaktionsvokabular und Ideologievokabular (2002:50). Das, womit es der durchschnittliche Bürger am meisten zu tun hat, womit die politischen Gruppierungen zu verschiedenen Sachverhalten Bezug nehmen und womit sie um die Stimmen der Wähler kämpfen, ist eben das Ideologievokabular. Seine Komponenten weisen nach Girth (2002:51) drei Merkmale auf, die sich aus ihren Funktionen ergeben: sie bezeichnen etwas (denotative Merkmale), bewerten etwas (evaluative Merkmale) und sie fordern zu etwas auf (deontische Merkmale – nach Hermanns 1989). Eben wegen der zwei letztgenannten Merkmale sind sie besonders geeignet, als Mittel der politischen Propaganda gebraucht zu werden. Die erstgenannte, denotative Funktion vieler Bestandteile des politischen Schlagwortschatzes ist auf die Elemente der nicht-materiellen, mentalen, ideologisch geprägten Realität zu beziehen. Girth unterscheidet im Rahmen des Ideologievokabulars Symbolwörter und sie haben „die Funktion, die komplexe Wirklichkeit, vereinfachend, man könnte auch sagen verdichtend, darzustellen“ (2002:52). Wir können sie nach Kotarbiński (1955) Hypostasen nennen, weil sie Begriffe vergegenständlichen. Logisch genommen sind sie als Denkfehler zu betrachten.

Girth schreibt weiter: „Das Symbolwort teilt seine Funktion, die komplexe Wirklichkeit zu reduzieren und emotional zu wirken mit dem Schlagwort“ (2002:52). In der politischen Kommunikation ermöglicht es, komplexe sprachliche Handlungen, Strategien mit persuasivem Charakter zu konstruieren (z.B.: das intendierte Stereotypisieren bestimmter Situationen, Prozesse, Handlungen durch die Reduzierung von Merkmalen, die absichtlich und arbiträr als nebensächlich eingestuft werden; das Schaffen einer durch Sprache gesetzten, präparierten und nicht selten trivialisierten Scheinwelt – Virtualität als Merkmal der Denotation vom politischen Wortschatz) (Bartoszewicz 2000:67). Die Elemente des Ideologievokabulars bewerten die notierten Sachverhalte nach der Absicht der Sender (Politiker) positiv oder negativ und daher lassen sich gliedern in *Miranda* – Fahnenwörter und *Anti-Miranda*⁴ – Stigmawörter (Girth 2002:55).

Kaempfert versucht in seinem sehr interessanten Artikel das Wortfeld von ‚Schlagwort‘ zu bestimmen. Dazu gehören im Deutschen die folgenden Begriffe: *Schlager*, *Losungswort*, *Schlaggedanke*, *Stichwort*, *Klischee*, *Stereotyp*, *Phrase*, *Gemeinplatz*, *Leerformel*, *Worthülse* (Kaempfert 1990:192-197) In einer postkartesianischen, rationalistisch orientierten abendländischen Kultur werden sie misstrauisch behandelt, was Kaempfert auf die folgende Art und Weise kommentiert: „Nicht das Schlagwort, das aus den argumentativen und persuasorischen Bedürfnissen einer Kommunikationsgesellschaft erwachsene, ist etwas Verwerfliches, etwas Geist- und Gedankenloses – aber es gibt offenbar ebenso einen verwerflichen, gedankenlosen Gebrauch von ihm, wie es einen intellektuell redlichen gibt. Mit dem Schlagwort ist – für den rationalen, verantwortlichen Diskurs – eine kommunikative Verwendungsregel gegeben,

⁴ Pisarek nennt sie *Miranda* und *Kondemnanda* (Pisarek 2002).

die besagt, dass wer es immer anwendet, in der Lage und bereit sein muss, dessen Inhalt zu explizieren und die damit verbundene Wertung zu begründen, mit anderen Worten: Rechenschaft abzulegen“ (1990:202).

Diese Ausführungen werden der Phrase *Brücken bauen* gewidmet. In den uns zugänglichen allgemeinen Wörterbüchern des Deutschen⁵ wurde sie als Phraseologismus weder unter *Brücke* noch unter *bauen* vermerkt. Im Duden (Bd. 2 1988:127) finden wir zwar die Phrase *Brücken bauen*, aber in diesem Fall als eine der möglichen Kollokationen von *bauen* in seiner wörtlichen Bedeutung: „etwas nach einem Plan (aus Einzelteilen) zu einem Ganzen zusammenfügen, errichten, anlegen: Städte, eine Brücke (aus Stahl und Beton), einen Staudamm, eine Eisenbahnlinie, neue Autobahnen bauen“.

Es gibt viele feste Phrasen mit dem Lexem *Brücke* als zentralem Element, die die Kriterien des Phraseologismus erfüllen⁶, d.h. das der Idiomatizität, der Stabilität, und dazu noch lexikalisiert werden. Zu erwähnen wären hier folgende Phraseologismen:

- die/alle *Brücken* (hinter sich) abbrechen = alle Beziehungen abbrechen; sich von allen bisherigen Bindungen endgültig lösen;
- jmdm. eine (goldene) *Brücke* / (goldene) *Brücken* bauen = jmdm. ein Eingeständnis, das Nachgeben erleichtern, die Einigung eines Vorteils (die Versöhnung) leicht machen. Verkürzt aus der alten Kriegsregel ‚dem Feind goldene *Brücken* bauen‘ etwa im Sinne von ‚ihm den Rückzug erleichtern‘;
- über die *Brücke* gefahren sein = verwässert, gefälscht sein (auf Wein und Bier bezogen). Euphemismus (?) für ‚mit Flusswassern getauft sein‘;
- auf diese *Brücke* gehe ich nicht = dieser Behauptung traue ich nicht;
- sich mit der *Brücke* zudecken = unter einer Brücke nächtigen. (Duden Bd. 2 1988; Küpper 2000: 134–135) .

Die hier untersuchte Wortgruppe *Brücken bauen* scheint somit – und das ist unsere These – nur zwei der oben besprochenen Kriterien des Phraseologismus zu erfüllen: das der Idiomatizität und der Stabilität, was wir im Weiteren zu beweisen hoffen. Obwohl sie, wenigstens in dieser Form, nicht lexikalisiert wird, ist sie im deutschen und im polnischen Sprachraum nicht unbekannt, wovon bestimmte Tatsachen zeugen:

1. Sie erscheint besonders oft in einer thematisch abgrenzbaren Gruppe von Texten. Diese Texte beteiligen sich z.B. am deutsch-polnischen politischen Diskurs zur deutsch-polnischen Versöhnung (vgl.: Bartoszewicz 2000; 2002; 2003; 2006). Diese Phrase taucht dort in der gleichen Form und in der Regel in einem bestimmten, politischen bzw. politisch geprägten Kontext auf, was so zu interpretieren ist, dass sie dem mentalen Lexikon sowohl der deutschen als auch der

⁵ Als Quellen nenne ich hier die folgenden Lexika: Büchmann 1986; Duden. Bd. 1 1996; Duden. Bd. 2 1988; Küpper 2000; Röhrich 2000; Wander 1987.

⁶ Vgl. dazu u.a. Fleischer/Helbig/Lerchner 2001:109–144.

polnischen Sprache (vielleicht auch anderer Sprachen in Europa) angehört. Wir können annehmen, dass auf sie nicht verbal, in einer ikonischen Form angespielt wird (Euroscheine, das Bild auf dem Umschlag von Vogt/Sokol/Tomiczek 2004 – der Autor Bedřich Glaser), was hier im Weiteren verifiziert wird. Manchmal wird sie verbal ausgedrückt und gleichzeitig durch eine Visualisierung begleitet, z.B. auf dem Umschlag des Buches von Nossol 2002).

2. Diese Wortgruppe wird meistens in solchen Kontexten gebraucht, die den Versöhnungsprozess oder den Prozess der Integration bestimmter Menschengruppen, Völker/Nationen in bestimmte politisch-wirtschaftliche Strukturen, z.B. in die Europäische Union oder eine gewisse Annäherung zwischen einst zerstrittenen/verfeindeten Menschen/Menschengruppen/Völkern betreffen.

Für die Phrase *Brücken bauen* finden wir im Deutschen auch eine andere, sinnverwandte Wortgruppe: *Brücken schlagen*. Diese Sinnverwandtschaft scheint ziemlich nah zu sein, wovon die folgenden Beobachtungen zeugen:

- Diese Phrase hat beim Stichwort *Brücke* sowohl eine nicht idiomatische Grundform (vgl. Duden Bd. 2 1988:179): „eine Brücke über einen Fluss schlagen“ als auch eine andere, idiomatisierte und lexikalisierte: „eine Brücke von der Vergangenheit in die Zukunft schlagen; der Sport schlägt Brücken zwischen den Völkern“.
- Dieser Phraseologismus wird auch in nicht-politischen Kontexten gebraucht, wovon u.a. der Titel eines Berichtes von Blühdorn (2003:33) über ein Kolloquium, das durch das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim im Dezember 2002 organisiert worden ist: „Kolloquium *Brücken schlagen. Zur Semantik der Konnektoren*“
- Die Phrase *Brücken schlagen* erscheint unter den uns zugänglichen Belegen mehrere Male⁷ und wird dort übertragen im Sinne und in der Funktion von *Brücken bauen* gebraucht.
- Im Kontext der deutsch-polnischen politischen Beziehungen wurde sie z.B. durch den damaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder in seiner Rede vor beiden Kammern des polnischen Parlaments in Warschau am 6. Dezember 2000 gebraucht: „Wir erinnern uns an die Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrags vom 7. Dezember 1970. Der Vertrag von Warschau, so sagte es damals Willy Brandt in einer Fernsehansprache, sollte *einen Schlusstrich setzen unter Leiden und Opfer einer bösen Vergangenheit*. Er sollte *eine Brücke schlagen zwischen den beiden Staaten und Völkern*. Wir sehen uns heute vor der Vollendung eines wichtigen Teilstücks für eine weitere solche Brücke.“⁸ An einer anderen Stelle desselben

⁷ Dazu gehören politische Texte unterschiedlicher Art: Ansprachen, Erklärungen, Presseartikel, die einer politolinguistischen Analyse unterzogen wurden. Vgl. dazu Bartoszewicz 2000, 2002, 2003, 2006.

⁸ Vgl. auch die Rede von dem ehemaligen Bundesminister Joseph Fischer vor dem Deutschen Bundestag am 21.06.2001: „Wichtige *Brücken* über den Abgrund der Geschichte *waren* allerdings bereits zuvor *geschlagen worden*, so etwa durch die ausgestreckte Hand zur Versöhnung der polnischen Bischöfe von 1965, dann vor allem durch Willy Brandts Ostpolitik und seinen historischen Besuch

Textes erwähnt der ehemalige Bundeskanzler gleichzeitig bestimmte Einrichtungen, die die Entwicklung der deutsch-polnischen Partnerschaft auch auf der interpersonalen Ebene beschleunigen: „Neue Brücken, Strassen und Grenzübergänge haben neue Verbindungen eröffnet.“ Der Gebrauch des Plurals in den drei erstgenannten Nomina ist sicher das Anzeichen eines politischen Optimismus oder dient persuasiven Zwecken. Im zweiten der hier angeführten Zitate handelt es sich ohne Zweifel um wörtlich gemeinte Brücken, die propagandistische Konstrukte entstehen lassen.

Wenn wir jetzt annehmen dürfen, dass wir es im Fall der Phrase *Brücken bauen* mit dem politischen Schlagwort zu tun haben, sollten wir den letzten Teil der vorliegenden Ausführungen dem Problem der sekundären Motivierung dieser Phrase widmen. Hierbei müssen wir uns wie üblich auf eine Legende verlassen, die beim Mangel an sicheren Belegen, gewissen Wissensdefiziten entgegenkommt. Kreisau (poln. Krzyżowa, ein Dorf in der Nähe von Świdnica – Schweidnitz und Wrocław – Breslau in Polen), ehemaliges Landgut der Familie von Moltke, wurde nach der durch den Erzbischof Alfons Nossol im November 1989 zelebrierten Messe, während welcher es zur symbolischen Versöhnung zwischen dem Bundeskanzler Kohl und dem polnischen Ministerpräsidenten Mazowiecki im Namen der Völker, die sie vertraten, gekommen ist, zum Zentrum der Begegnungen zuerst zwischen Deutschen und Polen und dann, seit dem Jahr 1998, als dort nach der gründlichen Renovierung des ganzen Gebäudekomplexes die ‚Internationale Jugendbegegnungsstätte Kreisau‘ eröffnet wurde, zwischen Vertretern verschiedener nationaler Gruppen. Zum Gebäudekomplex der Begegnungsstätte gehört das schon in den Zeiten der Begegnungen der Vertreter des sog. ‚Kreisauer Kreises‘ nicht mehr benutzte Gutshaus. Die Beratungen der Widerstandsgruppe fanden aber in einem etwa 500 m entfernten, kleinen Berghaus statt. Wer heute diese Begegnungsstätte besucht und die Geschichte des ‚Kreisauer Kreises‘ kennenlernen will, sollte auch das Berghaus besuchen und zu diesem Zweck den nicht besonders breiten Fluss Pełcznica überqueren. Darüber führt eine bescheidene, aber für diese Überlegungen wichtige *Holzbrücke*. Sie wurde in den Renovierungszeiten zusammen von deutschen und polnischen Jugendlichen *gebaut*. Eben diese Tatsache und nicht der Ort mit seiner Geschichte an sich kann sich für unsere Zwecke als interessant erweisen, denn in Polen werden die in Deutschland unternommenen Versuche, die Bedeutung der wenigen innerdeutschen Widerstandsgruppen aufzuwerten, mit Verständnis aber auch skeptisch wahrgenommen.

Die deutschen und die polnischen Mitarbeiter der Jugendbegegnungsstätte sind davon überzeugt, dass die Karriere des politischen Schlagwortes der Phrase *Brücken bauen* auch in ihrer nominalisierten Form *Brückenbau* in Kreisau begonnen hat. Die gemeinsame deutsch-polnische Initiative, die beiden Ufer der Pełcznica mit

in Warschau im Dezember 1970 und durch den Vertrag über die Bestätigung der gemeinsamen Grenze von 1990.“

einer Brücke zu verbinden, motiviere diese Wortgruppe. Erzbischof Alfons Nossol spielte darauf in seiner Predigt während des bereits erwähnten Gottesdienstes in Kreisau an, die nicht nur im religiösen vielmehr aber auch im politischen Kontext der deutsch-polnischen Beziehungen als maßgebend zu interpretieren ist: „Gerade hier, in diesem Teil von Schlesien, dem ohnedies eine *Brückenfunktion* bei der Festigung der Aussöhnung zwischen unseren beiden Völkern zukommen müsste, hat doch das Ringen um eine menschlichere und friedevollere Welt, frei von Hass und Lüge, begonnen“ (vgl. Bartoszewicz 2000:332; auch Nossol 2002). Das lässt uns feststellen, dass im politischen Sprachgebrauch noch eine andere Variante der oben erwähnten Phrase funktioniert. Diese Variante beruht auf dem Schema *etwas ist Brücke zwischen etwas* bzw. *etwas erfüllt die Brückenfunktion*.

Die erste der hier genannten Wortgruppen finden wir nicht nur in den Ansprachen der deutschen und polnischen Politiker in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die so vor allem die nationalen Minderheiten bezeichnen (Bartoszewicz 2000:302), sondern auch in anderen politischen Texten, wie z.B. die Resolution des Deutschen Bundestages vom 29. Mai 1998: „Vertriebene, Aussiedler und deutsche Minderheiten *sind eine Brücke zwischen* den Deutschen und ihren östlichen Nachbarn“, die wesentlich zur Verschlimmerung der offiziellen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen osteuropäischen Nachbarn beigetragen hat (vgl. Bartoszewicz 2003).

Im politischen Sprachgebrauch werden diese Phrasen wenigstens in den hier analysierten Texten positiv konnotiert und durch eine bestimmte Gruppe von politischen Schlagwörtern begleitet, wie etwa: *Integration, Annäherung, Dialog, Europa, das vereinte Europa, europäische Werte, Weimarer Dreieck, Versöhnung, Aussöhnung, Nachbarschaft, gute Nachbarschaft, Vergebung* (Bartoszewicz 2000:299), die ihre positive Konnotation betonen.

Anhand der bisherigen Überlegungen können wir feststellen, dass obwohl die übertragen gebrauchte Wortgruppe *Brücken bauen* wegen ihrer beträchtlichen Frequenz im politischen Sprachgebrauch der letzten Jahre auffällt, doch lassen sich auch andere Phrasen mit dem Kern *Brücken/ Brücke* oder Determinativkomposita⁹ finden, in welchen das Morphem *Brücken/ Brücke* die Funktion des Bestimmungswortes übernimmt. Wir können im Weiteren annehmen, dass es sich in diesem Fall um eine Gruppe von sinnverwandten politischen Schlagwörtern handelt, die als eines der charakteristischen Elemente des politischen Sprachgebrauchs nicht nur im deutsch-polnischen politischen Diskurs betrachtet werden können. Hoffen wir nur, dass es sich in diesem Fall um Fahnen- bzw. Programmwörter und nicht lediglich um Zeitgeistwörter handelt.

⁹ Dazu gehören: *Brücken schlagen, etwas ist eine Brücke zwischen etwas* (z. B. Minderheiten), *etwas erfüllt die Brückenfunktion*.

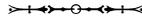
Bibliographie:

- BARTOSZEWCZ I., 2003, Der Agon in der Politik am Beispiel einer Resolution des Deutschen Bundestages vom 29. Mai 1998 auf Antrag der Fraktion der CDU/CSU und F.D.P. und der Erklärung des Sejms der Republik Polen vom 3.07.1998 zu dieser Resolution. Ein Beitrag zur Rhetorik des politischen Textes, in: Convivium, S. 213-233.
- Bartoszewicz I., 1999, Form und Funktion der politischen Denk- und Ausdrucksschemen in den Reden von Herzog, Bartoszewski und Kohl. Ein Interpretationsversuch, in: Orbis Linguarum 12, S. 241-259.
- BARTOSZEWCZ I., 2000, Formen der Persuasion im deutsch-polnischen politischen Dialog. Untersuchungen zu politischen Reden zwischen 1989 und 1995, Wrocław.
- BARTOSZEWCZ I., 2006, Komunikacja polityczna a dyskurs polityczny. Miejsce „Apelu Berlińskiego” z 6 września 1998 r. w polsko-niemieckim dyskursie o winie, in: Kamińska-Szmaj I./Piekota T./Zaśko-Zielińska M. (Hrsg.), Oblicza komunikacji 1. Perspektywy badań nad tekstem, dyskursem i komunikacją, Bd. I, Kraków, S. 305-317.
- BARTOSZEWCZ I., 2003, Pojednanie polsko-niemieckie 1989-1995 w ujęciu lingwistycznym, in: Rozprawy Komisji Językowej WTN XXIX, Wrocław, S. 17-25.
- BARTOSZEWCZ I., 2004, Status słów sztandarowych w języku polityki, in: Kiedroń S./Kowalska-Szubert A. (Hrsg.), Thesaurus polyglottus et flores quadrilingues. Festschrift für Stanisław Prędota zum 60. Geburtstag, Wrocław, S. 15-29.
- BARTOSZEWCZ I., 2002, Topoi der deutsch-polnischen Versöhnung, in: Wiesinger P. (Hrsg.), Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000 „Zeitwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert“, Bd. III, Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Oxford, Wien, S. 337-342.
- BLÜHDORN H., 2003, Kolloquium „Brücken schlagen. Zur Semantik der Konnektoren“, in: Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache 1, S. 33.
- BÜCHMANN G., 1986, Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes, 35. Auflage. Bearbeitet von Winfried Hofmann, Frankfurt/M., Berlin.
- BURKHARDT A., 2005, Das Parlament und seine Sprache. Studien zu Theorie und Praxis parlamentarischer Kommunikation, Berlin-New York.
- BURKHARDT A., 1996, Politilinguistik. Versuch einer Ortsbestimmung, in: Klein J./Diekmannshenke H. (Hrsg.), Sprachstrategien und Dialogblockaden. Linguistische und politikwissenschaftliche Studien zur politischen Kommunikation (=Sprache, Politik, Öffentlichkeit 7), Berlin-New York, S. 75-100.
- BUSSMANN H., 1990, Lexikon der Sprachwissenschaft, Stuttgart.
- DUDEN, Band 1, 1996, Die deutsche Rechtschreibung, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- DUDEN, Band 2, 1988, Stilwörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim/ Wien/Zürich.
- FLEISCHER W./HELBIG G./LERCHNER G. (Hrsg.), 2001, Kleine Enzyklopädie: Deutsche Sprache, Frankfurt/M.
- GIRNTH H., 2002, Sprache und Sprachverwendung in der Politik. Eine Einführung in die linguistische Analyse öffentlich politischer Kommunikation, Tübingen.

- HERMANN F., 1989, Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, in: Klein J. (Hrsg.), Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung, Opladen, S. 69-149.
- KAEMPFERT M., 1990, Die Schlagwörter. Noch einmal zur Wortgeschichte und zum lexikologischen Begriff, in: Muttersprache 100, S. 192-203.
- KLEIN J., 1989, Wortschatz, Wortkampf, Wortfelder in der Politik, in: Klein J. (Hrsg.), Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung, Opladen, S. 3-50.
- KOTARBIŃSKI, T., 1955, Kurs logiki dla prawników. Warszawa.
- KÜPPER H., 2000, Wörterbuch der deutschen Umgangssprache (Digitale Bibliothek Band 36), Berlin.
- MIKOŁAJCZYK B., 2004, Sprachliche Mechanismen der Persuasion in der politischen Kommunikation. Dargestellt an polnischen und deutschen Texten zum EU-Beitritt Polens, Frankfurt/M, Berlin.
- Nossol A., 2002, Brücken bauen. Wege zu einem christlichen Europa von morgen. Mit einem Vorwort von Karl Kardinal Lehmann, Freiburg/Basel/Wien.
- PISAREK W., 2002, Polskie słowa sztandarowe i ich publiczność, Kraków.
- RÖHRICH L., Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten (Digitale Bibliothek Band 42), Berlin.
- STRAUSS G./ HASS U./HARRAS G., 1989, Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist. Ein Lexikon zum öffentlichen Sprachgebrauch, Berlin-New York.
- VOGT M.TH./SOKOL J./ TOMICZEK E. (Hrsg.), 2004, Kulturen in Begegnung. Collegium Pontes Görlitz-Zgorzelec-Zhořelec 2003, Wrocław/Görlitz.
- WANDER K.F. (Hrsg.), 1987. Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk, Augsburg.
- Die angeführten politischen Texte (Quelle: Bundespresseamt)
Rede von Bundesminister Joseph Fischer vor dem Deutschen Bundestag am 21.06.2001
Rede von Bundeskanzler Gerhard Schröder vor beiden Kammern des polnischen Parlaments am Mittwoch, 6.12.2000 in Warschau



Józef Wiktorowicz



Die sprachliche Kategorisierung der Welt. Ihre Widerspiegelung in den Texten des 18. und 19. Jahrhunderts

In der strukturellen Semantik wurde das Postulat erhoben, zwischen dem linguistischen Wissen und dem enzyklopädischen Wissen strikt zu unterscheiden. Die semantische Struktur eines Wortes sollte von dem Weltwissen streng differenziert werden. Die Tatsache, dass Möwen weiß sind, gehöre nicht zum semantischen Inventar der Bedeutung „Möwe“, sondern zum Weltwissen. In der kognitiven Semantik dagegen geht man von der These aus, dass eine scharfe Trennung zwischen dem semantischen Wissen und dem enzyklopädischen Wissen nicht möglich ist. Entgegen den Behauptungen der strukturellen Semantik, in der scharfe Grenzen zwischen den Wortbedeutungen angenommen werden, nimmt man in der kognitiven Linguistik an, dass es unscharfe Grenzen zwischen den Bedeutungen gibt, dass es prototypische Merkmale gibt, die allen Vertretern einer semantischen Kategorie eigen sind, und periphere semantische Merkmale, die nur für einige Vertreter einer semantischen Klasse charakteristisch sind. Diese Auffassungen gehen auf die Theorie von Rosch und Putnam zurück.

Eng verbunden mit dem Begriff Prototyp ist der Begriff Stereotyp, die gelegentlich ausgetauscht werden; aber in der Regel versteht man unter dem Begriff Stereotyp die Gesamtheit der Vorstellungen und typischen Merkmale, die einem sozialen Phänomen zugeordnet werden. Meist spricht man von Stereotypen im Zusammenhang mit Menschen und Menschengruppen. Stereotype sind Elemente einer inneren Kategorisierung unseres Wissens in Bezug auf Menschen und soziale Gruppen. Sie helfen dem Menschen, die Fülle von Informationen über andere Menschen zu ordnen und zu systematisieren. Die Kategorisierung der Welt mit Hilfe von Stereotypen führt zur Entstehung eines sprachlichen Weltbildes, d.h. mit Hilfe von sprachlichen Einheiten und Denkstrukturen, die den sprachlichen Stereotypen über andere Menschen zugrunde liegen, konstruieren wir in unserem Bewusstsein ein Weltbild, das unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit prägt und zum Teil auch unser Denken beeinflusst, so dass gelegentlich das sprachliche Weltbild als eine Art sprachliche Zwischenwelt zwischen der Sprachgemeinschaft und der außersprachlichen Wirklichkeit betrachtet wird. Allerdings kann man nicht behaupten, dass das sprachliche

Weltbild unser Denken entscheidend beeinflusst. Man soll vielmehr davon ausgehen, dass die sozialen Faktoren unser Denken prägen und somit zur Entstehung von bestimmten Denkstrukturen führen, mit deren Hilfe wir die außersprachliche Wirklichkeit kategorisieren. Die sich verändernden sozialen Bedingungen können dazu führen, dass sich unsere Denkstrukturen im Laufe der Zeit ändern, so dass das sprachliche Weltbild, das in den Texten zutage tritt, Wandlungen unterworfen ist und bestimmte Bestandteile des sprachlichen Weltbildes verändert werden.

Im Folgenden soll veranschaulicht werden, wie sich die Bedeutungen einiger Wörter in der deutschen Sprachgeschichte verändert haben. Dabei werden die Bedeutungen sehr weit als Erkenntnisstrukturen aufgefasst, in denen nicht nur rein sprachliche Elemente, sondern auch Elemente unseres Weltwissens enthalten sind, die durch Denkstrukturen der Sprachgemeinschaft determiniert werden. Anhand von zahlreichen Beispielen aus den Texten des 18. und 19. Jahrhunderts will ich demonstrieren, wie sich die Bedeutungen parallel zu den Veränderungen in den Denkstrukturen verändern.

Die Analyse der Beispiele kann uns wesentliche Erkenntnisse in die Veränderungen in den sozialen Strukturen liefern, die wiederum zu den Veränderungen in unseren Wissenssystemen führen, oder wie es Fritz Hermanns formulierte, zu den Veränderungen in der Mentalität von sozialen Gruppen. Über die Analyse des Wandels im Sprachgebrauch der sozial relevanten Wörter können wir einen Einblick in den Wandel des sprachlichen Weltbildes gewinnen.

Gegenstand meiner Analyse sind die Wörter, die weibliche und männliche erwachsene Personen bezeichnen. Solche Wörter, wie *Frau*, *Weib*, *Mann*, werden im Hinblick auf adjektivische Kollokationspartner untersucht. Ich will zeigen, mit welchen adjektivischen Bestimmungen die behandelten Substantive am häufigsten erscheinen. Zunächst möchte ich aber ein literarisches Beispiel anführen, das einen Ausschnitt aus dem sprachlichen Weltbild der Frau und des Mannes sehr eindrucksvoll darstellt:

Friedrich Schiller – Die Würde der Frauen

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
 Himmlische Rosen ins irdische Leben,
 Flechten der Liebe beglückendes Band,
 Und in der Grazie züchtigem Schleier
 Nähren sie wachsam das ewige Feuer
 Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
 Schweift des Mannes wilde Kraft;
 Unstät treiben die Gedanken
 Auf dem Meer der Leidenschaft;
 Gierig greift er in die Ferne,
 Nimmer wird sein Herz gestillt;
 Rastlos durch entlegne Sterne
 Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidenen Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß;
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterluft,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die dolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Waltet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischen Thau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweit der Scyte,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehlen sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris raue Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,

Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht;
 Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
 Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
 Und vereinen, was ewig sich flieht.

Im dichterischen Gewand sind die stereotypen Auffassungen über Frau und Mann antithetisch dargestellt: Die Frau bleibt fest auf dem Boden der Realität, sorgt für das Wohl der Familie, während der Mann ein Denker und Schwärmer ist, der nach den Sternen greifen will. Die Frau ist für das häusliche Wohl der Familie verantwortlich, während der Mann eine kämpferische und unstete Natur zeigt. Sie ist die Hausfrau, er der Denker und Dichter. Dass dieses Bild auch damals im 18. Jahrhundert unter den Zeitgenossen Schillers keine allgemeine Akzeptanz fand, zeigt eine Parodie Schlegels auf das Gedicht von Schiller.

Schlegel: Schillers Lob der Frauen

Parodie.

Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,
 Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,
 Flickten zerrißene Pantalons aus;
 Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,
 Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
 Halten mit mäßigem Wochengeld Haus.

Doch der Mann, der tölpelhafte
 Find't am Zarten nicht Geschmack.
 Zum gegohrnen Gerstensaft
 Raucht er immerfort Taback;
 Brummt, wie Bären an der Kette,
 Knufft die Kinder spat und fruh;
 Und dem Weibchen, nachts im Bette,
 Kehrt er gleich den Rücken zu. u.s.w.

[Schlegel: *Scherzhafte Gedichte. Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky*, S. 479146
 (vgl. *SchlegelA-SW Bd. 2, S. 172*)]

Wenn man sich die adjektivischen Attribute anschaut, die man mit den weiblichen Personenbezeichnungen kombiniert bzw. mit dem Pronomen „Sie“, dann findet man sehr viele Belege, die zeigen, dass die Frau hübsch, anmutig, liebenswürdig und artig sein kann.

Beispiel *hübsch*:

Sie ist hübsch, und es ist mir ganz recht, daß du auf dem Schlosse eine Freundin hast.
 [Goethe: *Egmont. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 21903
 (vgl. *Goethe-HA Bd. 4, S. 396*)]

Das Mamsellchen ist hübsch genug; nur ist sie schon zu vornehm erzogen.
 [Goethe: *Die Aufgeregten. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 22294
 (vgl. *Goethe-HA Bd. 5*, S. 184)]

Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen;
 [Goethe: *Die Wahlverwandschaften. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 24596
 (vgl. *Goethe-HA Bd. 6*, S. 253)]

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Ännchen übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeitlang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden,
 [Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 27156 (vgl. *Goethe-HA Bd. 9*, S. 283)]

Es lassen sich im 18. Jahrhundert keine Belege finden, die in Kombination „Weib“ bzw. „Frau“ auf positive Verstandesqualitäten hinweisen. Mit anderen Worten können die Weiber (bzw. Frauen) und Mädchen weder klug noch weise sein. Bei etwa 5000 Belegen mit dem Adjektiv „weise“ findet man keinen Beleg, der veranschaulichen könnte, dass ein Weib weise ist. Nur in Ausnahmefällen wird belegt, dass eine Frau vernünftig denken bzw. handeln kann.

Beispiel *vernünftig*:

Gegen jedes allein äußerte sie sich vernünftig und unterhielt sich stundenlang mit ihm.
 [Goethe: *Die Wahlverwandschaften. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 24843
 (vgl. *Goethe-HA Bd. 6*, S. 400)]

Auch andere Charaktereigenschaften, wie Standhaftigkeit oder Gelassenheit, waren im 18. Jahrhundert der Frau fremd. Dafür findet man zahlreiche Kombinationen von „standhaft“ mit männlichen Personenbezeichnungen, während „standhaft“ nicht mit weiblichen Personenbezeichnungen kombiniert werden kann. Verschiedene Schicksalsschläge kann der Mann im 18. Jahrhundert standhaft ertragen, die Frau dagegen nicht.

Beispiel *standhaft*:

Frauenzimmer, die mitten im Unglück so standhaft auf Ehre hielten und meiner Verführung so beherzt widerstanden, müssen notwendig Geschöpfe der seltensten Gattung sein
 [Schiller: *Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 85349 (vgl. *Schiller-SW Bd. 5*, S. 211)]

Zitat Knigge:

Sehr wenig Weiber haben Kraft genug, das Unglück standhaft zu leiden, guten Rat in der Not zu erteilen und ihren Gatten die Bürde tragen zu helfen, die nun einmal getragen werden muß.
 [Knigge: *Über den Umgang mit Menschen. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 63911 (vgl. *Knigge-Umgang*, S. 172)]

Beim Mann scheint dagegen das Aussehen, das Äußere, keine Rolle zu spielen. Die Autoren des 18. Jahrhunderts verwenden das Adjektiv „hübsch“ bzw. „schön“ nie in Bezug auf männliche Personen. Erst im 19. Jahrhundert können die Männer auch hübsch sein. Im 18. Jahrhundert spielen dagegen positive innere Charaktereigenschaften eine wichtige Rolle bei der Beschreibung von Männern. Die Männer sind vor allem weise und vernünftig, in schwierigen Situationen reagieren sie gelassen und sie ertragen standhaft alle Schicksalsschläge und schauen zufrieden dem Tod entgegen. Neben dem Adjektiv „weise“, das sehr oft auftritt, sind die Adjektive „gelassen“ und „zufrieden“ die Lieblingswörter der Aufklärungszeit. Das Adjektiv „gelassen“ erscheint im 18. und 19. Jahrhundert insgesamt 1138 Male, während für das Adjektiv „zufrieden“ insgesamt mehr als 1700 Belege gefunden wurden.

Ein anderes Adjektiv, das bevorzugt auf Männer bezogen wird, ist das Adjektiv „rechtschaffen“. Im 18. Jahrhundert können nur Männer rechtschaffen sein, erst im 19. Jahrhundert kann man gelegentlich dieses Adjektiv auch auf Frauen verwenden.

Zitate:

Ein Rechtschaffener muß eine gründliche Erkenntnis von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß.

[*Lessing: Briefe, die neueste Literatur betreffend. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, S. 67475 (vgl. Lessing-W Bd. 5, S. 284)*]

Ihrer Güte, Ihrem Unterrichte und Ihrem Exempel habe

ich's zu danken, daß ich itzt gelassen und freudig sterben kann.

[*Gellert: Leben der schwedischen Gräfin von G**. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, S. 18997 (vgl. Gellert-W Bd. 2, S. 28)*]

»Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich dir ohne romantische Überspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages,

[*Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, S. 23350 (vgl. Goethe-HA Bd. 6, S. 104)*]

Wenn man die Attribute betrachtet, die im 18. Jahrhundert der Frau (dem Weib) zugeordnet werden, so können wir das folgende ideale Bild der Frau rekonstruieren: Eine ideale Frau ist hübsch, artig, liebenswürdig, anmutig, treu und dankbar.

Zum Bild eines idealen Mannes gehören andere Attribute, und zwar: weise, vernünftig, verständig, standhaft, redlich, rechtschaffen, gelassen und zufrieden. Diese Attribute der idealen Frau und des idealen Mannes gewinnt man auf Grund der Analyse der adjektivischen Bestimmungen, die bei den weiblichen und männlichen Personenbezeichnungen im 18. Jahrhundert auftreten.

Ein Zitat aus einem Ratgeber aus dem Jahr 1789 bestätigt im Großen und Ganzen die von mir ermittelten Attribute der Frau und des Mannes.

Ein Zitat aus Campes Werk:

Jede menschliche Gesellschaft, auch die kleinste, die aus Mann und Weib und Kindern besteht, ist ein Körper; und zu jedem Körper gehören Haupt und Glieder. Gott selbst hat gewollt, und die ganze Verfassung der menschlichen Gesellschaften auf Erden, so weit wir sie kennen, ist danach zugeschnitten, dass nicht das Weib, sondern der Mann das Haupt sein sollte. Dazu gab der Schöpfer in der Regel dem Manne die stärkere Muskelkraft, die straffern Nerven, die unbiegsamern Fasern, das gröbere Knochengebäude; dazu den größern Muth, den kühnern Unternehmungsgeist, die auszeichnende Festigkeit und Kälte, und – in der Regel meine ich – auch die unverkennbaren Anlagen zu einem größern, weiterblickenden und mehr umfassenden Verstande. Dazu ward bei allen gebildeten Völkerschaften die ganze Erziehungs- und Lebensart der beiden Geschlechter dergestalt eingerichtet, daß das Weib schwach, klein, zart, empfindlich, furchtsam, kleingeistig – der Mann hingegen stark, fest, kühn, ausdauernd, groß, hehr und kraftvoll an Leib und Seele würde.

[Campe: *Vaeterlicher Rath für meine Tochter. Gutes Benehmen: Anstandsbücher von Knigge bis heute*, S. 4454 (vgl. *Campe-Rath*, S. 22)]

Zu den prototypischen Merkmalen der Frau gehört ausdrücklich nicht das Merkmal „gelehrt“, das einzig und allein dem Mann vorbehalten ist. Campe befürwortet den ungelehrten, aber gesunden und wohlgebildeten Menschenverstand der Frauen, während gelehrte Kenntnisse nicht zu der Bestimmung einer würdigen Gattin gehören. Campe gibt zwar zu, dass es gelegentlich gelehrte Weiber gibt, aber die Gelehrsamkeit zieht für die Frauen schlimme Folgen nach sich.

Denn noch habe ich, so weit ich mich zurückerinnern kann, unter allen den Weibern, die auf die zweideutige Ehre einer ausgebreiteten Belesenheit und gelehrter Kenntnisse Anspruch machen konnten, auch nicht Eine gefunden, welche nicht mehr oder weniger in diesem traurigen Falle gewesen wäre. Alle, so viele ich ihrer jemahls kannte, waren nervenkrank; alle mußten, unter mancherlei schmerzhaften Zufällen, der Natur durch bittere Leiden, für die Uebertretung ihrer Gesetze, eine schwere Genugthuung leisten; alle waren dadurch, wenigstens abwechselnd, unglücklich und zu manchem frohen Lebensgenusse durchaus unfähig geworden. Ich darf daher, diesen meinen Erfahrungen zufolge, dreist behaupten, daß weibliche Gelehrsamkeit und Kränklichkeit, in der Regel wenigstens, unzertrennliche Gefährten sind. (Campe, Väterlicher Rat, S. 4487)

Ein anderer Vertreter der Aufklärungszeit ist empört, dass die Frauen den Anspruch auf Gelehrsamkeit erheben. Christian Friedrich Daniel Schubart schreibt: *Ganz Europa wimmelt derzeit von gelehrten Weibern. In Portugal ist der erste Dichterkopf – ein Weib; in Spanien haben Weiber eine gelehrte Gesellschaft errichtet; in Frankreich ist's Hochton unter den Damen, in den Versammlungen über Grösenlehre, Metaphysik, Naturlehre, Staatskunst, Geschichte, schöne Wissenschaften zu sprechen. (...) Was soll das Alles werden?*

Er ist empört, dass die Frauen „mit sieben Zungen reden, Verse machen, Romane schreiben, philosophieren, freigeisten,“ (...) während (wie er weiter schreibt)

..“die Kinderstube, Küche und Keller, Haus und Hof, Garten und Feld vernachlässigt wird.“

Das sprachliche Bild der Frau und des Mannes bleibt aber nicht konstant. Die stereotypen Merkmale, die der Frau und dem Mann zugeordnet werden, verändern sich im Laufe des 19. Jahrhunderts. Zu den Veränderungen im sprachlichen Bild der Frau und des Mannes tragen viele Faktoren bei, vor allem aber die Veränderungen in der sozialen Stellung der Frau in der Gesellschaft, das wachsende Selbstbewusstsein der Frauen und die Frauenbewegung, die eine Gleichstellung von Frau und Mann fordert. Insbesondere werden von der Frauenbewegung gleiche Bildungschancen für Frauen gefordert. Parallel zum sozialen Wandel vollziehen sich Veränderungen in den sprachlichen Merkmalen, die dem Mann und der Frau zugeordnet werden. Einerseits findet man im 19. Jahrhundert einige Belege, die zeigen, dass auch die Männer schön sein können, andererseits gibt es weise und vernünftige Frauen.

Beispiele:

Die Männer sind oft hübsch und immer malerisch,
[Droste-Hülshoff: *Westfälische Schilderungen. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 8200 (vgl. *Droste-SW Bd. 1*, S. 539)]

Hübsch ist er, und so wird er sich sehen wollen.
[Fontane: *Vor dem Sturm. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 13064 (vgl. *Fontane-RuE, Bd. 2*, S. 273)]

wenn er nur eine weise Tochter mit schwarzen Augen und Haaren hätte, die ich
ein wenig
lieben könnte;
[Brentano: *Godwi. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 5175 (vgl. *Brentano-W Bd. 2*, S. 333-334)]

Das Traumbuch frag' ich weiter nicht,
Und keine weise Frau.
[Bürger: *Gedichte [Ausgabe 1789]. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 7238 (vgl. *Bürger-G Bd. 1*, S. 138)]

Ach, sie hatte die glücklichste Mischung und war vernünftig und leidenschaftlich
zugleich.
[Fontane: *Irrungen, Wirrungen. Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*, S. 14478 (vgl. *Fontane-RuE, Bd. 5*, S. 150)]

In der realen Welt gibt es im 19. Jahrhundert noch keine Gleichberechtigung von Mann und Frau, weil die Frauen noch nicht studieren können und noch kein Wahlrecht haben, aber auf der sprachlichen Ebene gleicht sich das Bild der Frau dem des Mannes.

Ich habe das sprachliche Bild der Frau und des Mannes im 18. und 19. Jahrhundert vor allem anhand der literarischen Texte entworfen. Ich habe dabei darauf hingewiesen, dass die sprachliche Kategorisierung der Welt von den Denkstrukturen, von der Mentalität der sozialen Gruppen in den früheren Jahrhunderten abhängig war. Die Denkstrukturen der sozialen Gruppen waren von den damaligen Auffassungen über die Rolle der Frau und des Mannes in der Gesellschaft abhängig. Das stereotype Denken der Menschen war stark von der christlichen Lehre über die Ungleichheit von Mann und Frau geprägt, so dass es Jahrhunderte gedauert hat, bis die verkrusteten Denkstrukturen recht langsam von den neueren Auffassungen in Bezug auf Mann und Frau abgelöst wurden, was wiederum Eingang in die Texte gefunden hat. Das veränderte sprachliche Bild von Mann und Frau im 19. Jahrhundert resultiert aus den Veränderungen in den Denkstrukturen von sozialen Gruppen.

Bibliographie:

Quellen:

Campe Joachim Heinrich (1789): Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet. In: Gutes Benehmen, Digitale Bibliothek, CD-ROM 108.

Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka, Digitale Bibliothek, Bd. 1.

Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky, Digitale Bibliothek, Bd. 125.

Campe Joachim Heinrich (1789): Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet. In: Gutes Benehmen, Digitale Bibliothek, CD-ROM 108.

Gutes Benehmen. Anstandsbücher von Knigge bis heute, Digitale Bibliothek, CD-ROM Bd. 108.

Knigge von, Adolph Freiherr (1788): Über den Umgang mit Menschen. In: Gutes Benehmen, Digitale Bibliothek, CD-ROM 108.

Literatur:

BARTMIŃSKI J., 2006, Językowe podstawy obrazu świata, Lublin.

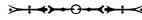
HERRMANN F., 1995, Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien, Tübingen, 69-101.

TAYLOR J. R., 2001, Kategoriezyacja w języku, Kraków.

WIERZBICKA A., 2006, Semantyka. Jednostki elementarne i uniwersalne. Lublin



Małgorzata Sieradzka



Dialektale und regionale Lexik als Stilmittel und Übersetzungsproblem – exemplifiziert an ausgewählten Prosatexten von Günter Grass und ihrer Übertragung ins Polnische

1. Vorbemerkungen

Das Motto der Tagung „Sprache und Kultur als gemeinsames Erbe im Grenzgebiet“ kann aus verschiedenen Blickwinkeln diskutiert und behandelt werden. Ich habe es als eine Anregung aufgegriffen, um mich auf die Suche nach den Spuren des gemeinsamen Erbes von Sprache und Kultur in den gegenwärtigen literarischen Texten zu begeben. Viele, darunter insbesondere literarische Texte, werden um sprachliche Varietäten bereichert, die ihren Ursprung im Zusammenspiel von Sprache und Kultur haben. Die Bestandteile der Sprachvarietäten, d.h. dialektale und regional gefärbte Elemente und Strukturen als räumlich begrenzte und von der Standardsprache abweichende Varianten,¹ stehen in der schöngestigten Literatur im Dienste der Figuren- und Erzählerrede, dienen der Charakterisierung der Protagonisten und des Lokal- sowie Zeitkolorits. Dementsprechend stellen sie ein relevantes Stilmittel dar, und zwar nicht selten das Stilmittel des Schriftstellers und seines künstlerischen Ausdrucks.

Die Übertragung von Texten mit nicht-standardsprachlichen Varietäten stellt an den Übersetzer besonders hohe Anforderungen.² In meinen Überlegungen sollen Übersetzungsprobleme beleuchtet werden, die mit der „Verpflanzung“ der Sprachvarietäten in eine andere Sprache und somit in eine andere Kultur zusammenhängen. Dabei stütze ich mich auf die Position von Ayad (1980:177), dass der Einsatz von dialektalen Elementen in einem literarischen Text als eine Abweichung von den Normen der Standardsprache zu betrachten ist, was potenziell in jeder Sprache

¹ Die Abweichungen werden auf der phonologischen, morphologischen, lexikalischen, syntaktischen und pragmatischen Ebene realisiert.

² Die meist vorgenommenen Forschungen beziehen sich auf diatopische (regionale), diastratische (soziale) und diaphasische (situationsbedingte) Elemente der sprachlichen Variationen.

wiederzugeben ist.³ Die exemplarische Untersuchung umfasst repräsentative Beispiele, die zwei ausgewählten Prosatexten von Günter Grass und ihren Übertragungen ins Polnische entnommen wurden. Die Prosa von Grass scheint für den genannten Zweck geeignet zu sein, zumal für die zur Analyse herangezogenen Werke eine Vielzahl von historischen, literarischen und ethnografischen Begriffen kennzeichnend ist.⁴ Die im Folgenden präsentierten Bemerkungen beziehen sich auf den wohl berühmtesten Roman „Die Blechtrommel“ sowie auf die Novelle „Im Krebsgang“. Dabei wird gezeigt, für welche Übersetzungsstrategien und -verfahren sich Sławomir Błaut, der sich im Laufe der Zeit als Grass-Übersetzer in Polen etabliert hat, bei der Wiedergabe der Dialektlexik und der regionalen Umgangssprache bzw. der diatopisch markierten Lexeme und Strukturen entschieden hat.⁵

2. Exemplarische Analyse

Wenden wir uns den Beispielen zu, welche die von dem Übersetzer der o.g. Texte verwendeten Strategien und Techniken der Übersetzung anschaulich machen. In die „Blechtrommel“, d.h. in den ersten Roman der Danziger Trilogie, werden von Grass regionale Umgangssprachen der Protagonisten und verschiedene Dialektismen eingestreut. Solch eine Vorgehensweise verleiht den Romanfiguren einen hohen Realitätsfaktor und somit einen hohen Grad an Authentizität. Es ist unbestritten, dass ihre auf Mundart stilisierte Sprache ein durchaus relevantes Mittel darstellt, durch welches Personen bzw. Personengruppen gekennzeichnet werden.

(1) „»Nu«, sagte meine Großmutter, »dem Stephan konnten **se ja nu nich mähr**, weil **ä jefallen is baim** Eismeer, da oben. Aber **de** Marga wollten **se** ihr wegnehmen und im Lager stecken. Aber da hat der Vinzent **sain** Mund **aufjemacht** und **jerädet**,

³ Die Meinung steht im Widerspruch zu der in der Fachliteratur vorherrschenden Skepsis gegenüber den Möglichkeiten der Übertragung von Dialektelelementen. Versuche einer funktionsgerechten Übersetzung, der adäquaten Verpflanzung von Markierung eines AS-Dialekts in den ZS-Text werden „jedoch allgemein als wenig gelungen angesehen“, können „aus sprachenpaarspezifischen Gründen auch kaum gelingen“ und verursachen, dass die Übersetzer „heute in solchen Fällen eher zu einer sprachlichen Neutralisierung, d.h. einer Übersetzung in standardnahes Deutsch“ (Schreiber 1993:211) greifen. Vgl. dazu auch Tęcza (1994:112).

⁴ An dieser Stelle soll auf eine empfehlenswerte Lektüre, und zwar nicht nur für die an Grass interessierten Leser, hingewiesen werden. Gemeint ist die Veröffentlichung von Pieczyńska-Sulik (2005). Die Autorin befasst sich mit idiolektaler Figurencharakteristik, die als Übersetzungsproblem und aus der Perspektive der literarischen Übersetzung anhand der Erzählung „Unkenrufe“ von Günter Grass sowie ihrer Übertragung ins Polnische betrachtet wird. Beachtung verdient der empirische Teil der Studie (2005:39–147), in dem eine idiolektendifferenzierte Übersetzungsanalyse, genauer gesagt idiolektale Profile in den Idiotexten von drei Figuren aus der Erzählung, angeboten wird. Vgl. auch die Untersuchung von Majkiewicz (2002), in der vier Prosatexte von Grass sowie ihre polnischen Übersetzungen aus der literaturwissenschaftlichen Sicht unter die Lupe genommen werden.

⁵ Die Zusammenstellung der Übersetzungsstrategien im Umgang mit dialektalen Elementen schlägt Czennia (2004:509–510) vor.

wie **ä** noch nie hat. Und **nu is de** Hedwig **midde** Marga **bai** uns und hilft **auffem** Acker. Aber dem Vinzent hat Reden so **mitjenommen**, **dasser womöglich nich mä** lange machen wird **kennen**. Und was die Oma **anjeht**, die **hattes** auch am **Härzen** und überall, och im **Kopp**, wo ihr **son Damlack draufjetäppert** hat, weil **ä jemeint** hat, er **mißt** mal.« So klagte Anna Koljaiczek, hielt sich ihren Kopf, streichelte meinen wachsenden Kopf, und kam dabei zu einiger betrachtender Einsicht: »So **isses nu** mal mit **de** Kaschuben, Oskarchen. Die **trefft** es immer am **Kopp**. Aber ihr wird ja nun **wägjehn** nach **drieiben**, wo besser **is**, und nur **de** Oma wird **blaiben**. Denn mit **de** Kaschuben kann man **kaine** Umzüge machen, die **missen** immer **dablaiben** und **Koppchen** hinhalten, damit **de** anderen **drauftäppern** können, weil **unserains nich richtich** polnisch **is** und **nich** richtig **deitsch jenug**, und wenn man Kaschub **is**, das **raicht** weder **de Deutschen** noch **de Pollacken**. **De** wollen es immer genau haben.« (Bt 512)

(1') „- A no cóż – powiedziała moja babka – Stefanowi nie mogli nic zrobić, bo nad Białym Morzem zginął, **hen** na północy. Ale Margę chcieli jej wziąć i do obozu wsadzić. Ale wtedy Wincenty **gębę roztworzył** i nagadał się, jak jeszcze nigdy. I teraz Jadwiga jest z Margą u nas i pomaga w polu. Ale Wincentemu tak to gadanie siły odjęło, że długo już chyba nie pociągnie. A z babcią też dobrze nie jest, serduszko ją boli i wszystko, a najgorzej głowa, odkąd taki jeden mądrala uderzył ją, bo myślał, że tak potrzeba.

Tak skarżyła się Anna Koljaiczekowa, trzymała się za głowę, głaskała mnie po ronnałej głowie i wygłosiła przy tym parę gorzkich myśli: – Tak to już jest z Kaszubami, Oskarku. Zawsze dostają po głowie. Ale wy teraz wyjedzicie, na zachód wyjedzicie, tam lepiej wam będzie, i tylko babcia zostanie tutaj. Bo Kaszubów nie można przenieść nigdzie, oni zawsze muszą być tutaj i nadstawiać głowy, żeby inni mogli uderzyć, bo my za mało polscy jesteśmy i za mało niemieccy, bo jak ktoś jest **Kaszu-bą**, nie wystarcza to ani Niemcom ani Polakom. Ci zawsze dokładnie chcą wiedzieć, co jest co!“ (Bb 564)

Im ersten Textbeleg kommt die für Anna Koljaiczek typische Sprechweise zum Ausdruck, in der an die kaschubische Sprache angeknüpft wird.⁶ Bemerkenswert sind diatopisch gefärbte Formen, die im Einsatz von phonetischen Dialektismen zum Vorschein kommen. Die Merkmale der für das Kaschubische charakteristischen Aussprache werden mit der deutschen Standardgraphie schriftlich fixiert, wodurch

⁶ Die Zuordnung des Kaschubischen ist durchaus umstritten, was u.a. von Dubisz u.a. (1995:67-70) thematisiert wird. Das Kaschubische, im weiteren Sinne als Pomoranisch bezeichnet, gehört zu den westslawischen Sprachen, die hauptsächlich in der westlichen und südlichen Umgebung von Gdańsk beherrscht und gegenwärtig zum Teil gesprochen wird. In der Beurteilung vieler polnischer Sprachwissenschaftlicher ist Kaschubisch ausschließlich den polnischen Dialekten zuzuordnen, was wiederum mit der Tatsache im Widerspruch steht, dass Kaschubisch seit 2005 laut gesetzlicher Bestimmung als Regionalsprache in Polen anerkannt wurde.

ausdrucksanomale graphische Sequenzen entstehen, beispielsweise die Bildung des *j*-Lautes bei anlautendem *g* in: *jefallen* (für *gefallen*), *aufjemacht* (für *aufgemacht*), *jerädet* (für *geredet*), *mitjenommen* (für *mitgenommen*), *anjeht* (für *angeht*), *jemeint* (für *gemeint*).⁷ Andere Belege für Dialektismen im phonetischen Bereich sind: der Übergang vom *i* zu *e* in den folgenden Lexemen: *de* (anstelle von *die*), *se* (anstelle von *sie*), *trefft* (anstelle von *trifft*) und der Übergang vom *e* zu *a* im Diphthong *ei*, z.B.: *baim* (statt *beim*), *sain* (statt *sein*), *blaiben* (statt *bleiben*), *kaine* (statt *keine*), *raicht* (statt *reicht*). Im Gegensatz zur Sprachnorm erfolgt die Bildung der Vokale im vorderen Teil der Mundhöhle: *mähr* (anstelle von *mehr*), *Härzen* (anstelle von *Herzen*). Im Bereich des Vokalismus liegen Beispiele für lautliche Entrundung vor: von /y:/ zu /i/ (anstelle von *drüben* wird ein regional eingefärbtes *driebe* eingesetzt), von /œ/ zu /ɛ/ (in *kennen* statt *können*) von /ʏ/ zu /i/, z.B.: *missen* steht für *müssen* u.a. Sonstiges: Verschiebung im Auslaut (*richtich* anstelle von *richtig*), Zusammenziehungen: *hattes* (anstelle von *hatt es*), *dasser* (anstelle von *dass er*), *midde* (anstelle von *mit der*), *auffem* (anstelle von *auf dem*); Schwund der Endungen: *nich* (statt *nicht*), *is* (statt *ist*).

Die im AS-Text präsenste Dialektmarkierung geht im ZS-Text völlig verloren. Zieht man die Äußerungen der Protagonistin im Original und im Translat zum Vergleich heran, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als wären sie von zwei Personen formuliert. Dadurch, dass Bemerkungen, die Anna Koljaiczek über die Position der Kaschuben zwischen den Deutschen und den Polen fallen lässt, in der polnischen Fassung in der Standardsprache wiedergegeben werden, wird die stilistische Wirkung der Textstelle in (1') wesentlich abgeschwächt. Verschwommene Spuren des im Original präsenten Lokalkolorits hinterlassen lediglich zwei Ausdrücke, nämlich die veraltete Wortfügung *roztworzył gębę*⁸ und das in der Umgangssprache bzw. in den Dialekten gebrauchte Adverb *hen* (dt. ‚weit weg‘, ‚in der Ferne‘)⁹ sowie die von der Standardsprache abweichende Deklinationsendung, vgl. *Kaszubq.*¹⁰

In der Novelle „Im Krebsgang“ wird Danziger Platt einigermaßen als Ausgleich zu den zahlreichen Begriffen aus dem Bereich moderne Medien (*Internet*, *Mac*, *Modem* u.a.) eingesetzt. Textstelle (2) beweist, dass Tulla Pokriefke nicht nur hochdeutsch, sondern auch nordostdeutsch (pommersisch) spricht.

⁷ Der *j*-Laut bei *g* im Anlaut wird auch von den anderen Romanfiguren eingesetzt.

⁸ Vgl. Artikel *Roztworzyć* in: SjpK (1912 Bd. 5:719) und *Gęba* in: SjpK (1906 Bd. 2:67).

⁹ *Hen!/Heń!* haben einen demonstrativen Charakter, sind insbesondere in der Umgebung von Kraków und Poznań geläufig, vgl. SjpK (1906 Bd. 2:178).

¹⁰ Solch eine Unterscheidung mag den Rezipienten in Verwirrung bringen, zumal *Blaut* in anderen Textpassagen der Übersetzung ins Polnische auf die Wiedergabe der individualsprachlichen und regionalen Merkmale vollständig verzichtet hat. In der „Blechtrömmel“ werden einige Romanfiguren durch eine bestimmte Sprechweise gekennzeichnet, was z.B. durch den Verzicht auf die Stilisierung im Translat nicht aufrechterhalten wird. Gemeint ist die regional gefärbte Umgangssprache von Maria Truczinski mit den für das niederdeutsch-ostpommersche Sprachgebiet konstitutiven Merkmalen, vgl. (Bt 426) und (Bb 366). Weitere Beispiele: die Sprechweise von Guste Truczinski (Bt 532-533) (Bb 455-456) oder die Sprache vom Totengräber Korneff (Bt 540-541) (Bb 462-463).

(2) „So mault sie immer noch, als wäre seitdem nicht ein Haufen Zeit bachrunter gegangen. Wörter breitgetreten, Sätze in der Wäschemangel gewalkt. Sie sagt **Bulwen** zu Kartoffeln, **Glumse** zu Quark und **Pomuchel**, wenn sie Dorsch in Mostrichsud kocht. Mutters Eltern, August und Erna Pokriefke, kamen aus der **Koschneiderei**, wurden **Koschnäwjer** genannt. Sie jedoch wuchs in **Langfuhr** auf.“ (IK 12-13)

(2') „Wciąż jeszcze tak gada, jak gdyby od tamtych lat nie upłynęła kupa czasu. Słowa rozwleczone. Zdania przepuszczone przez magiel. Mówi **bulwy** na ziemniaki, **glomza** na twaróg i **pomuchla**, kiedy przyrządza dorsza w musztardowej zalewie. Rodzice matki, August i Erna Pokriefke, pochodzili z **Kosznajderii**, nazywano ich **Kośniewiakami**. Ona za to wyrastała we **Wrzeszczu**.“ (Ir 12)

Belege dafür sind die im Norddeutschen gängigen Lexeme: *Bulwen*¹¹ als in der Gegend um Danzig übliche dialektale Bezeichnung für Kartoffel (vgl. König¹²1998:206), *Glumse* als Benennung für Quark¹² (vgl. DgW) und *Pomuchel* als Name für Dorsch (vgl. DgW). Den dialektalen Charakter haben die Eigennamen *Koschneiderei* und *Koschnäwjer*. Die nähere Erklärung für *Koschneiderei*, eine Bezeichnung für eine polnische Landschaft, liegt im Roman „Hundejahre“ vor.¹³ Es wird hier die Etymologie des Wortes *Koschneider* angegeben,¹⁴ darunter auch auf den Namen *Koszniewski* verwiesen, auf den die Benennung zurückzuführen ist.¹⁵ *Koschnäwjer* bezieht sich auf die Einwohner der *Koschneiderei*.

In der polnischen Fassung der Novelle sind Entlehnungen vorhanden, nämlich ‚bulwy‘¹⁶, ‚glomza‘¹⁷ und ‚pomuchla‘.¹⁸ Auch die Äquivalente für die Eigennamen *Koschneider* und *Koschnäwjer*, entsprechend ‚Kosznajderia‘ sowie ‚Kośniewiaki‘ sind Lehnwörter, deren Form an die phonetischen, graphemischen und morphologischen Normen der Zielsprache angepasst wird.¹⁹ Alle eingesetzten Entsprechungen

¹¹ Von den polnischen Lexemen *bulba*, *bulwa* abgeleitet, vgl. König¹²1998:207).

¹² Auch *Gloms*, laut „Kluge Etymologisches Wörterbuch“ (242002:363) im 16. Jh. über Ostmitteldeutsch aus dem Polnischen *glomz(da)* entlehnt.

¹³ „Die *Koschneiderei* liegt dreiundfünfzigendrittel Grad nördlich und siebzehneinhalb Grad östlich.“ (Hu 152) Dazu gehören sieben rein katholische Dörfer, darunter Osterwick, Geburtsort von Tullas zwei älteren Brüdern. Tullas Rufname solle sich von dem *Koschnäwjer* Wassergeist Thula herleiten, vgl. (Hu 153).

¹⁴ „[...] ein Starosteibeamter in Tuchel, Koszniewski mit Namen, habe im Jahre vierzehnhundertvierundachtzig eine Urkunde unterzeichnet, die die Rechte und Pflichten aller Dörfer von Amts wegen festlegte, die später nach ihm, dem Unterzeichner der Urkunde, *Koschnäwjer*dörfer genannt wurden.“ (Hu 159)

¹⁵ „[...] die *Koschneider* hätten sich während der Polenaufstände zu gewalttätigem Deutschenhaß hinreißen lassen, deshalb könne man den Sammelbegriff *Koschneider* von dem Sammelbegriff *Kopfschneider* herleiten.“ (Hu 159)

¹⁶ Vgl. *Bulwa/Bulba* in: SjpK (1900 Bd. 1:136).

¹⁷ *Glomza*, auch: *Glomzda*, *Glömzda*, *Glomz(da)* u.a. in: SjpK (1906 Bd. 2:83).

¹⁸ Näheres: *Pomuchel/Pomuchla* in: SjpK (1906 Bd. 4:252).

¹⁹ Am Rande der Bemerkungen sei darauf hingewiesen, dass sich Grass dafür entschieden hat, Orts- und Straßennamen in seinen Werken im deutschen Wortlaut zu gebrauchen. Im ZS-Text steht die Entsprechung für *Langfuhr*, den Danziger Vorort, im Polnischen ‚Wrzeszcz‘ genannt. Nicht in Bezug auf alle topographischen Namen wird solch eine translatorische Lösung eingesetzt. Die meisten

bewirken, dass dem Rezipienten der polnischen Fassung der Genuss an der sprachlichen Stilisierung nicht vorenthalten ist.

Das nächste Textbeispiel (3) bestätigt die Konsequenz in dem Einsatz der dialektalen Sprechweise der bereits erwähnten Protagonistin:

(3) „»**Ond** wann **jenau** hat nu dieser **Ruski**, der **Käpten** auf dem U-Boot **jewesen is**, **sain Jeburtstag jehabt**? Du **waißt** doch sonst alles aufs Haar **jenau**...« (IK 13)

(3') „– A ten **Ruszki**, co na **ichnim ubocze za** kapitana **beł**, to **urodziny** dokładnie niby kiedy miał? Ty **przeczeż** zwykle **wszystko** z detalami wiesz...“ (Ir 13)

Die Textstelle (3) liefert eine salopp-abwertende Bezeichnung für den Russen bzw. russischen Soldaten, d.h. *Ruski*, die der Soldatensprache entnommen wird (vgl. DgW). Klar erkennbar sind hier weitere Beispiele für die dialektale Stilisierung, genauer gesagt für den oben erwähnten phonetischen Dialektismus, der in den Verschiebungen realisiert wird, nämlich: *e* → *a* (*waißt* statt *weist*, *sain* für *sein*) sowie in dem für die deutschen Mundarten typischen Übergang /u/ → /o:/ (*ond* anstelle von *und*). Auffällig ist auch das Aneinanderreihen der Lexeme, in denen anstelle von anlautendem *g* der *j*-Laut gebildet wird: *jenau*, *Jeburtstag*, *jehabt* (entsprechend für: *genau*, *Geburtstag*, *gehabt*).

Die im Original präsente dialektale Stilisierung im phonetischen Bereich wird im Translat auf der gleichen Ebene wiedergegeben, so dass eine Dialektillusion entsteht. Die standardsprachliche Form *był* erscheint hier als ‚beł‘, was den umgangssprachlichen Charakter der Sprechweise der Protagonistin markiert. Der in der Verbindung mit dem Vokal *i* weich ausgesprochene stimmhafte Konsonant *dz* und der stimmlose Konsonant *c* werden verhärtet, vgl. entsprechend: ‚urodziny‘ statt *urodziny*, oder die als Lehnwort verpflanzte Entsprechung für die Wortfügung *auf dem U-Boot*, nämlich ‚na ubocze‘ anstelle von *na ubocie*. Ein weiteres Beispiel für die Verhärtung des Konsonanten liegt im Falle vom stimmlosen *s* vor, das im ursprünglichen standardsprachlichen Lexem *Ruski* und *wszystko* als harter Konsonant ausgesprochen wird, im Translat dagegen in den Wortformen ‚Ruszki‘ und ‚wszystko‘ zu einem verhärteten Konsonanten umgewandelt wird. Die veränderte Form ‚Ruszki‘ ist für den polnischen Leser durchaus verständlich, zumal *Ruski* im umgangssprachlichen Polnisch auch gegenwärtig im Allgemeinen als pejorative Bezeichnung für einen Mann aus Russland gilt. Es schwingt hier die Bedeutung mit, welche noch vor der Wende üblich war, und zwar Sowjetbürger. Die im AS-Text vorhandene Bedeutung des Lexems *Ruski* mit Bezug auf den russischen Soldaten geht im ZS-Text verloren.

geographischen Eigennamen werden in der Übertragung der Novelle ins Polnische mit den polnischen Bezeichnungen wiedergegeben, beispielsweise *Danzig-Neufährwasser* (IK 80)-, *Gdańsk-Nowy Port* (Ir 77), *die Insel Rügen* (IK 32)-, *Rugia* (Ir 31). Die Inkonsequenz des Übersetzers ist in der folgenden Aneinanderreihung der geographischen Namen zu beobachten: ‚Gdańsk, Sopot, Gotenhafen, pod Puckiem Półwysep Helski, Kostrzyn‘ (Ir 147), mit denen die im Original stehenden deutschen Namen *Danzig*, *Zoppot*, *Gotenhafen*, *bei Putzig die Halbinsel Hela*, *Küstrin* (IK 156) übertragen werden. Das Beibehalten der Bezeichnung *Gotenhafen* lässt an die Benennung der polnischen Hafenstadt Stadt *Gdynia/Gdingen* erinnern, die ab Kriegsbeginn von den Nazis eingeführt wurde.

Das Textfragment (4) enthält eine Aussage von der Tante Jenny, die gelegentlich auch das Danziger Platt spricht:

(4) „Ihre von Schwerin aus in die Karlsbader Straße geschmuggelten Kassiber enthielten [...] Ermahnungen, die mich, mit Mutters Wort, »**piesacken**« sollten: »Er muß lernen, lernen! Dafür, nur dafür hab ich den Jungen in den Westen geschickt, damit er was aus sich macht...« In ihrer mir im Ohr nistenden Wortwörtlichkeit hieß das: »**Ech leb** nur **dafier**, daß **main** Sohn **aines** Tages **mecht** Zeugnis ablegen.«“ (IK 19)

(4') „Jej grypsy przemycane ze Schwerina na Karlsbader Strasse zawieraly [...] upomnienia, które używajac słów matki miały „**wżącz** mnie do galopu“: „On **muszi uczycz są** i **jesz** raz **uczycz**. Po to, **telko** po to chłopaka **żem** na Zachód **wyszłała**, żeby do **czegosz** doszedł...“

Mam w uszach dosłowne brzmienie jej kwestii: „Ja to **telko** po to **jesz** żyję, aby mój syn **któregosz** dnia **nadżeje** moje **szpełnił**...“ (Ir 19)

Auf den umgangssprachlichen Charakter der Äußerung verweisen Abwandlungen im phonetischen Bereich, wie lautliche Entrundung: /y:/ → /i/: *dafier* (anstelle von *dafür*), /œ/ → zu /ɛ/: *mecht* (statt *möchte*) sowie die nicht standardsprachlichen phonetischen Dialektismen: /i/ → /e/: *ech* (statt *ich*), die Verschiebung vom *e* zu *a* im Diphthong *ei*: *main* (anstelle von *mein*), *ain* (anstelle von *ein*) ohne Auswirkung auf die Aussprache der Laute. Ansonsten tritt der für die saloppe Umgangssprache typische Schwund der Konjugationsendung in: ‚leb‘ (anstelle von *lebe*) auf und – wie im vorhergehenden Beispiel – wird der Vokal *e* anstelle des Vokals *y*: ‚telko‘ statt *tylko* angewandt.

Die Übertragung wird stilistisch angehoben, was durch das Einflechten der Elemente des Kaschubischen in die in den Text verwobenen Zitate erzielt wird. Błaut gebraucht einen typisch kaschubischen lexikalischen Dialektismus, was in dem Einsatz der Form ‚jesz‘ (anstelle von *jeszcze*) sichtbar ist. Auch phonetische Elemente weisen auf das Kaschubische hin, z.B. in der Form ‚są‘ wird der als *ę* ausgesprochene Vokal von dem Übersetzer orthographisch als *ą* aufgeschrieben. Die mundartliche Stilisierung erfolgt auch

durch die Verhärtung zu *sz*, welche zwei Konsonanten erfahren: das harte stimmlose *s* (in: ‚wyszłała‘ statt *wysłala*) oder der weiche stimmlose Frikativ *ś* (in: ‚czegosz‘ anstelle von *czegoś*) sowie durch die Zusammenziehung ‚żem wysłała‘ statt *że ja wysłałam*. Darüber hinaus ist die Expansion zu verzeichnen, was die Entsprechung für das deutsche Verb *piesacken* anbelangt.²⁰ Im Deutschen wird dem Lexem die Bedeutung ‚jmdm. hartnäckig mit etw. zusetzen; jmdn. [unaufhörlich] quälen, peinigen‘ (DgW) zugeordnet. Im ZS-Text wird das Äquivalent sprachlich wesentlich aufwendiger (‚wżącz mnie do galopu‘) realisiert, und zwar in Anlehnung an den

²⁰ Laut „Duden Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache“ (2001:608) ist *piesacken*, der „seit dem 18. Jh. bezeugte ugs. Ausdruck für »quälen«, der sich von Norddeutschland her ausgebreitet hat [...] [und – M.S.] wahrscheinlich zu niederd. [*ossen*]/*pesek* »[Ochsen]ziemer« [gehört – M.S.] und bedeutet demnach »mit dem Ochsenziemer bearbeiten.«“

Phraseologismus *brać/wziąć do galopu* in der Bedeutung „jmdn. zur anstrengenden Arbeit, zum Kraftaufwand bzw. zur Eile zwingen“ (vgl. SfpS¹⁰2002 Bd. 1:112). Durch solch eine Konkretisierung wird die Perspektive des Dargestellten umgedeutet. Die eingesetzten translatorischen Lösungen tragen dazu bei, dass die regionale Umgangssprache der Protagonisten auch im ZS-Text vorliegt.

In die Textstelle 5 wird außer dem Danziger Platt eine Bezeichnung eingeflochten, die unterschiedlich gedeutet werden kann:

(5) „»Das war **ain Itzich**, dem immer so komische Sachen **einjefallen** sind. **Is** aber nur **ain** halber **jewesen**, wie **main** Papa **jewußt** hat. Hat er noch laut **jesagt**, bevor er den **Itzich**, Amsel hieß er, von **onserm** Hof **jeschmissen** hat...« [...] Der Hofhund, in dessen Hütte Mutter als Kind eine Woche lang gewohnt haben will, lebte schon lange nicht mehr; vor Kriegsbeginn soll ihn jemand – sie sagt, »ain Kumpel von dem **Itzich**« – vergiftet haben.“ (IK 106, 108)

(5') „– To **gudłaj beł**, co mu tylko do głowy **czagle** takie **szmieszne** rzeczy **przychodziły**. Ale **telko** w połowie, mój **tatusz wiedział**. **Głoszno** to rzekł, zanim **gudłaja**, Amsel **mu beło**, z naszego podwórza **przeszwęcił**... [...] Pies podwórzowy, w którego budzie matka będąc dzieckiem jakoby mieszkała przez tydzień, dawno już nie żył; przed wybuchem wojny ktoś – ona mówi: „kumpel tego **gudłaja**“ – ponoć go struł.“ (Ir 101, 102-103)

Auch in diesem Textbeleg deutet sich die Tendenz zu dem Einsatz der oben aufgezeigten phonetischen Dialektismen an: bei anlautendem *g* wird der *j*-Laut gebildet (*einjefallen, jewesen, jesagt, jeschmissen*),

ain, main stehen für die Veränderungen im Bereich des Diphthonges *ei*. Auf das Danziger Platt weist die Form *onserm* (anstelle von *unserem*) hin.²¹ *Itzich/Itzig*, nach dem männlichen Vornamen Issak (hebr. Yizhag/Jizchak) wird neutral als Name, aber umgangssprachlich abwertend für einen Juden gebraucht (vgl. DgW). In der Zeit des Nationalsozialismus war das ein Schimpfwort, mit dem Juden bezeichnet wurden. Im Namen schwingen die Bedeutungen „dummer Mensch“, „Idiot“ mit, im Pfälzischen bezieht er sich auf einen leicht hinterhältigen Schlaumeier und wird als Schimpfwort verwendet.²² Im Kontext der Szene wird er in Bezug auf den Hund gebraucht, wobei die Doppeldeutigkeit des Begriffes ausgespielt wird.

Die im Deutschen genannte Mehrdeutigkeit des Wortes geht im Translat verloren. *Itzig* wird mit dem Lexem ‚gudłaj‘ übertragen, was laut SjpK (1906 Bd. 2:144) eine Bezeichnung eines Juden auf dem Gebiet von Masowien veranschaulicht.²³ Dementsprechend wird hier lediglich der Bezug auf den Juden wiedergegeben. Mit der Benennung wird im vorhandenen Kontext der Hund versehen. Ansonsten werden – ähnlich wie in den Textstellen (3') und (4') – phonetische Stilisierungen im Bereich

²¹ Vgl.: Lautungen des Pronomens *uns* in Bezug auf die deutschen Mundarten in König (1998:160).

²² Näheres: vgl. Althaus (2002:257-258).

²³ Vgl. auch andere Varianten: *Gulaj, Kudłaj*.

der Konsonanten vorgenommen. Im Lexem ‚bełó‘ liegt die Verschiebung von *y* zu *e* vor (anstelle von der standardsprachlichen Form *było*) vor. Die ursprünglich weichen Vokale *ć, ś* werden zu den verhärteten Vokalen *cz, sz* umgewandelt, vgl. ‚czągle‘ (anstelle von *ciagle*), ‚szmieszne‘ anstelle von *śmieszne*, ‚tatusz‘ anstatt von *tatus* u.Ä. Auf die regionale Umgangssprache weist die Bemerkung ‚Amsel mu bełó, womit gemeint wird, dass man den Hund Amsel genannt hat. Mit den angewandten Verfahren der Übersetzung werden die im Originaltext präsenten dialektalen Stilisierungen reproduziert.

3. Schlussbemerkungen

Vergleicht man die Textstellen aus der „Blechtrummel“ und ihrer Übertragung ins Polnische mit denen aus der Novelle „Im Krebsgang“ und ihrer polnischen Übersetzung, stellt man eine völlig andere Vorgehensweise des Übersetzers fest. Die im Roman „Die Blechtrummel“ präsente Figurencharakteristik durch die regionale Umgangssprache wird in der polnischen Fassung nicht hinübergerettet.²⁴ Eine Neutralisierung dialektaler Elemente in der Übersetzung liegt auf der Hand. Die im Textbeispiel (1') eingesetzten Lexeme verweisen nicht wie im Original auf das Kaschubische, sondern auf die Umgangssprache.

Betrachten wir die translatorischen Lösungen in der Übertragung des Werkes „Im Krebsgang“. Die in den Textbeleg (2) eingeflochtenen Lexeme aus dem Danziger Platt werden mit den Entlehnungen wiedergegeben, denen eine dialektale Herkunft innewohnt. Dialektismen auf der phonetischen Ebene in (3) werden konsequenterweise im phonetischen Bereich reproduziert, so dass eine Dialektillusion evoziert wird.²⁵ Für das Beispiel (4), in dem das Danziger Platt sowie phonetische Veränderungen vorherrschen, werden in der Übertragung ins Polnische Elemente aus dem Kaschubischen, darunter lexikalische Dialektismen sowie mundartliche Stilisierungen auf das Kaschubische angeboten. Obwohl das in (5) erzielte Spiel mit der Mehrdeutigkeit in der Übertragung aus objektiven Gründen nicht aufrechterhalten wird, werden die im Original präsenten Dialektismen im phonetischen Bereich im ZS-Text mit den dialektalen Stilisierungen reproduziert. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in der Übersetzung des Textes „Im Krebsgang“ ein Kunstdialekt kreiert wird, mit dem der Eindruck der Volkstümlichkeit hervorgerufen wird. Die realen Dialektismen werden in der polnischen Übersetzung mit fiktiven Dialektismen übertragen. Somit werden die im Original für den Leser lexikalisch-stilistisch reizvollen Elemente auch für den Rezipienten der Übersetzung als anregende Konstituenten des Textes wiedergegeben, mit denen eine Beziehung zwischen der (stilisierten) Regionalsprache und den Protagonisten des Werkes hergestellt wird. Dementsprechend kann konstatiert werden, dass die im ZT vorhandenen Dialektmarkierungen

²⁴ Vgl. Anm. 10.

²⁵ Die hier angewandte saloppe Bezeichnung wird im Polnischen beibehalten.

bzw. Stilisierungen auf die regionale Umgangssprache in der polnischen Fassung der Novelle „Im Krebsgang“ im Gegensatz zu der Übertragung des Romas „Die Blechtrommel“ die Treue zum Original wiederherstellen, was die Rezeption der Translate beeinflusst. Höchstwahrscheinlich hat der Übersetzer die Relevanz der in den AS-Texten eingesetzten diatopischen Elemente wahrgenommen.

Bibliographie:

- ALTHAUS, H. P., 2002, Mauscheln. Ein Wort als Waffe, Berlin-New York.
- AYAD, A. E., 1980, Sprachschichtung und Sprachmischung in der deutschen Literatur und das Problem ihrer Übersetzung, Freiburg im Breisgau.
- CZENNIA, B., 2004, Dialektale und soziokulturelle Elemente als Übersetzungsproblem, in: Kittel H./ Frank, A. P./ Greiner, N./ Hermans, T./ Koller, W./ Lambert, J./ Fritz, P. (Hrsg.), Übersetzung – Translation – Traduction. Ein internationales Handbuch zu Übersetzungsforschung, 1. Teilband, Berlin-New York, S. 505-512.
- DUBISZ, S./ KARAŚ, H./ KOLIS, N., 1995, Dialekty i gwary polskie, Warszawa.
- Duden Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden, Hrsg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, ³1999, Mannheim (= **DgW**).
- Duden Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, Hrsg. von der Dudenredaktion, ³2001, Duden Band 7, Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- GRASS, G., 1974: Die Blechtrommel, Frankfurt/M. (= **Bt**).
- GRASS, G., 1983, Blaszący bębenek, Aus dem Deutschen von Sławomir Błaut, Warszawa (= **Bb**).
- GRASS, G., ³1993, Hundejahre, München (= **Hu**).
- GRASS, G., 2002, Idąc rakiem. Nowela, Aus dem Deutschen von Sławomir Błaut, Gdańsk (= **Ir**).
- GRASS, G., 2003, Im Krebsgang. Eine Novelle, Göttingen (= **IK**).
- Kluge Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Bearbeitet von Elmar Seebold, ²⁴2002, Berlin-New York.
- KARŁOWICZ, J./ KRYŃSKI, A./ NIEDŹWIEDZKI, W., 1906-1912, Słownik języka polskiego, Bde. 2, 4, 5, Warszawa.
- KÖNIG, W., ¹²1998, dtv-Atlas Deutsche Sprache, München.
- MAJKIEWICZ, A., 2002, Proza Günтера Grassa. Interpretacja a przekład, *Studia o przekładzie*, Hrsg. von Fast, P., Bd. 14, Katowice.
- PIECZYŃSKA-SULIK, Anna (2005): Idioktala Figurencharakteristika als Übersetzungsproblem. Am Beispiel der „Unkenrufe“ von Günter Grass. *Danziger Beiträge zur Germanistik*, Hrsg. von Kałny, A, Bd. 17. Frankfurt/M.-Berlin-Bern-Bruxelles-New York-Oxford-Wien.
- SCHREIBER, M., 1993, Übersetzung und Bearbeitung, Differenzierung und Abgrenzung des Übersetzungsbegriffs, Tübingen.
- SKORUPKA, S., ¹⁰2002, Słownik frazeologiczny języka polskiego, Bd. 1, Warszawa (= **Sfjps**).
- TECZA, Z., 1994, Mundart in der Übersetzung, in: Kałny, A./ Naziemkowska-Kałny, M.A. (Hrsg.), *Untersuchungen zum Deutschen als Fremd- und Zweitsprache*, Rzeszów, S. 107-114.

Roman Opiłowski



Wie viel Bildlichkeit steckt in der Schriftlichkeit? Zur formalen und funktionalen Kreativität in der Werbetypographie

1. Einleitung

Kommerziell ausgerichtete Texte, wie z.B. Internetseiten, Produktverpackungen, erste Seiten der Tages- und Wochenpresse und auch Printwerbung, verfolgen stets das Ziel, den Empfänger erfolgreich anzusprechen. Jene Ansprache bedeutet hierbei, den Rezipienten zunächst perzeptiv zu interessieren, seine Aufmerksamkeit im Chaos anderer Semiosen zu fesseln und erst dann seine mentale Einstellung zu beeinflussen oder zum direkten Handeln zu verleiten. Zu diesem Zweck werden Farben in Texten immer bunter, Bilder immer größer, Sprachtexte, der Sprachökonomie geschuldet, immer kürzer, Formate immer ungeometrischer und Schriftzüge immer kreativer. Eigentlich kann ein derartiges Textgestalten verwirrend wirken. Wenn aber solche ästhetisierenden Mittel vernünftig und an Leser angepasst zum Einsatz kommen, entstehen originelle und ansprechende Texte. Der vorliegende Beitrag widmet sich einem dieser Mittel semiotischen Textgestaltens – der typographischen Werbegestaltung.

Beim näheren Betrachten der werblichen Schriftzüge stellt sich heraus, dass die Werbetypographie mit Werbebildern konkurrenzfähig ist. Scheinbar zwei getrennte, zentrale Kodes – Sprache und Bild – vervollständigen sich und wirken nicht nur in Text-Bild-Beziehungen zusammen, sondern in der Übernahme der zunächst spezifischen Modalitäten eines Zeichensystems. So macht nonverbale Sprache in der Printwerbung Gebrauch vom holistischen und damit effizienten Übertragungskanal des Bildes.

Ulrich Schmitz räumt im Zusammenhang mit der *Ikonisierung* der Textoberflächen ein, dass sie in zunehmendem Maße zu *Lesebildern* (Schmitz 2003) und *Sehflächen* (Schmitz 2005) werden. Das Visuelle vereinigt semiotische Teiltexthe zu einer semantischen Ganzheit. Auf Typographie bezogen ist es demnach gerechtfertigt, von der *ikonischen Typographie* (Sahihi/Baumann 1987:89ff.) und vom *iconic return* (Assmann 2004: 306) zu sprechen. Das Letztere meint eine Rückkehr zum piktorischen Schreiben, bei dem gegenwärtige Schriftzeichen ihren Anfang hatten. Diese

Tendenz macht sich in der Werbetypographie bemerkbar, wobei bestimmte Übergangsstadien in der Rückkehr zum Piktoriellen gelten.

So dokumentieren nachfolgende Werbebelege einen allmählichen Übergang von der *assoziativen Bildhaftigkeit*, im Sinne einer erfahrungsgemäß motivierten Vorstellung über ein graphisch stilisiertes Schreibzeichen, zur *inhaltlichen Bildlichkeit*, die bereits materielle Bilder umfasst. Darin drücken sich zugleich Formen der ikonischen Werbegestaltung aus.

2. Schriftart

Durch die geeignete Wahl einer Schriftart ist es durchaus möglich, bestimmte Assoziationen zu wecken, die mit der Textaussage korrespondieren und diese somit unterstützen. Eine große Rolle spielt dabei das Alltagswissen über einzelne Schriftarten, über die Verwendung einer Schriftart in einem Kontext bzw. in einer Textsorte. Der Einsatz einer Schriftart, die z.B. einer historischen Epoche, einer Textgattung oder einer medialen Kommunikationsform immanent ist, in eine unpassende Umgebung verweist direkt auf einen Ursprungskontext. Dementsprechend kommt den Schriftarten eine Funktion des *Dispositivs* (vgl. Stöckl 2008:31ff.) zu, d.h. eines Verweises auf die Verwendungsquelle. Obwohl die Computer-Software sehr viele Schriftarten gestalten lässt, gibt es trotzdem nur eine, die unendliche Variationen hat – Handschrift.

In der Anzeige für Uhren des Juwelenherstellers Wempe (s. Abb. 1) erscheint die Schlagzeile in handschriftlicher Form oder genauer ausgedrückt, in der gedruckten Imitation der echten Handschrift. Die Bildhaftigkeit der Typographie äußert sich in den präzisen, beinahe kaligraphischen Schriftzügen, die auf ein entsprechendes Schreibzeug, auf einen Federhalter, schließen lassen. So deutet die Schlagzeile auf eine bewährte Erfahrung, Tradition und Genauigkeit hin. Diese Assoziationen korrespondieren mit der Semantik der Schlagzeile. Das Kompositum Meisterhand lässt eine semantische und eine bildhafte Lesart zu: einmal semantisch als Meisterhand, die voll Erfahrung und Präzision die Uhrenreparatur durchführt, und bildhaft als Meisterhand, die diese Schrift geschrieben hat. Die Schlagzeile wird damit bildhaft übermittelt, semantisch unterstützt und verleiht dem sprachlichen Text einen konnotativen Mehrwert. Der Haupttext greift ebenfalls das Assoziationsfeld um Meisterhand durch Formulierungen wie „Atelier, traditionelle Werkzeuge, Garantie“ auf. Schließlich stellen sich Präzisionsarbeit und Zuverlässigkeit auch im Werbebild dar.

3. Schriftdynamik

In dieser Kategorie typographischer Bildhaftigkeit handelt es sich um die *Entlinearisierung der Schrift*, so dass eine Bewegung, ein Prozess, inszeniert wird. Im Vergleich mit der Kategorie der Schriftarten sind hier ebenso der sprachliche Kontext und ein ikonisches Umbild unentbehrlich.



Abb. 1: Handschrift als Schriftart

(Der Spiegel 10/2001, S. 53)



Abb. 1: Handschrift als Schriftart

(Der Spiegel 25/2007, S. 75)

Die Schlagzeile in der Anzeige für Gartentechnik Gardena beginnt mit *Gehetzt, Gestresst, Getrieben...* (s. Abb. 2). Die Dynamisierung der Schrift erfolgt bei *Geborgen*, um bei der Phrase *Endlich eintauchen in meinen Garten* eine Wasserwelle und ihre Bewegung nachzuahmen. Diese Stelle ist zugleich ein visueller Durchgangspunkt zum eigentlichen Bild des schönen, gepflegten Gartens, so dass die gesamte Werbung eine kohärente Sehfläche bildet. Der sich verschwimmende, kreisartige Schriftzug und das Bewegungsverb *eintauchen* bringen eine bildliche Vorstellung eines weiten Meeres und Emotionen der Entspannung, Freiheit, Ruhe und Sorglosigkeit hervor. Mittels der Schriftdynamik erweitert sich und steigt der Garten, gepflegt natürlich mit hochwertigen Gartengeräten von Gardena, zu einem riesigen Meer, das die Lösung für den anfangs skizzierten Alltagsstress ist. Die Schriftdynamik wird zu einer unzertrennbaren Einheit mit dem Werbebild. Sie eröffnet die Argumentationslinie und liefert sofort die Lösung durch die flexible Überführung zum Bild, das zusammen mit der Schrift mehr Emotionen als Sprache selbst vermittelt.

4. Schrift als Bild

In dieser Schriftgestaltung handelt es sich um eine typographische Nachahmung eines ikonischen Bildzeichens. Die Schrift tritt partiell oder total an die Stelle des Bildes und fungiert als typographisches Bild.

In der Anzeige für medizinische Ausstattung des Unternehmens *BASF* stoßen wir auch auf eine emotionale Werbebotschaft (s. Abb. 3). Beim neugeborenen Baby wird ein Infusionsschlauch angelegt. Dieser Schlauch enthält das beworbene Produkt, d.h. unsichtbare Weichmacher, die den Schlauch elastisch machen sollen und die Patientensicherheit im Heilprozess garantieren. Einen Teil des Infusionsschlauches nimmt die Schlagzeile ein: *Unsichtbarer Beitrag. Sichtbarer Erfolg.* Der Schriftzug passt sich plastisch an den krummen Infusionsschlauch an und funktioniert als dessen Bestandteil. Somit drückt sich die Werbebotschaft in einem engen Text und Bild-Konglomerat aus. Die Einschreibung der Schlagzeile in eine medizinische Anwendung des Produktes hat hier vornehmlich den Vorteil des Sichtbar-Machens des unsichtbaren Werbeproduktes. Allerdings kann man dabei nur noch von einer Annäherung der Typographie an ein ikonisches Bild sprechen, weil ausschließlich die bildliche Umgebung den Schriftzug als Quasi-Bild interpretieren lässt. Schrift und Bild unterliegen demnach einer determinierenden Wechselseitigkeit, d.h. weder Schrift ohne Bild noch Bild ohne Schrift können indes ein kohärentes Kommunikat vermitteln.

5. Schrifträumlichkeit

Während die vorherige Kategorie Schrift als Bild zwischen der assoziativen Bildhaftigkeit und der inhaltlichen Bildlichkeit angesiedelt ist, vollzieht sich die Schrifträumlichkeit auf der Ebene der ikonischen Typographie. In der Schrifträumlichkeit realisiert sich also ein ikonisches Zeichen in einer typographischen Gestalt.



Abb. 3: Schrift als Bild

(Der Spiegel 42/2007, S. 75)

stehen interessante Schriftfiguren, und zwar vor allem durch Aufkleben, Stanzen, Hervorheben, Aufreißen. Auf diese Weise täuscht eine solche Typographie *Dreidimensionalität* vor, die jedoch letzten Endes wegen der graphischen Wiedergabe zweidimensional ausfällt. Ein Beispiel dieser Schriftgestaltung findet sich in der Anzeige für die Fachzeitschrift „Auto Zeitung“ (s. Abb. 4). Um Glaubwürdigkeit zu bewirken und das Vertrauen der Autobesitzer zu gewinnen, erscheint der Zeitungstitel im wohlbekannten Emblem der Automarke auf der Heckklappe. Dies ermöglicht die Doppeldeutigkeit des Slogans „Auto Zeitung. Starke Marke“ und aktiviert den Prozess der Merkmalsübertragung: Die mit

dem glänzenden Emblem ausgezeichnete Fachzeitschrift wird mit dem wunderbaren Auto, eben mit der „starken Marke“, gleichgesetzt und somit aufgewertet. Außer oder gerade dank der ikonischen Dimension assoziiert man eine gewisse Tastempfindung beim Anfassen eines solchen Emblems. Diese *Synästhesie* bringt den Rezipienten sehr nah an die Realität, so dass die Werbesituation wegen der „berührbaren Inszenierung“ in der Tat überzeugend wirkt.

6. Bild als Schrift

In dieser Anwendung der Werbetypographie wechselt Schrift vollständig zum Bild – ein Verfahren, das ich an einer anderen Stelle als *Transposition* bzw. *semiotische Umkodierung* dargelegt habe (vgl. Opilowski 2009b). Die Möglichkeiten der Transposition sind mannigfaltig: nur noch ein Buchstabe, ein Wort (vgl. Sahihi/Baumann 1987:84) oder auch ein ganzes semantisches Syntagma (vgl. Spillner 1982:93f.) können durch ein Bild ersetzt werden. Das Ziel dabei ist das Überraschen und Herausfordern der Rezipienten, damit sie die quasi rätselartige Schriftsequenz selbst erraten. Diese Rolle der ikonischen Typographie kann das Werbeobjekt allein oder sein ikonisches bzw. indexikalisches Merkmal übernehmen. In Abb. 5 ersetzt ein Cowboystiefel figurativ den Buchstaben L und bildet eine aussagekräftige Schrift und Bild-Beziehung. Die Typographie enthält im überwiegenden Teil die herkömmliche Schriftwiedergabe von Marlboro, und trotzdem oder gerade aus diesem Grund, dass lediglich ein Buchstabe die Eindeutigkeit der Mitteilung ikonisch exponiert, erreicht sie einen Höhepunkt des



Abb. 4: Schrifräumlichkeit

(Werben & Verkaufen 9/2001, S. 16)

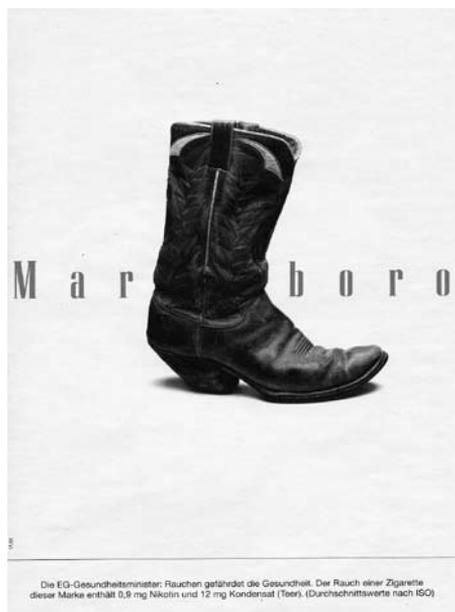


Abb. 5: Bild als Schrift

(Unicum 2/2001, S. 17)

informativen Minimums und des ästhetischen Maximums. Der Stiefel selbst aktiviert die Vorstellung eines Cowboy-Bildes aus der Marlboro-Werbekampagne. Die gewöhnlich peripher verortete Typographie steigt in diesem Werbebeleg zur zentralen Strategie der Vorstellungsaktivierung und der Informationsübermittlung auf.

7. Schlussbemerkungen

Alle Werbeaktivitäten können insbesondere dann auf Erfolg rechnen, wenn sie semiotische Kodes innovativ einsetzen und ihre ästhetischen, d.h. vom Kanon abweichenden, Gestaltungsmöglichkeiten nutzen. Die dokumentierten Schriftbilder zeigen den Aufstieg der Werbetypographie zum effektiven Mittel, das die Erwartungen der Werberezipienten wirksam überholt und eine ganzheitliche Wahrnehmungs- und Rezeptionsfläche mit Bildern anbietet. Darüber hinaus kann man durch eine permanente Verwendung einer bestimmten Form der Schriftgestaltung ein langfristiges *typographisches Textdesign* etablieren, das in einer auf ein Produkt bezogenen Marketingkommunikation permanent vorkommt und damit als Emblem einer Marke fungiert (vgl. dazu Opiłowski 2009a).

Nicht zu übersehen ist jedoch eine *vage Bedeutungszuschreibung* mancher typographischen Gestaltung auf der rezeptiven Ebene, insbesondere im Lichte der Schriftarten und der Schriftdynamik. Ob die Werberezipienten hierin intendierte Konnotationen, Vorstellungen und Bildinhalte aktivieren, hängt von der individuellen Erfahrung mit Texten und Bildern ab. Deswegen sollte man indes von einer dynamischen Zeichenauffassung nach Keller (1995) ausgehen, wo eine Bedeutungszuschreibung in Abhängigkeit von der *Wahrnehmbarkeit* und *Interpretierbarkeit* des semiotischen Zeichens steht.¹

Das präsentierte typographische Werbematerial lässt insgesamt einige Funktionen erkennen (in Anlehnung an Stöckl 2008:33f.):

- *Gliederungsfunktion*: die typographische Kreativität äußert sich in den Schlagzeilen, wodurch ein in der Regel einleitender Teil der Werbung markiert und der Leseprozess gesteuert wird,
- *Bildfunktion*: die Werbetypographie ist vornehmlich am Bild orientiert, an dessen unproblematischer, schneller und nachhaltiger Wahrnehmung und Überzeugungskraft. Zusätzlich erhöht die ikonisierte Typographie das perzeptive Interesse am Werbeexemplar und erleichtert das Verstehen,
- *Abhängigkeitsfunktion*: die typographische Visualität ist auf andere Zeichenressourcen – vornehmlich Sprache und Bild – angewiesen, um ihre formale und inhaltliche Bedeutung entfalten zu können,
- *Verstärkungsfunktion*: die Verschmelzung der Typographie mit Semantik der Sprache und des Bildes verstärkt das Werbekommunikat und ergibt ein kohärentes Argumentations- und Informationsbündel,

¹ Vgl. auch weiter führende Interpretation des dynamischen Zeichens und der Theorie typographischen Wissens in Antos / Spitzmüller (2007).

- *Indexfunktion*: visualisierte Schriftzüge sollen Assoziationen mit erfahrungsgemäß gesammelten Merkmalen und Vorstellungen wecken. Außerdem können sie auf andere Kontexte verweisen, in denen eine Schriftart ursprünglich Anwendung findet.

Bibliographie:

- ANTOS, G. / SPITZMÜLLER, J., 2007, Was bedeutet Textdesign? Überlegungen zu einer Theorie typographischen Wissens, in: Roth, K.S. / Spitzmüller, J. (Hrsg.), Textdesign und Textwirkung in der massenmedialen Kommunikation, Konstanz, S. 35-48.
- ASSMANN, J., 2004, Die Frühzeit des Bildes – Der altägyptische iconic turn, in: Maar, Ch. / Burda, H. (Hrsg.), Iconic turn. Die neue Macht der Bilder, Köln, S. 304-322.
- KELLER, R., 1995, Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens, Tübingen.
- OPIŁOWSKI, R., 2009a, Das strategische Textdesign im Diskurs als Konstruktionsprinzip der Werbekampagnen, in: Czachur, W. (Hrsg.), tekst i dyskurs – Text und Diskurs, Wrocław, S. 107-121.
- OPIŁOWSKI, R., 2009b, Transsemiotische Interaktionen von Sprache und Bild, Wrocław, (Konferenzband im Druck).
- SAHIHI, A. / BAUMANN, H.D., 1987, Kauf mich! Werbe-Wirkung durch Sprache und Schrift, Weinheim etc.
- SCHMITZ, U., 2003, Lesebilder im Internet. Neue Koalitionen und Metamorphosen zwischen Text und Bild, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 8/3, S. 605-628.
- SCHMITZ, U., 2005, Sehflächen lesen. Einführung in das Themenheft, in: Der Deutschunterricht 4, S. 2-5.
- SPILLNER, B., 1982, Stilanalyse semiotisch komplexer Texte. Zum Verhältnis von sprachlicher und bildlicher Information in Werbeanzeigen, in: Kodiaks/Code, Ars Semeiotica, Volume 4/5, No. 1, S. 91-106.
- STÖCKL, H., 2008, Werbetypographie – Formen und Funktionen, in: Held, G. / Bendel, S. (Hrsg.), Werbung – grenzenlos. Multimodale Werbetexte im interkulturellen Vergleich, S. 13-36.



LITERATUR UND KUNST
ALS KULTURTRANSFER



Barbara Widawska



Zum deutsch-polnischen Kulturtransfer im Lichte des Nachlasses von Heinrich Nitschmann

In den letzten Jahren haben Untersuchungen zu den Phänomenen des Kulturtransfers an Bedeutung gewonnen, was sich hauptsächlich auf die voranschreitende Globalisierung und die neu definierte Europapolitik zurückführen lässt. Das Konzept des Kulturtransfers, das in den letzten Jahren als Modell zur Beschreibung interkultureller Wechselbeziehungen Beachtung gefunden hat, bemüht sich in erster Linie, die innere Dynamik bi-oder multilateraler Kommunikation zu untersuchen und den aktiven Charakter von Aneignungsprozessen zu betonen (vgl. Espagne\ Werner 1988:11-34). Im Rahmen der Übernahme fremder Kulturgüter werden automatisch Transformationsprozesse eingeleitet, die man als eine produktive Rezeption bezeichnet. Das Konzept des Kulturtransfers bietet den Vorteil, dass es Fragen der Beziehung zwischen zwei (oder mehr) Kulturen nicht auf der Ebene des Nationalen betrachtet, sondern Kultur immer schon als einen dynamischen Prozess der Durchmischung begreift. Der Ansatz geht davon aus, dass sich die Überlieferung von Kultur nicht als geradliniger, zielgerichteter Prozess beschreiben lässt. Daran anknüpfend, stellt Matthias Middel fest: „Transfer meint die Bewegung von Menschen, materiellen Gegenständen, Konzepten und kulturellen Zeichensystemen im Raum und dabei vorzugsweise zwischen verschiedenen und relativ klar identifizierbaren und gegeneinander abgrenzbaren Kulturen mit der Konsequenz ihrer Durchmischung und Interaktion“ (Middel 2001:17).

Die Kulturtransferforschung, auch wenn sie von dem deutsch-französischen Kontext ausgegangen ist (dazu Espagne\Middell 1993; Espagne\Greiling 1996), ist im deutsch-polnischen Rahmen nicht weniger wichtig. Gerade die gemischtkulturellen und oft zweisprachigen Regionen Polens im 19. Jahrhundert bieten viele Untersuchungsmöglichkeiten und stellen für die Kulturtransferforschung einen spezifischen Gegenstandsbereich dar. Die Mechanismen der Annäherung wurden zwar durch die Nationalismen des 19. Jahrhunderts verdrängt, die kulturellen Prozesse sind aber in starkem Maße ineinander verwoben, so dass sich dieses Ineinandergreifen zweier Kulturen bis zu einem gewissen Grade erfassen lässt. Angesichts der zurzeit noch spärlichen Forschung zu den deutsch-polnischen Kulturbeziehungen in der

2. Hälfte des 19. Jhs. scheint es notwendig, diese vielseitigen Wechselbeziehungen zu rekonstruieren. Da sich die Transferforschung bemüht, die Verflechtungen zu beschreiben, die die Identität eines Landes weitgehend prägen, ist es auch ihre Aufgabe, nach den Mittlern zwischen den Kulturen zu fragen. Zu dieser Kategorie gehören die Beamten, die Kaufleute, die Verleger, aber auch die Übersetzer, die Schriftsteller, die Journalisten, die Lehrer, die Historiker und die Literaturwissenschaftler.

Ziel dieser Studie ist es, wenig bekannte Aspekte bilateraler Kontakte zwischen den deutschen und polnischen Intellektuellen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu beleuchten. Aleksander Brückner, Władysław Nehring, Wilhelm Feldmann, Karol Estreicher, Ludwig Kurtzmann, Heinrich Nitschmann, Konstant Wurzbach, Siegfried Lipiner, Albert Zipper, Friedrich von Rauner, Carl von Rotteck, Franz Schuselka, Ludwig Königk, Richard Roepfel, Jacob Caro, das sind nur einige Namen, die von den deutsch-polnischen kulturellen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeugen. Im Folgenden sollen Aspekte dieser Wechselbeziehungen exemplarisch am Beispiel des literarischen, epistolaren und musikalischen Nachlasses von Heinrich Nitschmann (1826-1905) dargestellt werden. Heinrich Nitschmann war Dichter, Schriftsteller, Literaturhistoriker, Übersetzer und Komponist. Zu Recht verschaffte er sich Anerkennung als herausragender Humanist in Elbing. Als Spross einer wohlhabenden und kultivierten Familie stand Nitschmann früh in Kontakt mit dem geistigen und musischen Milieu. Seine Hausbibliothek umfasste ca. 3.000 Bände (vgl. B.E., Catalog). Ein Teil seines Nachlasses wird in der Elbinger Stadtbibliothek aufbewahrt. Dort befinden sich auch mehr als 100 an ihn gerichtete Briefe, seine literarischen Werke, kurze Nachrichten und Schreiben. Heute muss aber betont werden, dass sowohl Heinrich Nitschmann als auch Intellektuelle aus seinem Korrespondenzkreis erst wieder ins allgemeine Gedächtnis geholt werden sollen. Viele von ihnen standen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Schaffenskraft, was leider im Angesicht der national bestimmten Kulturpolitik nicht genügend geschätzt wurde. Die meisten von ihnen standen am Rande des kulturellen Lebens, mindestens im deutschen Bewusstsein. Aus der Korrespondenz von Nitschmann geht aber hervor, dass die literarische Welt ihn zu seinen Lebzeiten keinesfalls ignoriert hat, ganz im Gegenteil, er hat über die Grenzen der Heimatstadt hinaus Beachtung gefunden und war mindestens bis etwa 1920 in Deutschland sehr bekannt. Nach 1920 ließ dies nach, denn er hatte sich stark mit slawischer und besonders mit polnischer Literatur beschäftigt. Heute scheint sein Name in der polnischen Literatur bekannter zu sein als in der deutschen (vgl. Headick 1994:81).

Heinrich Nitschmann hat zwischen 1850 und 1905 eine starke international vermittelnde Rolle ausgeübt und dabei maßgeblich zur Rezeption vor allem polnischer Literatur beigetragen. Er hat nicht nur das Wissen um die polnische Kultur dem deutschen Leser zugänglich gemacht, in seinem Schaffen werden auch Elemente polnischer Kultur angeeignet und integriert, wodurch sein Werk auch zum Ort des Kulturtransferprozesses wird. Bis jetzt haben sich die Arbeiten über Nitschmann vor allem auf seine kulturvermittelnde und Polen popularisierende Rolle konzentriert.

Da seine hohen Verdienste um die Popularisierung der polnischen Literatur und Verbreitung der polnischen Kultur schon in vielen Publikationen betont worden sind (darunter Jarzębowski 1960; Bławat 2005; Długokęcki 2005), wird im Folgenden der literarische, epistolare und musikalische Nachlass von Nitschmann unter dem Gesichtspunkt der deutsch-polnischen Verflechtungen dargestellt.

Seine Beschäftigung mit der Literatur begründet Nitschmann folgendermaßen: „Der geistige Verkehr zwischen den Völkern, die gerechte Würdigung des verschiedenen nationalen Gepräges derselben wird am erfolgreichsten durch gegenseitige Kenntnis ihrer Literatur, vor allem ihrer Dichterwerke vermittelt“ (Nitschmann, 1875:V, Vorwort). Dass er sich wirklich in diesem Sinne als Mittler zwischen den Kulturen verstand, lässt sich besonders deutlich an zwei Aspekten erkennen: zuerst an seinem Engagement für die Übersetzungen polnischer Poesie ins Deutsche; dann an der Tatsache, dass er jahrelang an einer umfassenden Geschichte der polnischen Literatur arbeitete. Erstmals veröffentlichte Nitschmann 1854 das von ihm übersetzte Gedicht „Die Träne“ von Franciszek Morawski in den „Elbinger Anzeigen“. Bereits 1860 erschien sein Gedichtbuch „Der polnische Parnaß“, das 25 polnische Gedichte von Autoren wie Jan Kochanowski, Franciszek Karpiński, Teofil Lenartowicz und Kornel Ujejski und ihre deutschen Übersetzungen enthielt. Unter demselben Titel erschien das Buch noch viermal, jedes Mal als vermehrte Gedichtsammlung. Die vierte Auflage des „Polnischen Parnaß“ enthielt fast zweihundert Gedichtübertragungen. Die Ausgabe wurde durch einen Abriss der polnischen Literaturgeschichte und biographische Angaben über die Autoren ergänzt. Wie Nitschmann im Vorwort zur vierten Auflage seines Gedichtbandes „Der Polnische Parnaß“ ausführt, erfreute sich das Buch einer besonders großen Popularität: „ich übertrug eine kleine Auswahl aus den lyrischen und epischen Dichtungen der Polen ins Deutsche, die zuerst 1860 erschien. Zu meiner Freude fand der Versuch lebhaften Anklang, das Werkchen erlebte rasch nacheinander drei Auflagen [...]“ (Nitschmann, 1875:V, Vorwort).

Mit Nitschmanns Übersetzungen aus dem Polnischen ins Deutsche wird die Aufmerksamkeit auf die Transferprozesse literarischer Werke gelenkt. In der fachwissenschaftlichen Diskussion spricht man über den Beitrag der Übersetzungswissenschaft zum Kulturtransferkonzept. Auch die Translationswissenschaft richtet zunehmend das Augenmerk auf die KulturmittlerInnen, die nicht innerhalb einer Kultur, sondern an den Schnittpunkten von Kulturen operieren. Die Übersetzungen werden hinsichtlich ihrer kulturellen und sozialen Kodierungen untersucht. Man bedarf einer Übersetzung als Brücke zum Originaltext. Übersetzer und Dolmetscher sind Brückenbauer, die getrennte Ufer – Menschen und Kulturen – miteinander verbinden. So stellt sich die Frage: wie muss die Brücke konstruiert sein, damit der Austausch funktioniert? Wie gelangt das Übertragene an das andere Ufer, und was wird dort aufgenommen (vgl. Lebedewa). Die Tatsache, dass nicht jeder Übersetzer das Ufer erreicht, provoziert die Frage, ob es Nitschmann gelungen ist, das Ziel zu erreichen. Die vermehrten Auflagen seiner Werke lassen eine positive Antwort auf diese Frage erahnen. Da aber kulturelle Übersetzungsprobleme häufig aus Differenzen

zwischen Ausgangs- und Zielkultur resultieren, verbindet man die Forschung zur Literaturübersetzung mit der Imagologie, dem Untersuchen von Selbst- und Fremdbildern von Kulturen, die unseren Umgang mit fremden Texten und deren Übersetzungen prägen. Ob durch Nitschmanns Übersetzungen ein neues kulturelles Potenzial, das Ausgangs- und Zielkultur miteinander verbindet, entstanden ist, bedürfte einer speziellen Untersuchung.

Die Krönung der literarisch-wissenschaftlichen Arbeit von Heinrich Nitschmann war aber eine für den deutschen Leser bestimmte „Geschichte der polnischen Litteratur“, die in Leipzig 1882 und erweitert 1889 sowie 1896 in Gera erschien. Ihr buchhändlerischer Erfolg ermöglichte diese mehrfache Ausgabe. Es war eine erste umfassende und gründliche Darstellung polnischer Poesie und Prosa in deutscher Sprache. Mit der Veröffentlichung dieser Geschichte hat sich Nitschmann die Aufgabe gestellt, „die edlen Früchte polnischen Geistes zur Kenntnis und zum Genuß des deutschen Volkes zu bringen“ (Nitschmann, 1889:V).

Im Kontext der Kulturtransferforschung steht auch Nitschmanns Verbindung zu namhaften polnischen Intellektuellen im Blick. Er verkehrte mit den bedeutendsten Persönlichkeiten kulturellen Lebens des 19. Jahrhunderts. Die Briefe an Heinrich Nitschmann sind auf zwei Briefsammlungen verteilt (B.E., Briefe), seit 2005 sind sie in der Elbinger Bibliothek aufbewahrt und warten, wie der gesamte Nachlass von Heinrich Nitschmann, auf eine gründliche Auswertung. Einen breiteren Zugang zu den polnischen Intellektuellen und Institutionen eröffnete ihm die 1882 erschienene „Geschichte der polnischen Litteratur“. Viele Intellektuelle und Institutionen bedankten sich bei Nitschmann, wie z.B. der Rektor der Jagellonischen Universität, dessen Brief vom 26. August 1882 wir kurz zitieren:

„Euer Wohlgeboren!

Der gefertigte Rector der Jagellonischen Universität säumt nicht, für das soeben erhaltene Exemplar Ihres Werkes *Geschichte der polnischen Litteratur* im Namen der Universität seinen wärmsten Dank auszudrücken [...]. Empfangen Eure Wohlgeboren den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung. Krakau, 26. August 1882. Dr. Kuczyński” (B.E., rps 297,89).

Nitschmanns Korrespondenz gibt uns interessante Einblicke in seinen eigenen literarischen und musikalischen Schaffensprozess. Er hat sich kontinuierlich mit der polnischen Literatur und mit den Übersetzungen aus dem Polnischen befasst. Um sich Zugang zu aktuellen Informationen zu verschaffen und um eigene Übersetzungsversuche mit anderen Übersetzern zu konfrontieren und manche translatorischen Fragen zu klären, entwickelte er ein Korrespondenznetz mit vielen, nicht nur polnischen Intellektuellen, u.a. mit Marian Zdychowski, Aleksander Brückner, Józef Majer, Stefan Kuczyński, Stanisaw Bełza, Waclaw Zaleski, Albert Zipper, Stanisław Karwowski, Ludwig Kurzmann. Als besonders interessant erwiesen sich in dieser Hinsicht die Briefwechsel mit Ludwik Kurtzmann und Aleksander Winklewski. Alle drei übersetzen aus dem Polnischen ins Deutsche und stehen sich gerne mit Rat und Tat zur Seite. Ihnen

schließt sich auch Maria Kurtzmann, die Ehefrau von Ludwig Kurtzmann, an. Sie hat wiederum aus dem Deutschen ins Polnische übersetzt.

Die briefliche Korrespondenz stellt einen wesentlichen Bereich transnationaler und interkultureller Kommunikationsprozesse dar. Als Methode für die Auswertung von Nitschmanns Korrespondenz bietet sich aus, die Thematik der Briefe und den Korrespondentenkreis zu systematisieren. In thematischer Hinsicht ergeben sich folgende Schwerpunkte: 1. Biographische Informationen zur eigenen Person, aber auch zu anderen Autoren; 2. Informationen zu Publikationen und zu ihren Rezensionen; 3. Austausch von Buchsendungen; 4. Austausch von Informationen hinsichtlich der vorgenommenen Übersetzungen; 5. Private Angelegenheiten. Persönliche Angelegenheiten treten in den Briefen selten auf. Ihren Inhalt bilden meistens sachliche Ratschläge und literarische Neuigkeiten. Die Korrespondenz von Heinrich Nitschmann ist deshalb für einen Forscher, der die Entwicklung des kulturellen Lebens in Polen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts verfolgt, eine wertvolle Quelle. Das Konzept des Kulturtransfers ist, wie es von Espagne und Werner formuliert worden ist, von Austausch, Interdependenz und Dynamik geprägt (Espagne\Werner 1988:16). Diese Dimensionen des Kulturtransferbegriffes eröffnen auch eine Reihe von Fragen hinsichtlich der Korrespondenz (dazu vgl. Struck 2007:218). Welche Arten des Kulturtransfers resultieren aus den brieflichen Kontakten? Welche Richtungen von Transferströmen lassen sich ausmachen? Wie lassen sich innerhalb einer auf das Konzept des Kulturtransfers angewandten Korrespondenzforschung dynamische Prozesse der Veränderung untersuchen?

Nitschmann zeichnete sich auch auf dem Gebiet der klassischen Musik aus, er war selbst Komponist, ein angesehener Musikkritiker und erfolgreicher Organisator von Musikveranstaltungen. Neun Jahre lang leitete er die von ihm mitbegründete „Elbinger philharmonische Gesellschaft“. Sein musikalisches Werk wollen wir aber vor allem unter dem Blickwinkel der deutsch-polnischen kulturellen Verflechtungen betrachten. In diesem Zusammenhang soll daher an Nitschmanns Aufenthalt auf seinem Rittergut Posaren erinnert werden. Im Jahre 1855 erwarb er das Rittergut Posaren bei Soldau in Neu-Ostpreußen, wo die Mehrheit der Bevölkerung polnischer Abstammung war und hier kam er intensiv mit der polnischen Sprache in Berührung. Der 10-jährige Aufenthalt in Posaren entwickelt sein Interesse an der Sammlung und Erforschung des polnischen Volksliedes. Diese Volkslieder, die seit vielen Jahrhunderten in mündlicher Überlieferung, d.h. singend, weitergeben wurden, mussten jetzt, um angemessen und nachhaltig transferiert werden zu können, in schriftlicher Form festgehalten werden. Nitschmann beherrschte die polnische Sprache in diesem Maße, dass er neben der Melodie, die Schönheit des Textes der vom Volk gesungenen Lieder herausspüren konnte. Die polnischen Volkslieder wurden von Nitschmann mit deutschen Elementen verschmolzen. Seine Sensibilität für das Schöne provozierte ihn immer wieder zur Suche nach neuen Motiven, sei es nach polnischen, sei es nach deutschen oder sorbischen. Dank seines Engagements für das kulturelle Leben der Stadt etablierte sich auch Elbing als kulturelles Zentrum.

In Elbing hat Nitschmann eine Zusammenarbeit mit Rodrich Nesselmann, dem Probst und Gottfried Döring, dem Kantor der Marienkirche aufgenommen. Die Zusammenarbeit brachte im Jahre 1864 das Werk „Sieben slavische Melodien aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert“ hervor, in dem sich auch drei Lieder aus dem „Psalm-buch“ von Jan Kochanowski in Nitschmanns Übersetzung fanden. Letztendlich ist das Werk 1868 in Leipzig bei Alfred Dörffel unter dem Titel „Dreissig slavische Melodien aus dem XVI und XVII Jahrhundert“ erschienen. Döring hat die Melodien ausgewählt und Nitschmann hat alle Texte ins Deutsche übersetzt. Im Kontext der deutsch-polnischen Kulturbegegnung ist auch das musikalische Werk Gottfried Dörings zu beachten. Die Lieder sind den polnischen Melodien entlehnt worden, und sie werden auch als Ergänzung im Buch von Döring „Grundlehren des Musikunterrichts. Ein Handbuch für Gesang und Instrumental Schüler“ herausgebracht (dazu Towarek 2005:80). Das belegt auch das rege Interesse des Musikers für polnische Musik, deren Elemente in die protestantische deutschsprachige Kirchenmusik transferiert werden (dazu Gorski\Skorupa 2005:119). In diesem interkulturellen Beziehungsgeflecht kommt aber sowohl das Polnische als auch das Deutsche, Sorbische, Englische und Französische zum Ausdruck. So wurde das zeitgenössische Musikleben in Elbing im 19. Jahrhundert von einem intensiven Kulturtransfer geprägt.

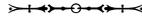
In der Elbinger Bibliothek gibt es 18 Kompositionen aus dem musikalischen Werk von Heinrich Nitschmann. Die Kompositionen wurden einer Analyse unterzogen und so stellten Górski und Skorupa (ebd.:116) fest, dass die Komposition „Alla Mazurka“ die Melodie von „Souvenir de Posen“ oder „Sielanka“ von Henryk Wieniawski travestieren. Die Komposition hat einen authentisch polnischen Charakter. Die Musik interessierte Nitschmann auch als Kulturererscheinung, die den polnischen Geist bereichert. Sein Interesse galt auch der polnischen Oper. In der ersten Auflage seiner „Geschichte der polnischen Litteratur“ (1882) widmet er ein ganzes Kapitel den polnischen Komponisten. Besonders enthusiastisch ging er auf die erste öffentliche Aufführung der polnischen Oper „Glück im Unglück“ mit Libretto von Franciszek Bohomolec und Wojciech Bogusławski, und Musik von Mateusz Kamieński ein.

Die Erforschung kulturellen Transfers zwischen den Nationen und Nationalkulturen zeigt, inwieweit diese interkulturell konstruiert sind und interkulturell funktionieren. Der vorliegende Beitrag versteht sich eher als eine erste Annäherung an den Prozess des kulturellen Transfers zwischen Deutschland und Polen im 19. Jahrhundert und nicht als eine tiefgreifende Analyse dieses Prozesses. Da sich die deutsch-polnische Kulturtransfer-Forschung hauptsächlich auf das Mittelalter oder das 17. und 18. Jahrhundert konzentriert und bislang kaum an der 2.Hälfte des 19. Jahrhunderts interessiert war, sind zahlreiche kulturvermittelnde Prozesse und Verknüpfungen dieser Zeitspanne unerforscht. Bei dem Erörtern der Kulturtransferproblematik besteht das Problem vor allem in der Komplexität der kulturellen Austauschprozesse. Da aber der geistige Austausch zwischen Polen und Deutschen an vielen empirischen Beispielen darzulegen ist, kann er als ein gleichwertiger Bestandteil des Kulturtransferprozesses betrachtet werden.

Bibliographie:

- BŁAWAT A., 2005, Henryk Nitschmann życie i dzieło, Elbląg.
Briefe an Heinrich Nitschmann, Erste Sammlung, rps 300/II; Briefe an Heinrich Nitschmann
, Zweite Sammlung, rps 296/IV, Biblioteka Elbląska. Zit.: B.E., Briefe.
Catalog der Heinrich Nitschmann'schen Bibliothek, rps 301/II, Biblioteka Elbląska (Elbinger
Bibliothek). Zit.: B.E., Catalog
- DŁUGOŃCZYŃSKI W. (Hrsg.), 2005, Henryk Nitschmann 1826-1905, Elbląg.
Biblioteka Elbląska, rps 297, 89. Zit. B.E., rps 297, 89.
- ESPAGNE M., WERNER M., 1988, Deutsch-französischer Kulturtransfer als Forschungsge-
genstand. Eine Problemskizze, in: dies. (Hrsg.), Transferts. Les Relations interculturelles
dans l'espace franco-allemand, Paris, S. 11-34.
- ESPAGNE M., MIDDELL M. (Hrsg.), 1993, Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer
zwischen Sachsen und Frankreich im 18. Und 19. Jahrhundert, Leipzig.
- ESPAGNE M., GREILING W. (Hrsg.), 1996, Frankreichfreunde. Mittler des französisch-
deutschen Kulturtransfers (1750-1850), Leipzig.
- GÓRSKI W., SKORUPA M., 2005, Muzykalia Henryka Nitschmanna w zbiorach Biblio-
teki Elbląskiej jako przyczynek do rozważań repertuarowych, in: Henryk Nitschmann
1826-1905 Materiały z sesji Naukowej zorganizowanej z okazji setnej rocznicy śmierci.
Elbląg, S. 113-122.
- HAEDICKE D., 1994, Heinrich Nitschmann aus Elbing. Im Dienste völkerverbindender Lied-
und Literaturforschung, in: Westpreußen-Jahrbuch, Bd. 45 (1995 [1994]), S. 75-82.
- JARZĘBOWSKI L., 1960, Henryk Nitschmann – miłośnik kultury polskiej, in: Zeszyty Na-
ukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika w Toruniu. Filologia polska (II), H. 3.
- LEBEDEWA J., Die vollkommene Übersetzung bleibt Utopie, [http://www.uni-heidelberg.de/
presse/ruca/ruca07-3/wort.html](http://www.uni-heidelberg.de/presse/ruca/ruca07-3/wort.html).
- MIDDEL M., 2001, Von der Wechselseitigkeit der Kulturen im Austausch. Das Konzept des
Kulturtransfers in verschiedenen Forschungskontexten, in: Andrea Langer, Georg Mi-
chels (Hrsg.), Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert, Prag-Krakau-u.a.,
S. 16-52.
- NITSCHMANN H., 1875, Der polnische Parnaß. Ausgewählte Dichtungen der Polen,
Leipzig.
- NITSCHMANN H., 1889, Die Geschichte der polnischen Litteratur (die 1. Auflage 1882),
Leipzig.
- STRUCK B., 2007, Reise und Kulturtransfer. Möglichkeiten und Grenzen eines Forschungs-
konzeptes, in: Gesa Stedman und Margarete Zimmermann (Hrsg.), Höfe – Salons – Aka-
demien. Kulturtransfer und Gender im Europa der Frühen Neuzeit, S. 213-341.
- TOWAREK P., 2005, Kultura muzyczna w Elblągu w II połowie XIX wieku w świetle felie-
tonów i esejów prasowych Henryka Nitschmanna, in: Henryk Nitschmann 1826-1905,
Elbląg, S. 75-97.

Lech Kolago



Literatur-Musik-Beziehungen als Grenzgebiet der Künste oder über die „Todesfuge“ von Paul Celan

Untersuchungen, in denen die Vielfalt der Verbindungen zwischen Literatur und Musik als Forschungsgegenstand aufgegriffen wird, erstrecken sich wenigstens auf drei voneinander abgrenzbare Hauptgebiete: Musik und Literatur/Dichtung, Literatur in der Musik und Musik in der Literatur (vgl. Just 1979:699-750).

Die Rede ist dabei von den Musikalisierungsversuchen in der Literatur, von der Literarisierung der Musik, Programmmusik, Literaturoper, von Klangmalereien, von der Übernahme spezifisch musikalischer Strukturen und Techniken in die Literatur, von dichterischen Nachahmungsversuchen der akustischen Qualität der Musik und umgekehrt, von Wortmusik und Sprachmusik, von der Musikalisierung der Sprache, vom Musikalischen in der Lyrik etc. (vgl. Scher 1984:9-25).

Seitdem es Musik und Literatur/Dichtung gibt, so schreibt Just in seinem umfangreichen Artikel „Musik und Dichtung“ (vgl. Just 1979:699), existiert eine Beziehung zwischen den Künsten: der Kunst des Tones und der Kunst des Wortes.

Fragen über die Beziehungen zwischen Musik und Literatur/Dichtung gewinnen an Schärfe, wenn man sich die über diese Problematik in den letzten zweihundert Jahren geäußerten Aussagen einiger Schriftsteller und Komponisten in Erinnerung ruft, wie sie Richard Strauss in einem Brief (1939) an Joseph Gregor, im Zusammenhang mit seinem „Capriccio“ präsentiert: „Was mir vorschwebte: eine geistreiche dramatische Paraphrase des Themas:

Erst die Worte, dann die Musik (Wagner)
oder erst die Musik, dann die Worte (Verdi)
oder nur Worte, keine Musik (Goethe)
oder nur Musik, keine Worte (Mozart),

um nur einige Schlagworte hinzusetzen! Dazwischen gibt es natürlich viele Zwischentöne und Spielarten! Diese in verschiedenen heiteren Figuren dargestellt, die sich überschneiden und in heitere Lustspielfiguren projiziert, das schwebte mir vor! Z.B. ein vollendetes Goethesches Gedicht braucht keine Musik, gerade bei Goethe schwächt die Musik und verflacht das Wort. Ein Mozartsches Streichquintett sagt alles Tiefe gefühlsmäßig schöner als jedes Wort“ (Knaus 1973:24).

Musik und Dichtung treten auch häufig in Dialog und verbinden sich auf verschiedenen Ebenen und Stufen. Petri weist auf „die Strukturverästelung im Grenzgebiet der beiden Kommunikationssysteme Sprache und Musik“ hin (Petri 1964:7). Als eine der Hauptebenen, auf denen sich diese vielschichtigen Beziehungen beobachten lassen, ist die Übernahme musikalischer Strukturen und Formen in die Literatur zu betrachten.

In dem vorliegenden Beitrag wird der Versuch unternommen, einen der Aspekte aus dem Bereich der „Musik in der Literatur“ zu unternehmen, und zwar „musikalische Form- und Strukturparallelen“ (Scher 1984:14). Dieser Aspekt der Beziehungen zwischen Literatur und Musik wurde bis jetzt eher stiefmütterlich behandelt. Das nur 60 Druckseiten lange Kapitel „Austausch von Großformen“ in Horst Petris „Literatur und Musik“ aus dem Jahre 1964 ist in dieser Hinsicht als bahnbrechend zu betrachten. Die Legitimation für die Forschungen in dem Bereich der musikalischen Form- und Strukturparallelen sind Versuche und Experimente der Schriftsteller und Dichter mit literarischen Werken, die musikalische Formen annehmen, sich an musikalische Formen anlehnen oder in denen sich musikalische Strukturen nachweisen lassen können. Scher schreibt dazu: „Besonders beliebt und zahlreich scheinen die Dichtungsexperimente mit musikalischen Form- und Strukturparallelen zu sein, die auf der grundlegenden Affinität der Gestaltungsprinzipien beider Künste beruhen. Übernahme spezifischer musikalischer Strukturen und Techniken in die Literatur erweist sich in solchen Fällen am wertvollsten, wo über die bloße Konstatierung musikalischer Formenlehre und äußerer Übereinstimmungen zwischen musikalischen und literarischen Gebilden hinaus auch innere, werkbezogene Zusammenhänge und interpretatorisch aufschlussreiche Korrespondenzen gezeigt werden können. Bisher ist er nur wenigen Interpreten gelungen, solche Strukturbezüge überzeugend zu belegen, obwohl sie in einer größeren Anzahl von Werken konkret nachweisbar sind“ (Scher 1984:13).

Meine Arbeitsthese, die ich in der vorliegenden Untersuchung beweisen will, lautet: Musikalische Formen und Strukturen lassen sich in die Literatur übertragen oder umgekehrt gesagt: Literarische Werke können in musikalischen Formen verfasst werden. Aus dieser These resultiert zwar eine generelle Feststellung, dass sich nämlich ein musikalisches Prinzip, eine musikalische Regel im sprachlichen Medium zum Ausdruck bringen lassen. Dabei entsteht jedoch eine Frage, auf die ich im Folgenden eine Antwort zu finden hoffe: Inwiefern kann der Dichter nach strengen musikalischen Grundprinzipien schreiben und sich dabei an musikalischer Arbeitsweise orientieren? Ist es und inwiefern wäre es möglich, eine totale Übertragung musikalischer Formen und Strukturen in die Literatur zu erreichen? Es handelt sich also um „Grenzgebilde“ im Grenzgebiet zwischen den Künsten.

Es gibt literarische Werke und Gedichte, denen als Titel Wörter aus der Musik vorangestellt sind. Gemeint sind z.B. Gedichte in der Sammlung „mit musik“ von Ernst Jandl: „chanson, andantino, ohren im konzert, etüde in f, canzone“ oder in der Sammlung „für alle“ das Gedicht „kleines konzert“; im Zyklus „Die schöne Stadt“

von Georg Trakl – „Musik im Mirabell“, der Zyklus „Kleines Konzert“ sowie Gedichte im Zyklus „Aus goldenem Kelch“: „Sommersonate“, „Wintergang in a-Moll“; Gedichte „Zu einer Toccata von Bach“, „Dreistimmige Musik“, „Verlorener Klang“ von Hermann Hesse; „Präludium“, „Der Tanz“, „Das Grammophon“ von Christian Morgenstern, „Der Cellospieler“ von Carl Zuckmayer oder „Schubert. Zwölf Moments musicaux und ein Roman“ von Peter Härtling. Manche dieser Titel sind jedoch im übertragenen Sinne zu verstehen und kommen „somit nicht für eine musikalische Subsumtion in Betracht“ (Petri 1964:31).

Für die Analyse eines Werkes, das in einer musikalischen Form verfasst wurde, habe ich ein Werk gewählt, das im 20. Jahrhundert entstanden ist, dessen Titel allein schon auf die „Ähnlichkeit mit Musik“ hinweist: die „Todesfuge“.

Das Gedicht „Todesfuge“ erschien im Jahre 1952 im Gedichtband „Mohn und Gedächtnis“. Paul Celan unternahm den schwierigen Versuch, ein musikalisches Prinzip, eine musikalische Regel, eine musikalische Form sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Dafür wählte er die musikalische Form die Fuge. Das Gedicht „Todesfuge“ gehört zu den Werken, die von manchen Forschern als „Grenzgebilde“ bezeichnet werden, denn sie bewegen sich im Grenzgebiet zwischen Literatur- und Musikwissenschaft. Die „Todesfuge“ ist ein tragisches und ergreifendes Gedicht, das von der Vernichtung der Menschen im deutschen Konzentrationslager Auschwitz im Zweiten Weltkrieg handelt.

Zitieren wir nun den Text der „Todesfuge“:

„Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts
 wir trinken und trinken
 wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
 Ein Mann wohnt in Haus der spielt mit den Schlangen der
 schreibt
 der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar
 Margarete
 er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne
 er pfeift seine Rüden herbei
 er pfeift seine Juden hervor lässt schaufeln ein Grab in der
 Erde
 er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz
 Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
 wir trinken dich morgens und mittags wir trinken dich abends
 wir trinken und trinken
 Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der
 schreibt
 der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes
 Haar Margarete
 Dein aschenes Haar Sulamith wir schaufeln ein Grab in den
 Lüften da liegt man nicht eng
 Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr andern singet
 und spielt

er greift nach dem Eisen im Gurt er schwingts seine Augen
 sind blau
 stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr andern spielt weiter zum
 Tanz auf
 Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
 wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich abends
 wir trinken und trinken
 ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
 dein aschenes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen

Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus
 Deutschland
 er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch
 in die Luft
 dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng
 Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
 wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus
 Deutschland
 wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken
 der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau
 er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau
 ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
 er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der
 Luft
 er spielt mit den Schlangen und träumt der Tod ist ein Meister
 aus Deutschland
 dein goldenes Haar Margarete
 dein aschenes Haar Sulamith“ (Celan 1981:41-42).

Dieses Gedicht setzt sich aus 2 Themen zusammen: aus dem „wir“-Thema und dem „er“-Thema, die ungefähr gleich lang sind. Beide Themen bestehen aus Motiven, die mehr oder weniger regelmäßig im Text erscheinen oder nur einmal auftreten. Das „wir“-Thema zerfällt in 3 kurze Motive: „Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie“, „wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng“, „dein aschenes Haar Sulamith“. Das erste Motiv kommt im Vers 1, 10, 19, 27 vor, wobei es beim ersten Erscheinen lautet: „Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie“ und bei den Wiederholungen wird das Wort „sie“ durch „dich“ ersetzt: „Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich“. Hier werden nur die Worte ausgetauscht. Dieser Wort-austausch beeinflusst aber keinesfalls den strukturellen Bau des Motivs. Im zweiten Teil des Motivs wechseln frei, nicht unbedingt chronologisch und ohne jede logische Reihenfolge die Tageszeiten: „... wir trinken sie abends wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts“, was keinesfalls auf irgendeine dynamische Entwicklung dieses Motivs hinweisen sollte. Es ist ebenso ein bloßer Wortaustausch, der diesen Gedanken nur verstärken soll. In einem Konzentrationslager wählt der Tod keine besondere Tageszeit für seine Opfer. Schwarze Milch, als Symbol des Rauches aus den Schornsteinen im Vernichtungslager, ist eine vergiftete Milch, die zu jeder

Tageszeit den Tod bringt, im Gegensatz zur weißen Milch, die dem Kind das Leben schenkt.

Die beiden anderen Motive des „wir“-Themas wiederholen sich unverändert: Das Motiv „wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng“ tritt im Vers 4 und 15 auf, das Motiv „dein aschenes Haar Sulamith“ in den Versen 15, 22 und 36. Das statische Prinzip einer Fuge wird im ersten Thema völlig bewahrt.

Das jeweilige Erscheinen im Text des ersten Motivs, das für das erste Thema repräsentativ ist, wurde mit einem großen Buchstaben am Anfang des Verses markiert. Graphisch wurde es zusätzlich mit einem größeren Abstand vor seinem Auftreten gekennzeichnet. Visuell teilt solch eine Schreibweise das ganze Gedicht in vier Teile auf. Es sind aber keine Strophen, denn sie würden das Motorische einer Fuge und ihre Energie des Rhythmus wesentlich behindern. Dadurch bleibt auch die Geschlossenheit der Form stärker bewahrt. Das ganze läuft ohne Pausen und Unterbrechungen weiter.

Das zweite Thema ist wesentlich reicher an Motiven als das erste. Das Hauptmotiv dieses „er“-Themas „Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen“ kommt viermal vor: in den Versen 5 und 13 wird es wörtlich wiederholt. Im Vers 22 wurde es durch die Einführung von 2 Motiven aus beiden Themen aufgeteilt:

„Ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen.“

Im Vers 32 fällt diese Teilung viel stärker auf, denn dazwischen wurde ein Textabschnitt in der Länge von anderthalb Zeilen eingeführt:

„ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in den Luft
er spielt mit den Schlangen...“

Celan wandte an dieser Stelle ein technisches Mittel zur Durchführung des Themas in einer Musikkuge an: die Augmentation. Das Hauptmotiv wurde dadurch wesentlich verlängert.

Zweimal, in den Verszeilen 6 und 14, kommt das Motiv „der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland“ vor. Das Motiv „dein goldenes Haar Margarete“ erscheint fünfmal, in den Versen 5, 14, 22, 32, 35. Das Motiv „Er ruft stecht tiefer ans Erdreich ihr einen“ aus dem Vers 16, findet man leicht verändert im Vers 18: „steckt tiefer die Spaten ihr einen“.

In dem „er“-Thema treten auch leichte Veränderungen in den Motiven auf, die ebenso nur als Wort austausch von Wörtern aufgefasst werden sollten:

„er pfeift seine Rüden herbei“
„er pfeift seine Juden hervor“.

Die konstanten Elemente, die die semantischen Änderungen miteinander verbinden, bleiben hier der Sprachrhythmus und die Grundstimmung des Gedichtes:

„er ruft streicht dunkler die Geigen“
 „Er ruft stecht tiefer ins Erdreich“
 „Er ruft spielt süßer den Tod“.

Zu den Bestandteilen einer Fuge gehören: Thema oder Themen, polyphonische und harmonische Mittel, Überleitungen oder Zwischenspiele und Episoden (Mała encyklopedia 1970:329). Mit Ausnahme von polyphonischen und harmonischen Mitteln machte dem Dichter die Einführung der übrigen Elemente ins Gedicht keine wesentlichen Schwierigkeiten. Die zitierten Bestandteile einer Fuge lassen sich also – in einem anderen Material – leicht aus der Musik in die Literatur transponieren. Als ein gutes Beispiel dafür darf die Einführung der Überleitung „der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ genannt werden, die in den Versen 30 und 31 zu einer Episode entwickelt wurde.

Da das Thema als melodische Basis einer Fuge mehrmals in verschiedenen Stimmen erscheint, entscheidet es auch über die Evolution einer Fuge. Das bedeutet aber nicht, dass die Fuge zu den dynamischen Musikformen gehört, so wie Seidensticker (Seidensticker 1960) und Butzlaff (Butzlaff 1960) in ihren Artikeln über die „Todesfuge“ schreiben. Seidensticker spricht sogar über die „musikalische Dynamik der Fuge“ (1960:41), und das Ganze ist für ihn „ein Reigen“ (1960:40).

Das Konstruktionsschema einer Fuge ist ein statisches Kompositionsprinzip, weil sich das Thema nicht entwickelt. Es erscheint in verschiedenen Stimmen in unveränderter Weise.

Eine Fuge ist die geschlossenste und konsequenteste polyphonische Form (Chomiński, Bd. 1, 1983:423). Sie wird mit der Technik der Imitation aufgebaut. Das Element der Imitation im Gedicht ist die regelmäßige Wiederholung beider Themen.

Die Fuge beginnt mit der Exposition des Themas in der Grundtonart. Auf dieses Thema, den Dux, folgt im Quint- oder Quartabstand eine Antwort, der Comes. Da das Gedicht aus einem ganz anderen Material als eine Fuge aufgebaut ist, kann dabei auch keine Rede von diesem Quart-Quint-Prinzip sein, das über ihre „differentia specifica“ (Pociej 8/1985) entscheidet. Das Prinzip der Imitation – dux-comes – wurde im Gedicht aber beibehalten.

Das Prinzip der Imitation kommt darüber hinaus zum Ausdruck in der wörtlichen oder leicht geänderten Wiederholung der Motive sowie inhaltlich unterschiedlicher Strukturen. Celan hat graphisch 4 Teile des Gedichtes ausgesondert, die fast gleich lang sind: 9, 9, 8, 10 Verszeilen. Beim Vortrag können sie z.B. mit leicht veränderter Stimme markiert werden.

Viermal erscheint im Gedicht der Vers: „der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ (in den Versen 24, 28, 30, 34). Es ist eine Überleitung, die in den Versen 30-31 zur Episode entwickelt wurde:

„der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau
 er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau“.

Durch den Gebrauch des Endreims, der nur einmal im ganzen Gedicht vorkommt, wird die Zugehörigkeit beider Verse betont.

Die Imitation als ein wesentliches Mittel der polyphonischen Technik kommt deutlich zum Ausdruck in der Nebeneinanderstellung von Motiven des zweiten Themas:

„er ruft streicht dunkler die Geigen“

„er ruft stecht tiefer ins Erdreich“

„er ruft spielt süßer den Tod“.

Es wird hier mehrmals der gleiche Sprachrhythmus wiederholt.

Die Imitation kommt im Gedicht nicht nur in den wiederkehrenden Motiven, sondern auch in der vokalen Klangschicht vor. Dieses auf Klang bedachte melodiose Langzeilengedicht bevorzugt die Assonanz auf „a“, „i“ und „ü“, die in den Oxymoron „Schwarze Milch der Frühe“, in dem äußersten an Paradoxie eingeführt wird.

Meisterhaft hat Celan die Rekapitulierung durchgeführt. Die Coda besteht aus den 10 letzten Verszeilen. Die Hälfte wurde für das erste Thema bestimmt. Es erscheint wieder das Thema, und die Überleitung „der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ wird zur zweiteiligen Episode entwickelt, die mit dem Endreim (Vers 30 und 31) endet. Die Hälfte wurde für das zweite Thema bestimmt. Es wird an die Überleitung erinnert sowie an die am häufigsten vorkommenden Motive aus dem ersten und zweiten Thema. In den beiden letzten Verszeilen kommt das polyphone und kontrapunktische Element deutlich am Ende des Gedichtes zum Ausdruck, als die zwei Motive beider Themen in der Engführung unmittelbar nacheinander in folgenden Kurzzeilen erscheinen:

„dein goldenes Haar Margarete

dein aschenes Haar Sulamith“.

Ein weiteres Kennzeichen der Fuge ist ihre abgeschlossene und dichte Form. Das heißt, dass die einzelnen Bauelemente bestimmte Funktionen zu erfüllen haben. Das Thema erscheint unverändert, statisch, und verursacht das Vorkommen einzelner Motive. Besonders im zweiten Thema gibt es eine Dichte von Motiven. Es werden die Tätigkeiten und Aktivitäten aufgeführt, die der Häscher in einem Vernichtungslager betreibt, bevor er sein Opfer tötet: „er schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland“, „er pfeift seine Rüden herbei“, „er pfeift seine Juden hervor“, „läßt schaufeln ein Grab in der Erde“, „Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen“, „ihr andern singet und spielt“, „er greift nach dem Eisen im Gurt“, „er hetzt seine Rüden auf uns“ usw. Im Gedicht wurde also diese enge Form der Musikkfuge nachgeahmt.

Ein weiteres charakteristisches Kennzeichen der Fuge ist das Motorische, eine gewisse „Flucht“ der Stimmen. Das Motorische und jenes Vorantreiben erreichte Celan nicht nur durch Verzicht auf den strophischen Bau des Gedichtes sowie auf die Interpunktionszeichen, um den freien Fluss der Rede nicht zu stoppen, sondern auch durch das Einführen von Verszeilen mit unterschiedlicher Länge. Neben den

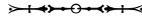
um dieses Gefühl des Müdewerdens zu vermeiden. Jene Mittel der Kompositionstechnik lassen sich aber nicht automatisch in die Literatur übertragen.

Zusammenfassend wäre folgendes zu sagen: Auf der Grundlage der oben durchgeführten Analyse des Gedichtes „Todesfuge“ von Paul Celan kann man feststellen, dass die Übernahme spezifischer musikalischer Strukturen, Kompositionstechniken und -prinzipien in die Literatur möglich auf der Ebene einzelner Gestaltungselemente ist. Dagegen ist eine totale Übernahme von Musikformen in die Literatur auf dieser Ebene nicht möglich. Dem stehen im Wege typisch musikalische Parameter, wie: Polyphonie, Kontrapunktik aber auch der statische Charakter der Themen. Und dennoch ist die totale Übertragung von Musikformen in die Literatur möglich, wenn man die Form auf die Ebene der Abstraktion hebt und sie von dieser Ebene her betrachtet, das heißt wenn man Form als Prozess der Formung begreift.

Bibliographie:

- BACHMANN I., 1959, Musik und Dichtung, in: Konzertreihe mit neuer Musik Jg. 10, Folge 40.
- BOULEZ P., 1972, Werkstatt-Texte. Aus dem Französischen von Josef Häusler, Frankfurt/Berlin 1972.
- BUTZLAFF W., 1960, Paul Celan: Todesfuge, in: Der Deutschunterricht 12, 3, S. 42-51.
- CELAN P., 1981, Todesfuge, in: Celan P., Gedichte in zwei Bänden, Frankfurt/M, S. 41-42.
- CHOMIŃSKI J./WILKOWSKA-CHOMIŃSKA K., 1974-1987, Formy muzyczne, Bd. 1-5, Kraków 1974-1987.
- HELMAN A., 1980, Problem syntezy sztuk w świetle semiotycznej koncepcji systemów złożonych, in: Cieślukowska T./Sławiński J. (Hg.), Pogranicza i korespondencje sztuk, Warszawa.
- JUST K. G., 1979, Musik und Dichtung, in: Stammeler W. (Hg.), Deutsche Philologie im Aufriß III, Berlin, Sp. 699-750.
- Mała encyklopedia muzyki, Warszawa 1970.
- PEACOCK R., 1984, Probleme des Musikalischen in der Sprache, in: Scher S. P., Literatur und Musik, Berlin, S. 154-168.
- PETRI H., 1966, Form- und Strukturparallelen in Literatur und Musik, in: Studium Generale 19, S. 72-84.
- PETRI H., 1964, Literatur und Musik. Form- und Strukturparallelen, Göttingen 1964.
- POCIEJ B., 1985, Fuga, in: Ruch Muzyczny 8, Historia muzyki 48, o. S.
- SCHER S.P. (Hg.), 1984, Literatur und Musik. Ein Handbuch zur Theorie und Praxis eines komparatistischen Grenzgebietes, Berlin 1984.
- SEIDENSTICKER P., 1960, Paul Celan: Todesfuge, in: Der Deutschunterricht 12, 3, S. 35-42.
- STEPHAN R. (Hg.), 1974, Über Musik und Sprache, Mainz 1974.

Piotr Kociumbas



Das Multikulturelle an der Mottlau. Zum Phänomen der Gelegenheitskantate im Danzig des 18. Jh.s

Die Feststellung, dass Danzig im 18. Jh. ein Tiegel war, in dem sich verschiedene Kulturen verschmolzen und einander durchdrangen, ist keinesfalls neu. Die Aufgeschlossenheit, Pracht und malerische Lage dieses Hansemitgliedes lockten, wie vor Jahrzehnten, Menschen verschiedener Nationalitäten an. Danzigs Ruhm, der mit Schiffen in die wichtigsten Handelszentren Europas getragen wurde, ermunterte Ausländer, darunter Künstler und Gelehrte, Danzig häufig zu besuchen und – nicht selten – sich hier anzusiedeln. Ein für die bürgerliche Kultur Danzigs des 18. Jh.s charakteristisches Phänomen, die Kultur, die so gerne fremde Elemente assimilierte, manifestierte sich in der Verherrlichung von Stadtfeierlichkeiten mit musikalisch-literarischen Kompositionen – den Gelegenheitskantaten. Unter diesem Begriff ist eine mehrsätzige, nicht szenische und formal geschlossene vokal-instrumentale Komposition kirchlichen oder weltlichen Charakters zu verstehen, deren literarischer Text durch das Abwechseln von Abschnitten der Lieddichtung, genannt Arien, und des frei-madrigalischen Gedichts, genannt Rezitative, gekennzeichnet ist. Der Text kann durch lyrische, epische, dramatische Elemente geprägt sein und ist mit aktuellen Ereignissen aus dem Leben der lokalen Gemeinschaft oder der in ihrem Rahmen funktionierenden Personen thematisch verknüpft. Das Ziel dieses Referats ist es, anhand der erhaltenen Kantatentexte aus den Sammlungen der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften und des Staatsarchivs Danzig zu zeigen, wie sie Elemente der mit der Stadt an der Mottlau in festen Beziehungen stehenden Länder mit berücksichtigten und sich aneigneten.

Am 26. Oktober 1719 hat Maximilian Dietrich Theodor Freislich – der hiesige Stadtkapellmeister – mit einer Kantate die Introdution Carl Ludwigh Hoheisels zum Professor der griechischen und morgenländischen Sprachen am Akademischen Gymnasium zu Danzig künstlerisch ausgestattet. Der auf dem Titelblatt des gedruckten Textbuches vorkommende Begriff „Musicalisches Drama“ soll als eine dem deutschen Sprachraum eigene Übersetzung des italienischen Begriffs „dramma

per musica“ angesehen werden¹. Mit diesem wurden u.a. die weltlichen, für einige Vokalstimmen bestimmten Kantaten dramatischen Charakters versehen, d.h. jene, die meistens durch bescheidene Handlung pompösen, nicht selten von mythologischen Fäden gesättigten Inhalts gekennzeichnet sind. Diese Handlung wurde schon auf dem Titelblatt des Druckes geschildert: Apollo, der Schutzgott der Künste, stellt sich hier als sieghafter Versöhner dar, welcher die verzankten Vertreter von europäischen Nationen und Sprachen: den Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer, Deutschen und Holländer zur Ruhe bringt. Diese Wahl wurde nicht zufällig getroffen: Zu den von ihnen vertretenen Ländern pflegte damals Danzig intensive kulturelle und wirtschaftliche Kontakte. Jede handelnde Person hebt den übergeordneten Wert ihrer Sprache hyperbolisch hervor und betont, dass sich der Weltbürger gerade dieser bedienen wolle. Die Gottheit beruhigt die verzankten Nationen und betont, jeder habe das Recht das anzupreisen, was ihm gehöre, jedoch in der festgelegten und von Streitigkeiten freien Reihenfolge. Im Zusammenhang damit stellt jede Nation – im Rahmen von Rezitativen und Arien – solche Argumente dar, die von der Überlegenheit ihrer Sprache zeugen. Die im vorliegenden Referat berücksichtigten Erwägungen wurden auch durch diese Ordnung determiniert.

Die erste Lobrede wird vom Spanier gehalten. Die Bedeutung des Spanischen amplifizierend, meint er, jene Sprache solle solche Anerkennung genießen, deren sich Spanien – als das Haupt des Alten Kontinents – unter den europäischen Nationen erfreue. Mit diesem Machtsymbol erinnert der anonyme Textdichter vermutlich an die Vormachtstellung des Kaisers Karl V. von Habsburg – gebürtiger Spanier – über das Europa des 16. Jh.s Der Redner hebt hervor, Gott selbst habe sich der spanischen Sprache bedient, indem er Moses die steinernen Tafeln mit den zehn Geboten auf dem Berg Sinai übergeben habe:

Wie Spanien mein edles Vaterland
 Vor's Haupt von gantz Europa wird erkandt /
 So ist auch meine Sprach die herrlichste zu nennen:
 GOtt selbst gebrauchte Sie
 Dort auff dem Berge Sinai.
 (Freislich 1719:3. Rezitativ, Fragment)

Jene Anschauung – laut des im Textbuch vorkommenden Verweises – ist in der Arbeit „Europäischer Herold“ Friedrich Leutholff von Franckenbergs zu finden (vgl. Franckenberg 1688:628). Durch diesen gesetzgebenden Kontext scheint der Textdichter an die 1530 unter Karl V. beschlossene und 1532 ratifizierte „Constitutio

¹ „Der Auff dem Dantziger HELICON von Apollo beygelegte Wett=Streit der Spraachen / Bey des Wohl=Edlen / Groß=Achtbahren und Wolgelahrten Herrn / Herrn M. Carl Ludwich Hoheisels Solennen INTRODUCTION Zum Professore S. & Oriental. Lingvar. Publ. des weiterberühmten ATHENAEI GEDANENSIS, Den 26. Octobr. Anno 1719. In einem Musicalischen Dramate Vorgestellet von Maximilian Dietrich Freißlich / Capellmeister. DANTZIG / Gedruckt durch E. Edl. Rahts und Gymnasii Buchdrucker / Johann Zacharias Stollen“ (Freislich 1719:1r).

Criminalis Carolina“ anzuknüpfen. Diese heute als erstes deutsches Strafgesetzbuch geltende „Carolina“ bildete lange Zeit hindurch einen der Pfeiler der Urteilsprechung in Kriminalprozessen in Europa. Nicht anders war es zu Danzig, wo sie – seit dem Ende des 16. Jh.s – den sog. Danziger Kulm ergänzte. Die Überlegenheit des Spanischen wurde durch das Prisma des nächsten Beispiels aus Karls Leben gezeigt:

Und Käyser Carl der Fünffte muß bekennen /
 Daß wenn er sich mit GOtt bereden solte /
 Er Spanisch reden wolte:
 Es ist auch gar nicht recht /
 Daß Christus nicht aus Spanischem Geschlecht
 Der Menschheit nach entsprossen.
 (Freislich 1719:3. Rezitativ, Fragment)

Das Argument, der Kaiser habe sich während des Gebets eben dieser Sprache bedient, ist auf die berühmte, dem Monarchen zugeschriebene Aussage über seine Sprachkenntnisse zurückzuführen. Demnach soll er Spanisch zu Gott, Italienisch zu den Frauen, Französisch zu den Männern und Deutsch zu seinem Pferd gesprochen haben (vgl. Bayle 1720:844). Jener, setzt der Spanier fort, der seine Aufmerksamkeit auf sich lenken wolle, gleichgültig, was er zu sagen habe, müsse sich nach der spanischen Mode richten. Hiermit spielt der Textdichter ironisch auf die Zeiten Karls V. an, als der Letztere, die Krone des Heiligen Römischen Reiches tragend, den Deutschen spanische Mode, Sitten und Gebräuche vermittelte. Sie kamen ihnen jedoch fremdartig, seltsam, ja exotisch vor. Man muss aber zugestehen, dass die spanische Mode das Europa des 16. und 17. Jh.s eroberte, was zumindest die zeitgenössischen Porträts der Danziger Bürger u.a. von Andreas Stech oder Anton Möller vortrefflich widerspiegeln. Eine sprachliche Spur von jenem Sachverhalt ist die Redewendung „etwas kommt jmdm. spanisch vor“, welche soviel wie „etwas seltsam, verdächtig finden“ bedeutet.

Mit seinen laudatorischen Argumenten tritt der Italiener in die Diskussion ein, dessen Aussage mithilfe von Makkaronismen („Basta“, „Rodomontade“) stilisiert wurde, und beginnt die Beweisführung des Vorredners zu kritisieren. Die ganze Welt – der Argumentation gemäß – verherrliche Italienisch, weil sie es für angenehm klingend halte. Mit dieser Sprache solle der Kaiser Karl – laut des angeführten Ausspruches – die Frauen gelockt haben:

Drumb wolte Kayser Carl der Liebsten Hertz zu brechen
 Nur Italiänisch sprechen:
 Und o wie angenehm
 Klingt die Music durch ihrer Wörter=Thon!
 (Freislich 1719:4. Rezitativ, Fragment)

Der Italiener vergisst auch nicht, auf die fundamentale Bedeutung seiner Sprache hinzuweisen, welche die Letztere für die Entwicklung der vokalen Musik (italienischer Belcanto) hat. Die Schönheit der auf Italienisch gesungenen Worte hervorhebend,

gibt er – auf Apollos Bitten – eine Probe von seinen vokalen Möglichkeiten. Die dem Rezitativ folgende und angekündigte Arie des zweiten Soprans wurde eben auf Italienisch gesungen, wovon der im Textbuch vorkommende Kommentar („Es wird eine Italiänische Arie gesungen“) zeugt. Da deren literarische Schicht im Libretto nicht berücksichtigt wurde, kann man vermuten, dass es ein der Danziger Öffentlichkeit bekanntes Stück war. Italienische Elemente prägen auch die in gedruckten Textbüchern vorhandene italienischsprachige Musikterminologie. Besonders üppig kommt sie im Textbuch der Kantate George Israel Geschkes, des Kantors der Johanneskirche, vor. Sie wurde am 12. November 1721 zum Begräbnis von Simon Bantzer – dem Vorsteher des genannten Tempels – aufgeführt (vgl. Geschke 1721:1. Arie).

Als nächste dramatis persona ergreift der Engländer das Wort. Nachdem der Redner vokale Möglichkeiten des Italieners diplomatisch bewertet hat, knüpft er an die Worte Karls V. an, der Englisch mit dem Vogelgesang verglichen haben soll. Der Kaiser schrieb es aber – wie Pierre Bayle in seinem „Dictionaire historique et critique“ (1697) betont – der Paradiesschlange zu (Bayle 1720:844). Die Welt solle die genannte Sprache für die schönste halten, denn sie klinge – wie der Engländer verkehrt aus den Worten des Kaisers und zur Belustigung der Öffentlichkeit schlussfolgert – so angenehm wie der Gesang der Kanarienvögel:

Denn wenn Er sie den Vögeln zugesellt /
 So giebt er damit zu verstehn /
 Daß sie so lieblich müsse klingen /
 Als wenn Canarien Vögel singen.
 (Freislich 1719:5. Rezitativ, Fragment)

Im weiteren Verlauf des Werkes stellt der Deutsche die Ansicht von der Überlegenheit seiner Sprache dar. Er unterstreicht, seine Sprache werde von allen Generationen für die tapferste gehalten und daher nehme sie den ersten Rang ein. Die redlich, mutig und entschlossen klingende teutonische Sprache – gemäß der scherzhaften, schwache Deutschkenntnisse betonenden Aussage Karls V. – sei gut bei der Beschäftigung mit den Pferden. Der Deutsche interpretiert voller Überzeugung die Worte des Monarchen: der Kaiser hebe doch die besondere Brauchbarkeit der genannten Sprache in der soldatischen Umgebung hervor:

Sie klingt so redlich als behertzt /
 Und wenn mein Kayser Carl schertzt /
 Daß sie gut bey den Pferden sey /
 So kan man seine Meynung leicht errahten /
 Sie schicke nehmlich sich vortrefflich vor Soldaten.
 (Freislich 1719:6. Rezitativ, Fragment)

Die handelnde Person weist auch auf die freie Verbreitung des deutschen Muts und der Treue hin: In jeder Gemeinde könne man einen Deutschen finden – eine Person, die entweder dem teutonischen Geschlecht entstamme oder sich zu den von

ihm vertretenen Werten bekenne. Vermutlich knüpft der Textdichter hier an die Tatsache der europäischen Dominanz des Heiligen Römischen Reiches unter der Regierung Karls V. und an die allgegenwärtigen Anzeichen der deutschen Kultur an der Mottlau an. Gerade die Bevölkerung deutscher Abstammung gab dieser Stadt – zumindest seit dem Anfang des 14. Jh.s – den Ton an. Die Anzeichen dieses Sachverhaltes – außer der Sprache selbst und des Einflusses auf die literarisch-musikalische Form einer Kantate – kommen in analysierten Texten etwa durch die Verwendung der im gesamten deutschen Sprachraum funktionierenden protestantischen Lieder oder durch Verweise auf Werke von deutschen Autoren zu Wort. Es seien hier genannt: Friedrich Leutholff von Franckenberg mit seinem „Europäischen Herold“ oder Johann Konrad Dannhauer mit seiner „Catechismus Milch oder der Erklärung deß Christlichen Catechismi“ (1658). Auf diese letztere verweist der Textdichter einer Kantate von M. D. T. Freislichs. Die genannte Komposition bereicherte künstlerisch die Dankrede von Johann Peter Kind, die am 28. Oktober 1717 zum 200-jährigen Jubiläum der Reformation gehalten wurde (vgl. Freislich 1717:5. Rezitativ).

Der Franzose bezieht sich im Rahmen einer kurzen, durch zahlreiche Makkaronismen geprägten Aussage („Perdon“, „parbleu“, „Ma foy“, „Enfin“) kritisch auf das Klangbild einzelner Sprachen und listet die gegen sie erhobenen Vorwürfe auf: Spanisch sei doch zu phlegmatisch, Italienisch – zu schnell, Deutsch klinge zu hart, Englisch dagegen – zu weich. Polnisch, an dem es hier wegen der Zugehörigkeit Danzigs zur polnischen Krone nicht fehlen konnte, habe – wie der Franzose unterstreicht – ein kleines Erdbeben durch seine krachende Aussprache zur Folge. Die einzige Sprache, die bei der Welt Gefallen erzeuge, sei – seiner Meinung nach – Französisch. Es gebe doch weder Land noch Hof, wo jene Sprache nicht bekannt sei. Den internationalen Charakter des Französischen und die damit verbundene Bequemlichkeit betonend, ruft die handelnde Person heftige Reaktionen anderer dramatis personae hervor und konstatiert, dass ein Mensch, der nicht Französisch spreche, in der Welt nicht für galant gehalten werden könne. Die französischen Elemente finden wir auch in den Textbüchern der Hochzeitskantaten Friedrich Christian Mohrheims – eines der Schüler von Johann Sebastian Bach und der späteren Danziger Kapellmeister. In diese Texte führen gedichtete französischsprachige Wahlsprüche ein, deren Autoren u.a. Bernard le Bovier de Fontenelle und Paul Scarron waren (vgl. Mohrheim 1761:1v; Mohrheim 1762:1v). Die Tatsache, dass sie hier mit einbezogen wurden, soll – außer der ästhetischen Frage – als eine den Frauen erwiesene Gefälligkeit seitens des Textdichters gedeutet werden, den Frauen, die während der Aufführung von diesen Kompositionen anwesend waren. Es soll hier daran erinnert werden, dass das damalige Unterrichten in Französisch und anderen modernen Sprachen – auch an der Mottlau – vor allem mit der Hauserziehung verbunden war, die insbesondere dem Patriziat und reicheren Bürgertum entstammende Mädchen genossen. Erwähnenswert ist auch, dass die literarische Schicht der Kürkantate Benjamin Gotthold Siewerts – des letzten Stadtkapellmeisters – vom 15. März 1792 eine Reminiszenz an die Französische Revolution berücksichtigt (vgl. Siewert 1792:3. Rezitativ).

Zwar kommt die vom Franzosen erwähnte polnische Sprache in keinem der hier analysierten Kantatentexte unmittelbar zu Wort, jedoch finden wir polnische Elemente wenigstens in Erinnerungen an die sich in Polen abspielenden Ereignisse, die Ereignisse, welche für die Danziger Gemeinschaft von besonderer Bedeutung waren. In der am 21. März 1765 aufgeführten Kürkantate von Friedrich Christian Mohrheim finden wir die Nachklänge des Todes von August III. und der daraus folgenden Wahl Stanislaus August Poniatowskis zum polnischen Monarchen (1765), in seiner Kürkantate vom 21. März 1771 – die literarischen Spuren der Konföderation von Bar und Pestepidemie von 1770 (vgl. Mohrheim 1765:3. Rezitativ; Mohrheim 1771:2. Rezitativ). Es seien hier auch die von Johann Balthasar Christian Freislich – dem Nachfolger seines Halbbruders auf dem Kapellmeisteramt – komponierten Werke erwähnt, in denen die polnischen Könige panegyrisch dargestellt wurden: die Kantate zum 300-jährigen Jubiläum der Befreiung Danzigs von dem Joch der Kreuzritter (1754), zum 100-jährigen Jubiläum des Olivaer Friedens nach dem sieghaften Krieg mit Schweden (1760) und die Nachruf-Kantaten auf August II. und August III. (vgl. Freislich 1754; Freislich 1760; Freislich 1733; Freislich 1763).

Der Gruppe von Diskutanten schließt sich endlich der Holländer an. Durch die einführenden rhetorischen Fragen lenkt er die Aufmerksamkeit der Vorredner darauf, dass der Streit um den Vorrang der Sprache kein wirksames Verfahren sei, um den Platz auf Parnass zu bekommen. Jeder rühme seine Muttersprache, obwohl alle sowieso Niederländisch sprechen:

De Een mackt spaansche Rodomontaden
 En d'ander Fransse Gasconaden.
 Mar dus jy duytsch praat allemaal;
 Zoo zegg ik vrey en zonder Vreezen
 Hoe dat de Duytsche Taal de gaedlykste moet weezen.
 (Freislich 1719:8. Rezitativ, Fragment)

In der Sprache, die sich seiner Meinung nach des größten Ansehens erfreuen sollte, wurde – sicherlich nicht zufälligerweise – das ganze Rezitativ verfasst. Er richtet die Worte „Mar dus jy duytsch praat altermaal“ („Ihr sprecht doch alle Niederländisch“) an die Empfänger der Komposition und beweist damit, dass die Niederländischkenntnisse an der Mottlau durchaus nicht Randphänomene waren. Sie resultierten vor allem aus engeren Handels- und künstlerischen Kontakten, die Danzig und die Niederlande in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s aufgenommen haben. Dem niederländischsprachigen Raum entstammen hervorragende Künstler, die die Einladung seitens der Obrigkeit Danzigs annahmen, sich in dessen Mauern ansiedelten und das künstlerische Bild der Stadt gestalteten. Es seien hier wenigstens genannt: Antonis van Obberghen, der Architekt des altstädtischen Rathauses, und Willem van dem Blocke, der Schöpfer der bildhauerischen Komposition des Hohen Tores (vgl. Drost 2007:14).

Im weiteren Verlauf der Handlung drückt Apollo seine Unzufriedenheit aus, weil die orientalischen Sprachen, darunter auch das ihm nahe Griechisch, im Streitgespräch völlig missachtet wurden. Konsequenterweise ist keine der europäischen Nationen, die an der Diskussion teilnehmen, des für sie günstigen Urteils würdig. Die Argumentation der europäischen Nationen, dass Griechisch, Latein und Hebräisch tote Sprachen seien, lehnt Apollo ab und führt die allgemein bekannte Wahrheit an: ohne sie wären keine europäischen Sprachen entstanden. Die Gottheit ruft den Helden der Introduction – C.L. Hoheisel – an, dass der den Lehrstuhl für griechische und morgenländische Sprachen übernehmende Gelehrte den verzankten Nationen die Herkunft ihrer Sprachen näher bringe und den im gymnasialen *Auditorium Maximum* versammelten Gästen die heilige Natur des Hebräischen erkläre. Hiermit knüpfte der Textdichter höchstwahrscheinlich an die Thematik der Introduktionsrede des neuen Professors an. Der Chor der orientalischen Nationen stellt fest, die erwähnten altertümlichen Sprachen würden zwar für tot gehalten, aber sie lebten weiter in den modernen Sprachen und trügen den Sieg auf dem Schlachtfeld davon. Hierdurch zerstreuten sich alle Streit-Teilnehmer über die Welt, nachdem sie den Sieg der altertümlichen Sprachen und die eigene Niederlage eingesehen hatten. Apollo drückt Zufriedenheit über die Lösung des Konfliktes aus, in dem der ihm nahe Orient den Sieg letztendlich errungen hatte. Danach richtete er Lob und Glückwünsche unmittelbar an die Vertreter des Danziger Magistrats und – in den letzten Sätzen der Kantate – an den Helden der Introduktions-Zeremonie.

Mit dem vorliegenden Aufsatz wollte ich aufzeigen, dass die für das alte Danzig charakteristische Multikulturalität und Aufgeschlossenheit für äußere kulturelle Impulse ihre Widerspiegelung in den Werken fanden, welche die lokalen Feierlichkeiten der Privat- und öffentlichen Sphäre künstlerisch ausstatteten. Die Elemente, die heute als gemeinsames europäisches Erbe angesehen werden, kamen in diesem hybriden Phänomen zu Worte, das eine Gelegenheitskantate mit ihrer zweifachen, literarisch-musikalischen Natur darstellt. Diese Elemente finden wir in Makkaronismen, fremdsprachigen Zitaten, Termini und Textabschnitten, in Verweisen auf Werke aus dem Erbgut von verschiedenen Nationen sowie in Nachklängen der Ereignisse, auf welche sich die europäische Geschichte stützt. Multikulturelle Elemente sind auch in der musikalischen Schicht dieser Gelegenheitswerke zu finden, die sich vollständig in der handschriftlichen Fassung erhalten haben. Das bildet aber den Stoff für einen weiteren Aufsatz.

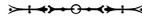
Bibliographie:

- BAYLE P., 1720, Dictionaire historique et critique, Rotterdam 1720. Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften (weiter als PL GD), Sign. Ac 1364³ 2^o, Bd. 1.
- DROST W., 2007, Die kulturellen Beziehungen zwischen den Niederlanden und Danzig. Rundfunkvortrag gehalten am 30. Juni 1938 in Danzig, in: Kątny A. (Hrsg.), *Studia Germanica Gedanensia* 15, Gdańsk 2007, S. 11-16.

- FREISLICH J.B.C., 1733, Stehe stille, Landessonne, Danzig 1733. PL GD, Sign. Nl 64 4° (41a).
- FREISLICH J.B.C., 1754, Auf, Danzig, laß in jauchzenden Chören, Danzig 1754. PL GD, Sign. Od 17388 2° (29).
- FREISLICH J.B.C., 1760, Wie schrecklich zog der Krieg vor hundert Jahren, Danzig 1760. PL GD, Sign. Od 17388 2° (46).
- FREISLICH J.B.C., 1763, Kommt, Musen, pflückt Zypressenreise, Danzig 1763. PL GD, Sign. Od 3030 8°, Bd. 1.
- FREISLICH M.D.T., 1719, Der auff dem Dantziger Helicon von Apollo beygelegte Wett=Streit der Spraachen, Danzig 1719. PL GD, Sign. 235/54.
- FREISLICH M.D.T., 1717, Die in der Evangelischen Kirche Siegende Wahrheit, Danzig 1717. Staatsarchiv Danzig, Sign. 300, R/Pp 84, S. 391-402.
- GESCHKE G.I., 1721, Ich bin die Aufferstehung, Danzig 1721. PL GD, Sign. Oe 59 8° (1).
- FRANCKENBERG F. LEUTHOLFF VON, 1688, Der Europäische Herold welcher in Vier Haupt-Handlungen Alle Kayserthum, Königreiche, Freye Staaten und Freye Fürstenthümer so viel deren ietzo in der Europäischen Christenheit blühen [...] nach ihrem gegenwärtigen Zustande kürztlich und aufrichtig vorträgt..., Frankfurt / Leipzig 1688. PL GD, Sign. Ma 2149 2°.
- MOHRHEIM F.C., 1761, Damöt und Phillis, Danzig 1761. PL GD, Sign. Oe 60 8° (12).
- MOHRHEIM F.C., 1762, Thirsis und Philinde, Danzig 1762, PL GD, Sign. Oe 60 8° (7).
- MOHRHEIM F.C., 1765, Das fest gegründete Glück Danzigs, Danzig 1765, PL GD, Sign. Od 21842 8° (12).
- MOHRHEIM F.C., 1771, Kommet her und schauet, Danzig 1771, PL GD, Sign. Od 21842 8° (16).
- SIEWERT B.G., 1792, Jauchzet Gott, alle Lande, Danzig 1792, PL GD, Sign. Od 21842 8° (25).



Katarzyna Grzywka



„... viel mehr als all die dunklen Wälder und die kristallinen Seen...“¹. Zu Petra Reskis Ostpreußenbild

1.

Petra Reski scheint in Polen wenig bekannt zu sein, obwohl polnische Motive zweifelsohne in ihrem literarischen Werk seit Jahren auftauchen, zwar nicht immer vordergründig, doch auch die hintergründig angeschnittenen lassen sie als eine für den polnischen Rezipienten sowohl in literatur- als auch kulturgeschichtlicher Hinsicht durchaus attraktive Schriftstellerin und nicht zuletzt Journalistin erscheinen. Geboren wurde sie 1958 in Unna im Ruhrgebiet, wohin ihre ostpreußisch-schlesische Familie nach dem Zweiten Weltkrieg floh. Sie studierte Romanistik und Sozialwissenschaften, dann besuchte sie die Henri-Nannen-Journalistenschule und war beim „Stern“ und bei „Cosmopolitan“ als Redakteurin tätig. Seit 1991 lebt sie als freie Autorin in Venedig und arbeitet für den Rundfunk und für solche Zeitschriften, wie „Amica“, „Brigitte“, „Geo“, „Die Zeit“, „Merian“ (vgl. Ab morgen 2004, Reski 1994:Umschlag). In der Adriametropole hat sie nicht nur ihr Herz verloren, sondern auch – „fünf Minuten vom Markusplatz entfernt“ (Reski/Thiele 2007:17) wohnend – ein neues Zuhause gefunden. Suggestiv und unverblümt erzählt sie in den stark autobiographisch gefärbten Büchern „Der Italiener an meiner Seite“ (2006) und „Alles über Venedig“ (2007) über ihre Liaison mit dieser Stadt und einem ihrer Bewohner: „Vor siebzehn Jahren ist mir in Venedig ein Italiener zugelaufen. Ich war beruflich in der Stadt und entschlossen, Venedig für überschätzt zu halten. Seitdem haben wir uns nicht mehr getrennt. Der Italiener und ich und Venedig“ (Reski 2006a:5) und – lässt sich hinzufügen – Italien, dem Petra Reski bereits mehrmals ein literarisches und journalistisches Denkmal gesetzt hat, um an dieser Stelle neben den schon erwähnten ihre drei weiteren Werke in Erinnerung zu rufen: „Rita Atria – eine Frau gegen die Mafia“ (1994), „Palazzo Dario. Roman“ (1999), „Mafia. Von Paten, Pizzerien und falschen Priestern“ (2008). Nicht von ungefähr gesteht Donna Leon, eine der profiliertesten gegenwärtigen Bestsellerautorinnen Venedigs: „Alles, was ich über die Mafia weiß, verdanke ich Petra Reski“ (Reski 2008:Umschlag).

¹ Reski 2004b:142.

Aus dem oben angeführten Zitat aus dem Buch „Der Italiener an meiner Seite“ geht hervor, dass eine nicht zu überschätzende Rolle im Leben und der schriftstellerischen Praxis der Wahlvenezianerin das Zufallsprinzip zu spielen scheint. Denn so wie ihr eines Tages **ein Italiener** zugelaufen ist, so bringt sie auch ein Zufall in die vielfach von ihren Familienmitgliedern heraufbeschworene Heimat ihrer Vorfahren, in ein Land, das so weit und doch so nahe liegt, wo der Himmel „[l]icht und hoch und glänzend“ ist, „ein nordischer Meereshimmel“ (Reski 2004a:48). Auf die Frage, warum sie das Buch „Ein Land so weit“ geschrieben hat, das sowohl ein Bild vom heutigen Ostpreußen entwirft als auch auf die Kindheit der Autorin in einer ostpreußischen Familie zu sprechen kommt, antwortet Reski, auf die Bedeutsamkeit des Zufälligen hinweisend: „Weil ich durch Zufall in das polnische Heimatdorf meines Vaters geraten bin und dort eine alte Ostpreußin getroffen habe, die mich an meine Großmutter erinnerte. Sie hielt meine Hand und plötzlich war alles wieder da: meine Großeltern, die bis zu ihrem Tod noch Ostpreußisch gesprochen haben, die Familienfeiern, an deren Höhepunkt immer das Ostpreußenlied gesungen und danach geweint wurde, die ewigen Geschichten von der Flucht... Plötzlich hatte ich das Gefühl, all das aufschreiben zu müssen“ (Reski 2000).

Die Erinnerungsarbeit erscheint so als eine weitere, relevante Komponente der literarischen Tätigkeit Reskis, denn „[m]anche Erinnerungen bleiben ein Leben lang im Gedächtnis, beeinflussen die Gefühle und prägen das eigene Weltbild. Für Petra Reski ist es der Geruch nach Orangenlimonade in Großmutterns Küche und das Ostpreußenlied, das zum Abschluß eines jeden Familienfestes gesungen wurde und bei dem sich die Familienmitglieder schluchzend in den Armen lagen. Es sind die Geschichten, die begannen mit ‚als der Russe kam‘, Geschichten über ‚die Flucht‘, die ihr auf die Nerven gingen“ (P.D. 2000) – so sehr, dass sie sich lange weigert, ihre eigene Heimat zu definieren: „Mein Vater war Ostpreuße, meine Mutter Schlesierin, ich wurde im Ruhrgebiet geboren und lebe in Venedig. Was ist eigentlich meine Heimat?“ (Reski 2006b:87), fragt die Verfasserin in ihrer in Schlesien geborenen Mutter gewidmeten Buch „Meine Mutter und ich“, um eine eben so verblüffende wie verwirrende Antwort zu bekommen: „Venedig doch wohl, beantwortet meine Mutter diese Frage.

Nein, das Ruhrgebiet, sagt meine Tante bestimmt.

Und ich sage: Tja“ (2006b:87). Und dieses „Tja“ vermag offensichtlich auf jene Identitätsprobleme zurückzugehen, die die Heimat im Falle Petra Reskis als „eine heikle Angelegenheit“ (Reski 2004b:26) bezeichnen lassen: „Die HEIMAT war für mich [...] etwas, das man besingen und beweinen musste, und ich war froh, dass ich mit so etwas nicht geschlagen war. Ich nahm mir vor, mich in meinem Leben auf gar keinen Fall mit einer HEIMAT zu belasten. Ich würde um das Ruhrgebiet garantiert nicht weinen. [...] Ich wollte überall leben können. Und nie Heimweh haben. [...] Eine Liebe zu einem Landstrich war das Allerletzte, was ich in meinem Leben als erstrebenswert betrachtete“ (2004b:26–27), beteuert die Verfasserin im Buch „Ein Land so weit“, und wird doch bald von diesem einzigartigen, ihr bisher eher merkwürdig

anmutenden Gefühl gepackt – während einer Geschäftsreise, die sie zusammen mit ihrer Dolmetscherin namens Hanna nach Polen führt: „Ich habe Hanna erzählt, woher meine Familie kommt. Meine-Mutter-kommt-aus-Schlesien-aus-der-Nähe-von-Breslau-und-mein-Vater-aus-Ostpreußen-aus-der-Nähe-von-Allenstein. [...] Hanna fand meinen Vorschlag, in das Dorf meiner Familie zu fahren, nicht ungewöhnlich. Vielleicht sogar weniger ungewöhnlich als ich. *Olsztyn 25 km* steht auf einem Straßenschild. Allenstein. Kein Stern, sondern eine Stadt. *Olschtin*, murmele ich“ (Reski 2004b:36). So beginnt die Reise in die Vergangenheit der familiären Verstrickungen und die Gegenwart des mit einer schwierigen Geschichte behafteten Gebietes mit den „bis an den Horizont“ (Reski 2004b:36) reichenden Kornfeldern und der „tiefer als bei uns“ (Reski 2004b:36–37) stehenden Sonne, wo die Autorin den ersten Storch ihres Lebens erblicken wird (vgl. Reski 2004b:37) – als ein markantes Zeichen ihrer ostpreußischen Familienzugehörigkeit, denn „[n]atürlich haben meine Großeltern auch von Störchen erzählt, mein Großvater mit Stolz und meine Großmutter mit Gleichmut. Sterche –, sagte sie und machte dabei eine so wegwerfende Bewegung, als sei die Rede von einem nichtswürdigen Huhn. Nu, Sterche, die hatten wir doch jejjedes Jahr“ (Reski 2004b:38).

2. „Nu, sicher weiß ich, was Reußen auf Polnisch heißt, [...] Rusch heißt das“²

Vorsichtig und unbeholfen nähert sich die deutsche Journalistin dem Heimatdorf ihres Vaters, beinahe nicht an die Existenz jenes Ortes glaubend, sie bezweifelnd, ihre eigene Ignoranz bloßlegend: „Wie heißt das Dorf, aus dem dein Vater kommt?, fragt Hanna. Das hat mich noch nie jemand gefragt. Weil schon niemand weiß, wo Allenstein liegt, habe ich mir den Namen des Dorfes immer erspart. Aus Reußen, antworte ich und fühle mich etwas unbehaglich. Vermutlich kommt nach dem Blick auf die Karte das heraus, was ich als Kind immer schon befürchtet hatte – dass es Reußen gar nicht gibt. Hanna zieht die Karte von *Warmia i Mazury*, Ermland und Masuren, aus dem Handschuhfach. Und tatsächlich: weit und breit kein Reußen.

Ob es im Norden oder im Süden von Allenstein liegt? Wie soll ich das wissen, aus meiner Familie ist niemand je in die HEIMAT zurückgekehrt. Ostpreußen existierte doch nur in der Erinnerung und als Wappen über dem Esttisch“ (Reski 2004b:38). Erst eine in Olsztynek lebende Ostpreußin hilft den Reisenden und identifiziert Reußen als Rusch (in der Tat – Rus), worauf Reski mit Beklommenheit und gleichzeitig Erleichterung reagiert: „Ich schluckte. Beklommen und erleichtert zugleich. Beklommen, weil ich hier mitten in Polen von einem eigenartigen Gefühl der Vertrautheit erwischt werde. Einem Gefühl, als säße ich bei einer meiner Tanten im Wohnzimmer. Erleichtert, weil zum ersten Mal jemand, der nicht zu meiner Familie gehört, ohne zu zögern, die Existenz von Reußen bestätigt“ (Reski 2004b:39–40).

² Reski 2004b:39.

Das erste, was sie in der ihr bisher nur vom Hörensagen bekannten Gegend in der Nähe von Rus erblickt, ist „ein schmaler Fluss“ (Reski 2004b:40), die Alle, dann in den Gräben wachsende „Weiden und Glockenblumen“ (Reski 2004b:41) und ein „rostiger Jesus am Kreuz“ (Reski 2004b:41) – Vorboten jener durch die Schönheit der Natur, die Macht der Armut, Arbeitslosigkeit und nicht zuletzt der Religiosität gekennzeichneten Landschaft, deren integrativen Bestandteil Rus ausmacht: ein kleines Dorf „mit ein paar verrosteten, ausgeweideten Autokarkassen“ (Reski 2004b:41), einigen schweigenden Backsteinhäusern, herumkläffenden Hunden, einer Forellenzucht, einem Alkohol verkaufenden Kiosk, „Storchennester[n] auf jedem Dach“ (Reski 2004b:42) der winzigen Häuser, „wie für Zwerge gemacht“ (Reski 2004b:42), einer Mühle, in der Reskis Großvater gearbeitet hat und deren Bild im Wohnzimmer der Großeltern hängt, und einem zweistöckigen Haus mit Resten eines Schildes, dessen Inhalt sich kaum entziffern lässt. Die Entzifferung der dieses Schild bedeckenden Buchstaben und somit die Begegnung mit einer alten „eher Deutsch als Polnisch“ verstehenden Ostpreußin lassen sich als eine weitere Etappe von Reskis Identitätssuche deuten, um nicht zu sagen – als ein relevanter Wendepunkt ihres Lebens. Denn das rote Backsteinhaus entpuppt sich als das unzertrennlich mit der Reski-Familie verbundene Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz und die deutsch sprechende alte Frau namens Hedwig Piatek – als eine Bekannte der Großeltern: „Und ich habe immer geglaubt, dass die ostpreußische Schweiz nur eine Erfindung eines heimwehkranken Ostpreußen war. Schließlich frage ich sie, ob sie sich vielleicht an meinen Großvater Aloysius Reski erinnere, wobei mir das A-lo-y-si-us ganz schwer und fremd über die Lippen kommt.

Nu, der Allo!, ruft sie aus. Jessus! Nu frejilich kenn ich den Allo. [...] Nu, wie gejiht es ihm?

Allo. Alle haben meinen Großvater immer nur Allo genannt. Seit meine Großeltern tot sind, habe ich den Namen Allo nie mehr gehört. Ich schlucke und höre mich sagen, dass mein Großvater schon vor zehn Jahren gestorben ist. [...]

Nu aber sejine Frau, die Ania? [...]

Sie spricht die Namen meiner Großeltern aus, als hätten sie Reußen erst gestern verlassen. Ania – sagt sie zärtlich. Nicht Anna. Und wir haben uns immer über meine Großmutter lustig gemacht, wir glaubten, dass sie sich zur Anja verkleinerte, um mit der Mode zu gehen.

Die ist vor vier Jahren gestorben, antworte ich und schlucke, bis sich die Tränen einfach nicht mehr herunterschlucken lassen und mir aus den Augen fallen. Vergeblich versuche ich, sie mit dem Handrücken wegzuwischen.

Nu wejinense, Froilain, wejinense ruhich, sagt die alte Frau, und dann nimmt sie meine Hand und legt sie in ihre, und ich heule, und das Wasser läuft mir aus den Augen und aus der Nase, und ich kann gar nicht mehr aufhören“ (Reski 2004b:44-45). Dieses Erlebnis lässt sich aus zweierlei Perspektiven deuten, denn einerseits begreift die Verfasserin dadurch, dass dieser ferne, bisher lediglich in den Erinnerungen ihrer Nächsten lebende Raum in der Tat existiert, das heißt als kein Auswuchs einer

mehr oder weniger kranken Phantasie aufgefasst werden darf. Andererseits macht die spontane Reaktion Reskis auf ihre bislang nicht vergegenwärtigte, erstaunlich tiefe innere Verbundenheit mit diesem **Land so weit** und hiermit auf die unvermeidliche Notwendigkeit aufmerksam, den Heimat-Begriff neu zu definieren. **Ostpreußen** nimmt sie nun nicht mehr wahr als ein mit den Emotionen ausschließlich der anderen zu assoziierendes und somit für sie selber in hohem Grade leeres und unattraktives Wort, denn von diesem Augenblick an, in dem die Spontaneität ihrer Gefühle zum Ausdruck kommt, wird dieses Wort mit neuen Bedeutungen beladen, um neue, bis jetzt kaum zu ahnende Dimensionen bereichert. Und zum ersten Mal in ihrem Leben erlebt sie das Ostpreußen-Phänomen nicht als bloße, die Vergangenheit idealisierende Erinnerung ihrer Verwandten, sondern als Gegenwart, die sie anspricht und im Laufe der Zeit zur Erinnerung wird – zu ihrer eigenen Erinnerung. Und diese wird sich nicht allein aus Bildern von vergammelten Gebäuden und entzückenden Landschaften zusammensetzen, sondern auch aus Erzählungen von mäanderartigen Schicksalen jener Menschen, die in ihrer ostpreußischen Heimat geblieben oder in sie zurückgekehrt sind und Petra Reski ins Herz geschlossen haben.

Außer der schon erwähnten, neunzigjährigen Hedwig Piatek, die sieben Kinder zur Welt gebracht und das siebte während der missglückten Flucht verloren hat (vgl. Reski 2004b:49), nun in einem kleinen Backsteinhäuschen ohne fließendes Wasser (vgl. Reski 2004b:52) mit Reini, einem zur Trinksucht neigenden Sohn, wohnt und für die Deutschland fremd gerochen, fremd geschmeckt und sich wie nasse Füße angefühlt hätte (vgl. Reski 2004b:265), lernt die Schriftstellerin auch Brigittka Jekosch kennen – „eine Frau unbestimmten Alters“ (Reski 2004b:90), die mit ihrem Mann Leo im Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz mit einundzwanzig Zimmern lebt, ständig darauf wartet, dass ihr Sohn Norbert eines Tages Warschau verlässt, um nach Reußen zurückzuziehen (vgl. Reski 2004b:90), sich mit deutschen Frauen zum Kaffeetrinken trifft und ihr Deutschtum wie eine zerfallene Kreuztischdecke hütet, „die man nur an Feiertagen auflegt, damit sie sich nicht abnutzt“ (Reski 2004b:247). Und noch Anetschko Leszinski gehört zu dieser Gruppe „der ostpreußischen Greisinnen“ (Kahlweit 2000) – wie sie Cathrin Kahlweit bezeichnet – oder – wie es Michael Anger will – „Sendbotinnen der Vergangenheit“ (Anger 2000) – eine über siebzigjährige Frau mit einem „Die-deutsche-Frau-schminkt-sich-nicht-Gesicht“ (Reski 2004b:91) und einer prekären Wohnungssituation, da sie ihre drei Zimmer mit ihrem Mann, der Schwiegertochter und zwei Enkelkindern teilen muss (vgl. Reski 2004b:91). Liebevoll und offen weihen die Ostpreußinnen die deutsche Journalistin in die Geschichten ihrer Jugend wie in die Nöte ihres Alltags ein. Und eben so herzlich und aufgeschlossen fordern sie sie zum Bleiben auf: „Blejiben Sie, gute Frau, blejiben Sie“ (Reski 2004b:97). Von der eigenartigen Ahnung gepackt, als müsste sie „hier etwas finden“ (Reski 2004b:98), beschließt Reski in der Tat zu bleiben und in dem Gasthaus zur Ostpreußischen Schweiz zu übernachten, wo sie vom Fenster aus auf die mit ihrer Familiengeschichte so stark liierte Mühle schauen kann (vgl. Reski 2004b:102) und wo die Erinnerung an die üppigen ostpreußischen

Familienfeste mit viel Tanz, Gesang, Essen und Alkohol wieder wach wird, die „wie ein heidnischer Kult begangen [wurden – K.G.], mit Ritualen, die umzustoßen niemand gewagt hätte“ (Reski 2004b:107), und die sie – als von „delirierenden Onkeln“ (Reski 2004b:113) umzingeltes und zum Singen von deutschen Volksliedern gezwungenes Mädchen – eigentlich für peinlich hielt. Jene Familienfeiern, die mit dem gemeinsamen Singen des von der Großmutter angestimmten Ostpreußenliedes und – was daraus resultierte – dem ebenso gemeinsamen Weinen kulminierte und auch endete: „Es war ein gigantisches, kollektives Niesen [...]. Erst Furcht und Mitleid und dann Katharsis. Meine Familie beherrschte so traumsicher Aristoteles' Bauprinzipien der Tragödie, als hätten sie es millionen Mal geprobt. Die Katharsis wurde mit dem Ostpreußenlied eingeleitet und fand ihren Höhepunkt im gemeinsamen Weinen. Sie waren nicht mehr zu halten [...]. Mein Gott, dachte ich, kaum hören sie was von Ostpreußen, geht es wieder los“ (Reski 2004b:119-120).

Nun erkundet Reski dieses in den alten Liedern gepriesene Ostpreußen selber, in Gesprächen mit den Einheimischen und auf einsamen Spaziergängen durch die nicht aufhören wollende Landschaft: „Diese Gegend hätte sich so gut im Goldrahmen über dem Sofa meiner Großeltern gemacht: Eine verkrüppelte Kiefer steht am Bildrand, im Vordergrund leuchten gelbe Rapsfelder, daneben eine Wiese voll hellblauer Blüten, Wiesenschaumkraut, Mohnblumen. Dahinter wogen endlose Kornfeldmeere. Vielleicht noch in der Mitte ein See, so einer wie der, der in der Ferne schimmert. Kein einziges Haus, nur endlose Landschaft, über der sich die Wolken ballen“ (Reski 2004b:129). Sie besucht die Schule in Reußen, den Friedhof und die Kirche von Groß Bertung, lässt sich Geburtsurkunden für ihren Vater, den Großvater und ihre „tiefgläubige ostpreußische Großmutter“ (Reski 2004b:240) ausstellen und watet in der Alle herum. So macht sie „eine Reise in eine verloren gegangene Zeit. Eine Zeit, die ich nur aus Erzählungen, Andeutungen, Anekdoten kenne, und plötzlich sitze ich mittendrin“ (Reski 2004b:88), der von alters her gekannt und doch fremd klingenden ostpreußischen Sprache zuhörend, denn auch ihre Großeltern „konnten kein Ü und kein Ö aussprechen, und auch die Satzstellung war ihnen egal. Sie rollten das R auf beeindruckende Weise, und ich vermutete, dass ihre Zungen und ihre Gaumen anders beschaffen sein mussten, um solche Laute hervorzubringen. [...] Die Silben wurden derart in die Breite gezogen, dass die Worte ganz weich und nachgiebig wurden. Selbst aus dem knappen Petra konnten meine Großeltern noch was machen, das E kriegte noch einen Hauch von I, und so wurde aus den beiden Silben meines Vornamens ein langgezogenes Pee-jii-trr-aa, in dem die ganze Weite Ostpreußens mitschwang.

Jedem Satz schickte meine Großmutter ein Nu voraus: Nu, willst nicht hejiraten?, bedrängte sie mich, sobald ich erwachsen war. Kennt nich kommen frieher?, fragte mein Großvater ungeduldig am Telefon, weil meine Großmutter das Essen vorbereitet hatte. Wenn wir Unsinn gemacht hatten, beschimpfte er uns Kinder als Peronjes, und ich vermutete, dass es so viel bedeutete wie: verfluchtes Gesindel. Wenn er sich freute, klebte er unseren Namen polnisch klingende Diminutive an. [...] Manchmal

sprachen sie sogar Polnisch, Wasserpolnisch. *Neputschetka!*, *Neputschetka!*, rief der Fotschki, und wir heerten alle sofort auf zu tanzen, rief mein Großonkel meiner Großmutter zu. Ich verstand nichts“ (Reski 2004b:57-58).

Und trotz all der auf der Hand liegenden mentalen Verbundenheit der Reski-Familie mit den von Petra in Reußen getroffenen, mit bestechender Souveränität auf ostpreußisch von ihren Träumen und Alpträumen erzählenden alten Frauen, vermag die Ausgewanderten von den in diesem Land mit „dunklen Wälder[n]“ und den „kristallinen Seen“ (Reski 2004b:142) Gebliebenen **etwas** zu trennen, **etwas**, was über ihre Zukunft und nicht zuletzt die ihrer Kinder entschied, nämlich der endgültige Entschluss, die ostpreußische Heimat zu verlassen oder in ihr zu bleiben – so zu bleiben, wie es auch die Urgroßeltern der Journalistin getan haben, jene Altostpreußen, deren Haus nach wie vor in Reußen steht – ein signifikantes Symbol der mit familiären Gewissensbissen behafteten Entscheidung: „Nach und nach kommt die Erinnerung, tropfenweise. Ich entsinne mich, dass meine Großmutter, ihre Schwestern und ihr Bruder nur ungern über ihre Eltern sprachen, die noch einige Zeit nach dem Krieg in Reußen gelebt haben. Vielleicht war es das, was sie nach dem Ostpreußenlied immer hat weinen lassen, viel mehr als all die dunklen Wälder und die kristallinen Seen. Geweint haben sie um ihre Eltern, die sie hinter sich gelassen hatten, einem ungewissen Schicksal entgegen, und der Gedanke, sie im Stich gelassen zu haben, hat sie nie mehr losgelassen. Die Eltern waren zu alt für die Flucht, hieß es immer. Und: Die Eltern wollten zu Hause sterben. Und: Wir hatten doch nicht gedacht, dass wir sie nicht mehr wieder sehen würden. Wir dachten doch, dass wir nach ein, zwei Wochen wieder zurückkommen würden, sagte meine Großmutter und drehte nervös an den Knöpfen ihrer Bluse“ (Reski 2004b:141-142).

3. „Die Flucht, die Flucht, immer die Flucht“³ oder über die ostpreußischen Großeltern

Die Geschichte von der Flucht ist unzertrennlich mit dieser Familie verbunden, beinahe leitmotivisch kehrt sie sowohl im Leben als auch in den Erinnerungen Petra Reskis zurück: Sie „wurde jedes Mal erzählt, wenn zwei Erwachsene zusammenkamen. Sie begann mit ALS DER RUSSE KAM und endete damit, dass geweint wurde. Sie bewirkte, dass ich »den Russen« für die Verkörperung des Bösen schlechthin hielt“ (Reski 2004b:149), was zur Folge hat, dass sie sich schon als Kind geradezu **ernste** Gedanken über das Flucht-Phänomen macht, denn „[i]ch wollte dieser prekären Situation nicht unvorbereitet gegenüberreten, deshalb überlegte ich mir, was ich mit auf die Flucht nehmen würde. Etwas Nützliches wäre angebracht, also anstelle meiner Lieblingspuppe mit den Schlafaugen eher meine Puppenküche“ (Reski 2004b:151).

³ Reski 2004b:148.

Als eigentliche Heldin jener Flucht-Geschichten erscheint Petras Großmutter, obwohl diese selber „wenig über die Flucht“ (Reski 2004b:158) spricht: „Sie schüttelte immer nur den Knopf und drehte an den Knöpfen ihrer Bluse“ – eine markante, auf die Leid-Dimension dieses Erlebnisses rekurrierende Geste, das lieber in Vergessenheit geraten als in Erinnerung gerufen werden will. Drei Monate lang dauerte diese Flucht der im siebten Monat schwangeren Frau, mit fünf Kindern, ohne jegliche Unterstützung der Familie: ohne Schwester Rosa, die sie zwar begleiten wollte, aber sich entschied, „es doch besser auf eigene Faust zu versuchen“ (S. 156), und ohne den Mann, also Petras Großvater, der „von der Gutsbesitzerin gebeten worden [war], sie im Auto bis nach Elbing zu fahren“ (Reski 2004b:156). In einem Pferdewagen flieht sie zuerst nach Elbing, dann „über das gefrorene Haff Richtung Danzig und Zoppot“ (Reski 2004b:157). Ein Zufallszusammentreffen rettet sie vor dem sicheren Tod in den eiskalten Fluten der Ostsee, denn sie verpasst die Gustloff und ist gezwungen, auf ein anderes Schiff zu warten: „Als schließlich alle glücklich an Bord waren, verbot meine Großmutter ihren Kindern, die Schwimmwesten anzulegen. Wenn wir untergehen, gehen wir alle zusammen unter!, hatte sie erklärt. Meine Großmutter neigte schon immer zu radikalen Lösungen. Durch die Bullaugen des Schiffes sahen meine Tanten, wie die anderen Schiffe um sie herum in der Ostsee versanken.

Das Schiff brachte sie nach Norddeutschland in Sicherheit. In Stade kamen sie an, dann fuhren sie weiter bis nach Nindorf, wo sie ein Zimmer bezogen. Dort starb Margot, der Säugling, den meine Großmutter während der drei Monate dauernden Flucht auf dem Arm gehalten hatte. Sie starb an Diphtherie. Kurz danach brachte meine Großmutter ein Mädchen zur Welt, das sie Edelgard nannte“ (Reski 2004b:158). Von ihrem Mann wird sie nach dem Kriegsende dank der Hilfe des Roten Kreuzes gefunden (vgl. Reski 2004b:197) – die ostpreußische Großmutter Petra Reskis, eine strenggläubige (vgl. Reski 2004b:242), gastfreundschaftliche (vgl. Reski 2004b:198), ihren Gästen mit Vorliebe Schwarzwälder Kirschtorte servierende (vgl. Reski 2004b:217), kräftige Farben liebende (vgl. Reski 2006b:143), immer zu früh fertig werdende (vgl. Reski 2004b:323), von ihrem Mann nie in den Arm genommene (vgl. Reski 2004b:342) starke Frau, die die Familie zusammenhält und sich von den Vertriebenenverbänden fernhält, da sie „ihren eigenen Ostpreußentag [hatte], jeden Sonntag, wenn die Familie in ihrem Wohnzimmer zusammenkam. Wo sie und ihre Familie war, war Ostpreußen, und Ostpreußen, die nicht mit ihr blutsverwandt waren, interessierten sie nicht mehr als zufällig ihren Weg kreuzende Passanten“ (Reski 2004b:254). Ania Reski – eine selbstbewusste Matrone, die sich ihrer matriarchalen Macht bewusst ist, denn „[d]ie Männer hatten keine Chance in diesem ostpreußischen Matriarchat aus Großmüttern, Schwiegermüttern und großohrigen Großtanten, die noch jeden Mann unter den Tisch trinken konnten. Das war so klar, dass sie sich nicht mal bemühten, den Männern auch nur die Illusion zu schenken, an irgendwelchen Entscheidungen beteiligt gewesen zu sein. Mein Großvater war sich seiner Machtlosigkeit bewusst. Er entschied zwar nichts – aber

wenigstens sollte man ihm nicht vorwerfen können, keine Meinung gehabt zu haben“ (Reski 2004b:252–253).

Petras Großvater, der für das kristallklare Wasser der Alle schwärmende (vgl. Reski 2004b:194) Aloysius Reski erzählt gerne und mit Stolz erfüllt von dem Land seiner Kindheit und Jugend, denn es ist „nicht irgendein Ostpreußen [...], sondern [wurde] wegen seiner Schönheit Ostpreußische Schweiz genannt“ (Reski 2004b:57). Und Trotz und ein gewisser innerer Widerstand charakterisieren seine Gemütsstimmung, da er grundsätzlich gegen alles ist: gegen die Sozis, die Schwarzen, die FDP, die NPD, gegen Willy Brandt, Kurt Georg Kiesinger, die Ostverträge und nicht zuletzt gegen die Kirche und den Papst, was im krassen Gegensatz zur tiefen Frömmigkeit seiner Frau steht, die „die Berge samt röhrendem Hirsch sicher gerne gegen eine Muttergottes eingetauscht [hätte], aber mein Großvater, der Pfaffenverächter, war gegen christliche Devotionalien im Wohnzimmer“ (Reski 2004b:78). Aus diesem **Dagegen-Sein** resultierte, dass er einerseits nie in die NSDAP eingetreten war und seinen polnisch klingenden Nachnamen nicht germanisierte (vgl. Reski 2004b:81), andererseits aber nach dem Kriegsende Adolf Hitler idealisierte, den „Adolf, der die arbeitsscheuen Leute auf Trab gebracht hätte, dem wir die Autobahnen verdankten und bei dem es weder Langhaarige noch Löcher in den Jeans gegeben hätte“ (Reski 2004b:83). Vielleicht nicht ausschließlich der Familienstolz, sondern auch dieser Widerstandsgeist ließ Allo Reski seine zukünftige Gattin ihr erstes Kind unehelich zur Welt bringen und sie erst ein Jahr nach der Geburt heiraten – eine heikle Angelegenheit, von der das älteste Kind dieser Eltern, Petras Vater, als fünfundzwanzigjähriger Junge erfahren wird (vgl. Reski 2004b:193). Nach der Flucht, die die Familie ins Ruhrgebiet führt, wird Aloysius als Bergmann arbeiten und somit jene Arbeit verrichten, die er – als Sohn einer „wohlhabenden Bauernfamilie“ (Reski 2004b:219) – immer hasste (vgl. Reski 2004b:197), und bis zu seinen letzten Tagen in jener Gegend Deutschlands mit rußverschmierten Häusern leben, die so anders als die Landschaft seiner Vergangenheit bleibt, von der nun hauptsächlich nur die jüngsten Familienmitglieder hören wollen – ein schärferer Kontrast lässt sich kaum vorstellen: „Also erzählte mein Großvater nur noch von Ostpreußen, wenn die jüngsten Enkel ihn besuchten, denn sie schätzten durchaus noch die Geschichten von jenem wundersamen Land, wo man Aale und Flusskrebse mit der Hand fangen konnte. Sie schauderten bei der Geschichte vom grässlichen Wurm, der so groß war, dass zwei der stärksten Pferde ihn kaum von der Stelle schleppen konnten und dem die ostpreußische Stadt Wormditt ihren Namen verdankte. Sie träumten nachts vom Männlein zu Allenstein, das einer Frau das Augenlicht ausgeblasen hatte, weil sie nicht auf sein Geheiß die Augen schließen wollte“ (Reski 2004b:253) – Geschichten eines alten Ostpreußens, der sie mit ins Grab nehmen wird, um sie für die unwürdigen Hörer verschwinden zu lassen, so wie sein Heimatdorf Jomendorf (Jaroty) nicht mehr auffindbar ist – „[a]ufgesogen von den Vorstadtsiedlungen Allensteins, untergegangen wie Atlantis“ (Reski 2004b:296).

Die ständige Präsenz der stark emotional geprägten Ostpreußenerinnerungen und der Mangel an fundiertem historischem Wissen lassen in Petra als Kind Bedenken aufkommen: „Vor lauter Misstrauen gegenüber der Heimat konnte ich nicht mal richtig herauskriegen, was dieses Ostpreußen eigentlich war: deutsch oder polnisch? Deutsch schloss ich aus. Schließlich wollte ich der Nazi-Ideologie nicht erliegen. Von wegen immer schon deutsch. Also polnisch? Mal so, mal so, sagte meine Großmutter und machte meine Verwirrung komplett, eben Ostpreußen! Heimlich entschied ich mich für Polen. Die Polen hatten wenigstens nicht den Krieg angefangen, außerdem erschien es mir ungleich interessanter, polnische Wurzeln zu haben als deutsche“ (Reski 2004b:256). Ein aufrichtiges Bekenntnis eines Kindes, dessen Urgroßmutter namens Elzbieta in der Volksabstimmung 1920 „für Polen gestimmt [hat]“ (Reski 2004b:266).

4.

Petra Reski konstruiert ihr Ostpreußenbild auf zwei Ebenen: auf der des Vergangenen und zu Erinnernden und der des Gegenwärtigen und gerade Erlebten. Einerseits haben wir es also zu tun mit idyllisch anmutenden Erinnerungen der aus Ostpreußen geflohenen Heimwehkranken, Reskis Verwandten, die sich „nach einem bestimmten Geruch und einem bestimmten Licht [sehnten – K.G.], das sie nirgendwo wieder finden konnten“ (Reski 2004b:260), andererseits aber mit Erlebnissen und Überlegungen der sich jahrelang vom Gefühl des Heimatlichen auf Distanz haltenden Verfasserin, die – geradezu zufällig – Ostpreußen besucht und es nicht nur als Aufbewahrungsort von Spuren der familiären Vergangenheit, an dem sie von Erinnerungen heimgesucht wird, sondern auch als Terrain ihrer eigenen Selbstsuche empfindet. So wird das von Reski hauptsächlich im Buch „Ein Land so weit“ entworfene Porträt Ostpreußens nicht zuletzt von Gemütszuständen seiner Autorin mitgestaltet, die sich zwar auf die Vergangenheit besinnt, aber auch als bedächtige und aufmerksame Beobachterin des gegenwärtigen Alltags jener Gebiete entpuppt, für deren „Himmel [...] man Eintritt verlangen [sollte]“ (Reski 2004b:292).

Leitmotivisch kehren in dieser Darstellung bestimmte Elemente des Ostpreußischen zurück, wie das Ostpreußenlied, Familienfeste, gemeinsames Weinen nach deren Zelebrierung, Fluchtgeschichten, landschaftliche Komponenten, die symbolisch für das Heimatliche stehen und gleichzeitig auf jene Verbundenheit hindeuten, die sich auf dem gemeinsamen Fundus des materiellen, aber vor allem geistig begriffenen gemeinsamen Erbes gründet. Und Reski entdeckte hierbei – so Dorothea Roters – „ein ganz persönliches Stück Heimat“ (Roters 2000a), die sie in beinahe impressionistisch leuchtenden Bildern zu porträtieren vermag. So nimmt es nicht wunder, dass „Ein Land so weit“ auch von der Kritikwelt ziemlich positiv aufgenommen wurde. So lobt beispielsweise Marion Sedelmayer das Werk als ein „wunderbare[s] Buch, menschlich anrührend, traurig und komisch

zugleich“ (Sedelmayer 2001) und ein sich unter dem Pseudonym *sul* verbergender Rezensent aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“ weist darauf hin, dass die Geschichte unterhaltsam erzählt sei, doch die Autorin ihr Thema ganz ernsthaft verhandle (*sul* 2001). Während Dorothea Roters die Publikation *Reski* als „die außergewöhnlich lebendige Familienchronik voller unverwechselbarer Charaktere“ und „das Spiegelbild der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik der sechziger Jahre“ (Roters 2000b) bezeichnet, lenkt Dorothee Bendix ihre Aufmerksamkeit darauf, dass „[ü]ber das Interesse an der persönlichen Geschichte hinaus [...] die sensiblen Wahrnehmungen der Autorin das gegenseitige Verständnis der Generationen fördern [können]“ (Bendix 2001). Und ein Buchbesprecher aus der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ betont, dass das Buch zwar die Klischees über Ostpreußen bediene, aber gleichzeitig sich *Reski* dieser Klischees bewusst sei und auf ihre Brüchigkeit deute, um zu resümieren: „Das Buch ist mit Sympathie geschrieben für jene, die flohen, jene, die blieben, und jene, die nach 1945 dort neu angesiedelt wurden“ (Jüs 2001).

Bibliographie:

- Die mit dem Vermerk [UV] versehenen Veröffentlichungen sind Archivmaterialien der Ullstein-Buchverlage. Für die Hilfe bei ihrer Beschaffung möchte ich an dieser Stelle Frau Claudia Zapolska danken.
- Ab morgen neuer WAZ-Roman: *Meine Mutter und ich*. Petra Reski, in: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, 28.07.2004 [UV].
- ANGER M., 2000, *Alte Heimat neu erlebt*, in: *Nordbayerischer Kurier*, 9./10.12.2000 [UV].
- BENDIX D., 2001, *Familienerinnerungen, geweckt durch einen Besuch in Polen im ehemaligen Reußen bei Allenstein*, in: *Der Evangelische Buchberater*, 1.2001 [UV].
- JÜS, 2001, O.T, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.02.2001 [UV].
- KAHLWEIT C., 2000, *Wo die Wolken höher sind*. Petra Reskis ostpreußische Familiengeschichte „Ein Land so weit“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 23.-26.12.2000 [UV].
- P.D., 2000, *Auf den Spuren der (Ur)-Ahnen*. Petra Reski blickt zurück, in: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, 6.12.2000 [UV].
- RESKI P., 2004a, *Am Rande Europas 2, Polen*, in: *Geo* 9, S. 38-64 [UV].
- RESKI P., 2006a, *Der Italiener an meiner Seite*, München 2006.
- RESKI P., 2004b, *Ein Land so weit*, Berlin 2004.
- RESKI P., 2000, *Fragespiel*, in: *Amica*, 11.2000 [UV].
- RESKI P., 2008, *Mafia. Von Paten, Pizzerien und falschen Priestern*, München 2008.
- RESKI P., 2006b, *Meine Mutter und ich*, Berlin 2006.
- RESKI P., 2007, *Palazzo Dario. Roman*, Berlin 2007.
- RESKI P., 1994, *Rita Atria – eine Frau gegen die Mafia*, Hamburg 1994.
- RESKI P./THIELE J., 2007, *Alles über Venedig*, München/Wien 2007.
- ROTTERS D., 2000a, *Der Lesetipp: Petra Reski – Ein Land so weit*, in: *Allgemeine Zeitung für Coesfeld*, 28.12.2000 [UV].

- ROTTERS D., 2000b, Ostpreußische Familiengeschichte wurde lebendig. Autorin Petra Reski las im Heimat- und Bürgerhaus ‚Bahnhof Darfeld‘ aus ihrem neuen Roman „Ein Land so weit“, in: Allgemeine Zeitung Coesfeld 279, 1.12.2000 [UV].
- SEDELMAYER M., 2001, O.T., in: Die neue Bücherei 1 [UV].
- SUL, 2001, Viele Tränen. Petra Reski liest in Hannover, in: Hannoversche Allgemeine Zeitung, 15.05.2001 [UV].



Katarzyna Nowakowska



Literarisches Schaffen der vertriebenen Autoren für eine gemeinsame Zukunft

Die aggressive nationalsozialistische Politik während des 2. Weltkrieges hat das Bild der Deutschen in der ganzen Welt wesentlich geprägt. In Polen haben die traumatischen Erfahrungen mit der deutschen Okkupation und dem NS Regime dazu beigetragen, dass die durch früher schon funktionierende Stereotype untermauerten Meinungen über die ewige Feindschaft zwischen zwei Nachbarvölkern – Polen und Deutschen ihre Bestätigung gefunden haben. Auch die Nachkriegszeit war für die deutsch-polnischen Beziehungen schwierig. Unter vielen verschiedenen Sanktionen für bestrafte Okkupanten kamen Zwangsaussiedlungen u.a. aus der vor 1945 noch deutschen Stadt Breslau. Obwohl die Aussiedlungen aus der von den Siegermächten veranlassten Verschiebung der polnischen Grenze auf Kosten Deutschlands resultierten und als Entschädigung für den Verlust der polnischen östlichen Gebiete gelten sollten, waren sie erneut ein Grund, wenn nicht für weitere Konflikte, dann zumindest für negative Einstellung, diesmal Deutscher zu Polen. Das Thema der damaligen territorialen Veränderungen war in den deutsch-polnischen Beziehungen jahrelang heikel: „bis Mitte der 60er Jahre wurde die Oder-Neiße-Grenze von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung der alten Bundesrepublik kategorisch abgelehnt.“¹ Auch heute wird diese Frage in bestimmten Kreisen zum Thema heftiger Auseinandersetzungen.

Die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges und ihre Folgen haben beide Staaten, Polen und Deutschland, nicht nur im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bereich verändert, alle mit dem Krieg verbundenen traurigen Erfahrungen, wie Tod, Leiden, Aussiedlungen haben auch das Kulturleben sowohl von Deutschen als auch von Polen beeinflusst und u. a. in der literarischen Verarbeitung ihren Nachklang gefunden. Hubert Orłowski weist aber einen Unterschied in dieser Hinsicht auf, während „die polnische Literatur auf den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ausgerichtet“ war, konzentrierte sich „die deutschsprachige an dessen Ausgang [...]“², Hauptthemen waren also für die deutschen Autoren der Heimatverlust und die

¹ Ziemer, Klaus: Grenzen der Wahrnehmung. Das deutsche Polenbild in den letzten 200 Jahren. In: Weber, Norbert H. (Hg.): Die Oder überqueren. Deutsch-polnische Begegnungen in Geschichte, Kultur und Lebensalltag. Frankfurt/M.1999, S. 61.

² Orłowski, Hubert: Lost Paradise? Verlorene Welten in Literatur und Erinnerung. In: Beyrau, Dietrich (Hg): Blick zurück ohne Zorn. Polen und Deutsche in Geschichte und Gegenwart. Tübingen 1999, S.109.

Zwangsaussiedlungen. Wichtig ist aber die Frage, ob und inwieweit die Auseinandersetzung mit diesem Thema auf der künstlerischen (wenn nicht auf der politischen) Ebene dazu führen kann, dass die schmerzhafteste Vergangenheit überwunden werden kann. Die in diesem Beitrag besprochenen Beispiele literarischen Schaffens deutscher Autoren scheinen eine gute Basis für einen solchen Prozess zu sein und können als Unterstützung des Dialogs zwischen betroffenen Völkern dienen.

Die diese Ereignisse in Erinnerung bringende Literatur vergegenwärtigt die Vergangenheit einerseits, sollte aber auch die Aufgabe haben, sie auf diese Art zu bewältigen. Das Treffen mit dieser Vergangenheit, hier mit der Vision des Heimatverlustes, muss z. B. nicht nur eine simple Auseinandersetzung mit den dramatischen Erlebnissen des Krieges oder der Nachkriegszeit bedeuten, sondern kann durch eine Art der Konfrontation mit der eigenen Herkunft gemildert werden. In den meisten Fällen sind nämlich die beschriebenen Erfahrungen selbstverständlich in der Kindheit der Autoren verankert, und wie die weiter besprochenen Texte, z. B. von Monika Taubitz, beweisen, wurden sie nicht nur als traurig und negativ im Gedächtnis behalten. Einerseits bildet also die Aufarbeitung dieser Erlebnisse einen Weg zur Identitätsfindung für die Betroffenen, andererseits bietet sie dazu, durch die poetische Umgestaltung, ihren Lesern Zugang zu Erfahrungen der Autoren. In der Beschreibung der Vergangenheit bewahren die Autoren doch nicht nur ihre Erinnerungen, sondern beleben eine Welt, die heute nicht mehr existiert. Aus der Distanz gewinnen sie dann eine neue Perspektive für das Betrachten des Themas der verlorenen Heimat und können, wie die weiteren Beispiele zeigen, mit dem Schmerz, der damit verbundenen ist, besser umgehen.

Als Beispiele der Heimatverlustliteratur werden hier ausgewählte Texte deutscher Autorinnen: Monika Taubitz und Dagmar Nick präsentiert. Für beide ist die verlorene Heimat Niederschlesien. In ihren Werken zeigen sie das Thema des Heimatverlustes aus verschiedenen Wahrnehmungsperspektiven und bearbeiten verschiedene Möglichkeiten des Umgangs mit dieser Frage. Die Texte von Monika Taubitz berichten eher von konkreten Ortschaften und Erinnerungsbildern.³ Dagmar Nicks Lyrik hat dagegen einen mehr universalen Charakter, ihr Schaffen konzentriert sich übrigens meist auf die jüdische Herkunft ihrer Familie, die in Breslau lebte, worüber sie z. B. in ihrem Buch „Jüdisches Wirken in Breslau“ berichtet. Auf der Basis von Briefen, Fotos und Dokumenten ihrer Familie rekonstruiert sie eine Stadt, die heute nicht mehr existiert. Dagmar Nick verfasst nicht nur Lyrik, sondern auch Erzählungen, Essays und Reiseberichte. Ihr Werk umfasst unter anderem die Gedichtsammlungen: „In den Ellipsen des Mondes“ (1959), „Zeugnis und Zeichen“ (1969), „Gezählte Tage“ (1986), „Im Stillstand der Stunden“ (1991), „Gewendete Masken“ (1996), „Trauer ohne Tabu“ (1999), „Wegmarken“ (2000) und „Liebesgedichte“ (2001). In ihrem Schaffen versucht Nick den politischen Kontext zu vermeiden, ihre poetischen Aussagen dienen nur dazu, das Erlebte, was im Gedächtnis bewahrt wurde, umzugestalten und daraus eine universelle Lehre

³ Vgl. Zimniak, Paweł: Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Wrocław/Dresden 2007, S. 256.

zu bilden.⁴ Deswegen kann man aus dem Schaffen Dagmar Nicks, obwohl ihren Texten auch autobiographische Elemente zugrunde liegen, keine direkte Relation über Flucht und Vertreibung, wie bei Monika Taubitz, erfahren. Dies resultiert vielleicht auch daraus, dass Nick Schlesien direkt nach der nationalistischen Machtübernahme, im Jahre 1933, im Alter von sieben Jahren, verlassen musste. Sie hat aber auch den Schrecken des totalitären Systems, die Katastrophe des Krieges und den schwierigen Versuch, sich in der Nachkriegswirklichkeit zurechtzufinden, kennen gelernt. Sie arbeitet, so wie Taubitz, mit dem Thema „Vertreibung“, doch sie versetzt tragische Erfahrungen mit der Geschichte, die verschiedenen Menschen unabhängig von ihrer Nation gemeinsam sein können, in einen universalen Bereich und betrachtet Erlebnisse, die mit Tod, Angst oder Vergänglichkeit verbunden sind, eher als existenzielle Erfahrungen mehrerer Menschen auf der ganzen Welt. Obwohl z. B. in ihrem Gedicht „Völkerzug aus dem Osten“⁵ konkrete Namen, auch die Richtung des Zuges aus dem Osten, genannt werden, verweist Nick darauf, dass diese Namen beliebig ausgetauscht werden können: „an der Oder“ oder „am San“, „Silesia hieß, oder dann Polen“. Flüchtlinge, die aus dem Osten ziehen, Angst und Verunsicherung spüren, haben keine Nationalität, sie bilden aber eine Gruppe, die ein gemeinsames Schicksal teilt. Damit verleiht Nick ihrer poetischen Aussage wieder einen universellen Charakter. Derselbe Gedanke wird auch im Gedicht „Flucht“⁶ zum Ausdruck gebracht: „ob du auch so um dein Leben bangst?“, fragt einer von Vertriebenen. Wahrscheinlich erfahren nicht nur die von Nick in diesem Text erwähnten Flüchtlinge dieses Schicksal, sie wenden sich auch an andere, die vielleicht etwas Ähnliches erlebt haben – dabei berichten sie über ständiges Treiben, im Chaos und Eile, man hört Kinder schreien, es gibt aber keine Zeit für Zärtlichkeit und hilfreiche Gesten.

In einem anderen Gedicht teilt Nick die Menschen in die, die die Vertreibung erfahren haben und die, die ihre Heimat noch haben. Im „Ruf“⁷ wenden sich die, die der Heimat beraubt wurden, an die, die ihr Zuhause besitzen: „Kommt, öffnet eure Türen uns, wir haben nun nichts mehr. Ihr, ihr habt noch ein Zuhause. [...] Wir müssen sterben ohne eure Hände; ihr könnt uns halten, wenn ihr sie uns gebt.“ Die, die keine Heimat besitzen, besitzen für Nick nichts, sie haben nicht nur kein Zuhause, sondern auch keine Beziehungen, die sie bis jetzt pflegten. Sie suchen jemanden, der ihnen helfen kann, vielleicht sind das die, die das Glück haben, ihre Heimat zu besitzen. „Öffnet eure Türen uns“ – rufen die Heimatlosen, dann können sie wieder Zugang zum normalen Leben gewinnen. Und eben die, die nicht so leiden müssen, sollen den Heimatlosen diese Chance geben. Nick appelliert auf diese Weise um humanes Handeln und Aufnahmebereitschaft gegenüber diesen Opfern des Krieges.

Auch bei der Entstehung des Gedichtes „Apokalypse“⁸ war die Zeit des Krieges und der Verfolgung ein Impuls, trotzdem beruft sich hier Nick wieder auf universelle

⁴ Vgl. ebd. S. 225, 226.

⁵ Nick, Dagmar: Fluchtlinien. Gedichte aus 33 Jahren. München 1978, S. 60.

⁶ Nick, Dagmar: Flucht. In: Nick, Dagmar: In den Ellipsen des Mondes. Gedichte. Aachen 1994, S. 5.

⁷ Nick, Dagmar: Ruf. In: ebd., S. 11.

⁸ Nick, Dagmar: Apokalypse. In: ebd., S. 26.

und bei allen Menschen ähnlich erlebte uralte Ängste. In ihrer apokalyptischen Vision wird das ganze Europa zum Schlachtfeld, die Kriegshandlungen der Menschen führen letzten Endes zum Untergang der Welt. Was sie sieht, sind „turmhohe Trümmer der Toten“, beängstigend wirkt „das Heulen des letzten verendenden Hundes“, sonst herrscht Stille, die ganze Landschaft ist verwüstet, was bleibt, sind nur „die verkrüppelten Rosen“. Mit der Frage „Wer wird die Toten begraben?“ appelliert sie an die, denen das Schicksal der Opfer nicht gleichgültig ist, mehr noch – die Toten sollen vom „Schnee des Vergessens“ gerettet werden. Die neue Generation soll mit dem Begräbnis diese Etappe der Geschichte schließen und die dramatischen Bilder als Warnung in Erinnerungen bewahren.

Auch Monika Taubitz verbrachte die frühesten Kinderjahre in Niederschlesien, wo sie bis 1946 wohnte. Sie lebt heute in Meersburg und in ihrer beruflichen Arbeit konzentriert sie sich auf das Kulturleben ihrer zweiten Heimat – der Bodensee-Region. Sie bemüht sich aber auch, das schlesische Kulturerbe zu popularisieren, deswegen pflegt sie zahlreiche Kontakte mit verschiedenen deutschen und polnischen Institutionen, die zu diesem Zweck verhelfen können. Ihr Leben lang ist sie mit ihrer schlesischen Heimat verbunden, was sie in ihrer literarischen Tätigkeit stets zum Ausdruck bringt. In ihrem Schaffen versucht sie die schon untergegangene Welt durch Erinnerungen am Leben zu erhalten. Die Geschichte und das Kulturerbe von Breslau/Wrocław betrachtet sie dabei als das gemeinsame, deutsche und polnische Gut, um das man sich gemeinsam kümmern muss. Um Kontakte zu pflegen, jetzt auch mit ihren neuen polnischen Freuden, kommt Taubitz immer wieder nach Wrocław zu Besuch. Die Begegnungen mit Kindheitsorten (Breslau, die Grafschaft Glatz, das Riesengebirge) sind Impulse zur Entstehung ihrer autobiographisch geprägten Gedichte und Romane, in denen sie die Erinnerungen aus der Kindheit in Schlesien sammelt, aber auch über ihre Erlebnisse im Nachkriegsdeutschland berichtet.

In dem Gedichtzyklus „Die leere Zeile am anderen Ufer“⁹ präsentiert Taubitz die in ihrem Gedächtnis bewahrten Bilder aus der glücklichen Kindheit in Schlesien, sie stammen vor allem aus – Bohrau, Breslau und Eisersdorf. „Kindheit an der Biele“¹⁰ heißt ein Gedicht in diesem Zyklus, in dem die Autorin bedauert, dass diese Kindheit wegen der Katastrophe des Krieges zu früh und unerwartet endet. Was das Ende dieser Etappe ihres Lebens prophezeit sind u. a. „die Schatten der Flieger“, es nähert sich die Apokalypse, „die von den Höhen stürzende Endzeit“. Und im Jahre 1946 kommt es zum Exodus, diesen Erlebnissen widmet Taubitz das Gedicht „1946“¹¹. Sie beschreibt die Vertreibung aus der Perspektive eines kleinen Mädchens, das mit einem Bündel über der Schulter und einer Puppe unter dem Arm das Haus und ihre Heimat – Schlesien verlassen muss. Was in dem Haus bleibt ist „Nachhall der

⁹ Taubitz, Monika: Die leere Zeile am anderen Ufer. In: Taubitz, Monika: Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien/Ten kraj dał mi słowo swoje. Wiersze o Śląsku. Wrocław/Dresden 2007, S. 40-63.

¹⁰ Taubitz, Monika: Kindheit an der Biele In: ebd., S. 96.

¹¹ Taubitz, Monika: 1946. In: ebd., S. 90.

Schritte allein“. Das Kind teilt natürlich das Schicksal von Tausenden von Vertriebenen, die auf der vereisten Straße schon auf den Aufbruch warten. Während die Autorin im „1946“ über den im Chaos verlaufenden Abschied und den Weg ins Unbekannte schreibt, berichtet sie in ihrer Lyrik auch über den schweren Anfang in der Nachkriegszeit in Deutschland. Der Ort der Ankunft war für sie und ihre Mutter Nordenham an der Weser, wo Taubitz bis 1951 wohnte. Sie sehnte sich jedoch nach verlorenen Oderlandschaften und diese Sehnsucht wurde nie gestillt.

Auf der Suche nach eigenen Wurzeln, von Sehnsucht und Neugier getrieben, reist Taubitz im Jahre 1972 in das Land ihrer Kindheit. Nach diesem Besuch entsteht „Tagebuch einer Reise“. Taubitz sieht zwar die ihr so gut bekannten Orte der ehemaligen Heimat, aber nach so vielen Jahren fühlt sie sich hier fremd. Niemand kennt sie, niemand wartet auf sie. Die ihr nahen Plätze, z.B. ihr Elternhaus, kann sie nur aus der Distanz beobachten. Sie sieht es nach Jahren (heutzutage im polnischen Żelazno), alt und verwahrlost. Das Bild des Hauses erinnert sie natürlich an den Tag der Aussiedlung: „Für eine Sekunde ist es Februar und kalt. [...] Ich stehe hinter der Haustür, bin sieben Jahre alt und sehe einen Gewehrlauf auf mich gerichtet.“¹² Trotz des ersten Schocks versucht die Autorin ihre Bindungen an die Heimatorte immer wieder zu beleben, nicht immer geschieht das ohne Schmerzen. Im Gedicht „Oderinsel“¹³ gibt sie zu: „Nach mir ruft niemand vom anderen Ufer. Echolos verlandet ein Wort.“ Die Welt von damals gibt es nicht mehr. Es gibt niemanden da von der Vergangenheit, der sie vom anderen Ufer her rufen könnte. Auch unter den neuen Bewohnern von Wrocław findet sie niemanden, der ihr auf ihrer Identitätssuche helfen möchte. Niemand kennt sie, niemand wartet auf sie, deswegen bleiben die gerufenen Worte ohne Antwort. Das ändert sich aber mit der Zeit. Taubitz gibt nicht auf und nach mehreren weiteren Besuchen kann sie ein Gedicht schreiben: „An meine polnischen Freunde in Breslau“¹⁴. Es ist ein Motto-Gedicht zu einer deutsch-polnischen Gedichtsammlung aus dem Jahre 2006 „Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien/Ten kraj dał mi słowo swoje. Wiersze o Śląsku.“ „Seid begrüßt, meine Freunde! Ihr habt mich herbeigewinkt.“ – Taubitz hat endlich an diesem anderen Ufer Freunde gefunden, das Gefühl vom Fremdsein ist verschwunden und ihre verlorene Heimat wurde wiedergewonnen. Was die Autorin besonders freut, ist die Tatsache, dass sie diese Heimat heute, bei jedem Besuch, aufblühen sieht und bewundern kann. Sie bringt diese Bewunderung in weiteren Gedichten zum Ausdruck, u.a. in „Niederschlesische Heide“¹⁵, „Breslau im Mai“¹⁶, „Auf dem Breslauer Ring“¹⁷.

¹² Taubitz, Monika: Schlesien. Tagebuch einer Reise. Heidenheim 1973, S. 49.

¹³ Taubitz, Monika: Oderinsel. In: Taubitz, Monika: Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien/Ten kraj dał mi słowo swoje. Wiersze o Śląsku. Wrocław/Dresden 2006, S. 68.

¹⁴ Taubitz, Monika: An meine polnischen Freunde in Breslau. In: ebd., S. 5.

¹⁵ Taubitz, Monika: Niederschlesische Heide. In: ebd., S. 154.

¹⁶ Taubitz, Monika: Breslau im Mai. In: ebd., S. 164.

¹⁷ Taubitz, Monika: Auf dem Breslauer Ring. In: ebd., S. 192.

Noch im Jahre 1977 schreibt Taubitz einen autobiographischen Roman „Durch Lücken im Zaun – eine Kindheit zwischen 1944 und 1946“, sie unterstreicht hier, dass Schlesien in ihrem Leben etwas mehr als nur ihren Geburtsort bedeutet. Die Vorstellung von der Heimat, in der Zeit, in der die Autorin sie verlassen musste, ist für sie mit der Vorstellung von der Kindheit gleich, also der Zeit der ersten Sozialisation, des Aufbaus der ersten zwischenmenschlichen Beziehungen: „[...] es gehört viel mehr dazu, es sind da meine Wurzeln, meine ersten Erfahrungen, die ich als Kind mit anderen Menschen sammeln konnte, es sind die Eltern, es sind die Verwandten und ihre Familien, nicht zuletzt die Nachbarn, meine ersten Eindrücke auch von einer Landschaft [...]“.¹⁸ Was in diesem Text nicht übersehen werden kann, ist die Feststellung, dass der Heimatverlust, obwohl mit traumatischen Erlebnissen verbunden, letzten Endes nicht nur negativ bewertet werden soll. Die in der Erinnerung bewahrten Bilder von damals, mit denen sich Taubitz jahrelang auseinandersetzen musste, sind Erfahrungen, dank denen sie zur Schriftstellerin geworden ist: „Aus diesem nichts, gar nichts Haben, aus diesem Freisein von Dingen, [...] hatte ich die Möglichkeit, die inneren Bilder meiner Phantasie, meines Erlebens, Beobachtens und meiner Vorstellungskraft wachsen zu lassen, ich glaube, das war es, was mich geprägt und später zu einer Schriftstellerin gemacht hat.“¹⁹

Taubitz schreibt in ihrem Buch „Durch Lücken im Zaun“ von noch einer Beobachtung aus der Zeit der Vertreibungen, die das Problem des Heimatverlustes wesentlich relativiert. Nicht nur die Deutschen wurden zum Verlassen ihrer Häuser gezwungen, auch Polen wurden vertrieben und sind heimatlos geworden. Es kam zu Zwangsaussiedlungen der Deutschen, weil die von den Sowjets aus dem Osten vertriebenen Polen in Breslau untergebracht werden mussten. Durch die Beschreibung der mit ganzen Familien, Kindern und kleinem Gepäck wandernden Polen verleiht sie dem ganzen Problem eine neue Perspektive. Die Tatsache, dass Taubitz auf diese Ereignisse aufmerksam macht, erinnert an Aussagen von Dagmar Nick, in denen sie den Gedanken zum Ausdruck bringt, dass die Erfahrung des Heimatverlustes nicht nur eine Nation betreffen muss. Im Hinblick darauf, was oben gesagt wurde, hat der folgende Gedanke von Monika Taubitz aus dem Roman „Durch Lücken im Zaun“ eine besondere Aussage: „Seid ihr die ersten eines neuen Geschlechts, das nicht aufsteht, um sich zu rächen!“²⁰. Taubitz appelliert an die nächsten Generationen, sie sollen der blutigen und verwickelten Geschichte Europas ein Ende setzen, denn es ist heute nicht mehr zu entscheiden, welche politischen Entscheidungen gerecht waren und welche Perspektive die richtige ist. Weitere Versuche, um eigene

¹⁸ Bilke, Jörg: Schlesien das Land meiner Kindheit. Gespräch mit der Schriftstellerin Monika Taubitz. In: Kulturpolitische Korrespondenz. Nr 50. Berlin, Bonn 1985. S. 4. Zit. nach: Zimniak, Paweł: Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Wrocław/Dresden 2007, S. 318.

¹⁹ Bilke, Jörg: ebd., S. 7. Zit. nach: Zimniak, Paweł, S. 320.

²⁰ Taubitz, Monika: Durch Lücken im Zaun. Heidenheim 1977 und in unveränderter Neuauflage 2002 im Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn Würzburg. S. 313.

angebliche Rechte zu kämpfen, sind nur Ursachen von neuen Kriegen. Die Autorin wünscht sich, dass das neue Geschlecht die innere Kraft hat, die Rachegefühle endlich zu überwinden, um die Geschichte aufs Neue zu schreiben.

In Texten von Monika Taubitz, sowohl in der Gedichtsammlung „Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien“ als auch im Buch „Durch Lücken im Zaun“ dominiert über dem traurigen Ton das Gefühl der Begeisterung von der unvergänglichen Schönheit der Stadt Wrocław und von beeindruckenden Landschaften von Glatzer Gegenden. Die Intention von Taubitz ist also vor allem, die Geschichte durch Erinnerung zu registrieren und das schlesische Kulturerbe, wie z. B. die von ihr stets bewunderte Architektur, zu beschreiben. Solche Stellungnahmen leisten sicher einen guten Beitrag zum Dialog über mögliche Völkerversöhnung. Es muss unterstrichen werden, dass auch die polnische Seite aufgeschlossen und herzlich Taubitz' Bücher begrüßt und sie gerne weiter empfiehlt. Beide Romane „Durch Lücken im Zaun“ und „Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien“ wurden während der Wrocławer Buchmesse in den Jahren 2006 und 2007 präsentiert, es wurden auch Treffen der Autorin mit ihren Lesern organisiert.

Man darf die Wirkung kultureller Leistungen auf die deutsch-polnischen Beziehungen nicht unterschätzen. Auch andere Intellektuelle und zahlreiche Institutionen aus Polen und Deutschland versuchen, wie Taubitz, dies in Wrocław zu retten und zu pflegen was gemeinsam ist, nicht mehr deutsch oder polnisch, sondern europäisch. Wichtig für diese Zusammenarbeit sind angesichts der schwierigen gemeinsamen Geschichte auch solche Aussagen prominenter Persönlichkeiten, wie diese von Angela Merkel: „Auch diese Stadt mit dem deutschen Namen Breslau und dem polnischen Namen Wrocław steht symbolhaft für die bitteren Lehren der gemeinsamen Vergangenheit. Mehr als sechs Millionen Polen verloren durch Deutsche ihr Leben. Millionen von Polen und Deutschen wurden vertrieben oder zwangsumgesiedelt. Da gibt es nichts zu beschönigen, da gibt es nichts zu relativieren. Wir Deutsche müssen und wollen uns dieser Vergangenheit voll und ganz stellen.“²¹ Die in diesem Beitrag präsentierten Texte der vertriebenen deutschen Autoren sind aber ein Beweis dafür, dass in den deutsch-polnischen Beziehungen nicht nur die Probleme der gemeinsamen Vergangenheit, sondern eine gemeinsame Zukunft von beiden Nachbarvölkern wichtig ist.

Bibliographie:

Primärliteratur:

NICK, D., 1978, *Fluchtlinien. Gedichte aus 33 Jahren*. München 1978

NICK, D., 1994, *In den Ellipsen des Mondes. Gedichte*. Aachen 1994

²¹ Zit. nach: Wóycicki Kazimierz, Czachur Waldemar: *Jak rozmawiać z Niemcami. O trudnościach dialogu polsko-niemieckiego i jego europejskim wyznaniu*. Wrocław 2009. S. 107.

- TAUBITZ, M., 2007, Ein Land gab mir sein Wort. Gedichte über Schlesien/Ten kraj dał mi słowo swoje. Wiersze o Śląsku. Wrocław/Dresden 2007
- TAUBITZ, M., 1973, Schlesien. Tagebuch einer Reise. Heidenheim 1973
- TAUBITZ, M., 2002, Durch Lücken im Zaun. Heidenheim 1977 und in unveränderten Neuauflage 2002 Würzburg.

Sekundärliteratur:

- ORŁOWSKI, H., 1999, Lost Paradise? Verlorene Welten in Literatur und Erinnerung. In: Beyrau, D., (Hg.): Blick zurück ohne Zorn. Polen und Deutsche in Geschichte und Gegenwart. Tübingen 1999, S. 103-124
- WÓYCICKI, K./CZACHUR, W., 2009, Jak rozmawiać z Niemcami. O trudnościach dialogu polsko-niemieckiego i jego europejskim wyzwaniu. Wrocław 2009
- ZIEMER, K., 1999, Grenzen der Wahrnehmung. Das deutsche Polenbild in den letzten 200 Jahren. In: Weber, N.H., (Hg.): Die Oder überqueren. Deutsch-polnische Begegnungen in Geschichte, Kultur und Lebensalltag. Frankfurt/M. 1999, S. 56-69
- ZIMNIAK, P., 2006, Bekenntnis zur Humanität in der poetischen Rede Dagmar Nicks. In: Gansel, C./Zimniak P. (Hg.): Reden und Schweigen in der deutschsprachigen Literatur nach 1945. Fallstudien. Wrocław – Dresden 2006, S. 424-438
- ZIMNIAK, P., 2007, Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Wrocław/Dresden 2007



Joanna Godlewicz-Adamiec



Rüdiger von Bechelaren in der polnischen und in der deutschen Literatur des Mittelalters

1. Einführung

In der polnischen Literatur des Mittelalters wird eine Gestalt dargestellt, deren Werbung um die Hand einer polnischen Herrscherin abgelehnt wurde. Ist es ein reiner Zufall, dass diese Gestalt gerade als Deutscher und in einigen Quellen als eine solche Figur gekennzeichnet ist, die aus der deutschen Literatur bekannt zu sein scheint, obwohl sie in der deutschen Tradition anders charakterisiert wurde?

2. Die Sage von Wanda, die keinen Deutschen heiraten wollte, in den polnischen Chroniken des Mittelalters im Vergleich mit den deutschen literarischen Quellen

Die Sage von Wanda, die in der deutschen Tradition nicht bekannt ist, wird in den polnischen Chroniken des Mittelalters erzählt. Mittelalterliche Chroniken konzentrierten sich zwar vor allem auf die Erfolge und die Aktivitäten der Feudalschicht, aber ihr Anteil an der Herausbildung eines mehr allgemeinen gesellschaftlichen und nationalen Bewusstseins ist unbestreitbar. In diesen Werken wurde zum ersten Mal in der mittelalterlichen Gesellschaft schriftlich der Begriff des Vaterlandes, der Nationalgemeinschaft und des Patriotismus formuliert (vgl. Kürbisówna 1965:9). Bildet die Sage von Wanda, die keinen Deutschen heiraten wollte, eine Widerspiegelung dieser Tendenzen? Die Sage von Krak und Wanda bildet in der so genannten Periode der polnischen Geschichte eine separate Einheit, die nur lose, im Grunde sogar gar nicht mit den übrigen polnischen Sagen verbunden ist¹ (vgl. Römer 1872:1). Die Geschichte von Krak und Wanda unterlag Veränderungen und wurde in verschiedenen

¹ Es lassen sich Zusammenhänge zwischen dieser Sage und der damaligen geographischen und politischen Situation feststellen. Für Römer sind Krak und Wanda im Bezug auf Popiel und Piast in der märchenhaften Periode der polnischen Geschichte eine wahrheitsgetreue Widerspiegelung des großpolnischen und kleinpolnischen Dualismus (vgl. Römer 1872:1).

literarischen Quellen unterschiedlich präsentiert, was eine sich verändernde Beziehung zu den dargestellten Ereignissen und Gestalten zeigt.

2.1. „Kronika“ von Gall, genannt Anonymus aus dem 11./12. Jahrhundert

Der älteste bekannte polnische Chronist – Gallus – lebte in den Zeiten von Krzywousty in Großpolen. Bei ihm bildet die Gestalt Popiel, der Herrscher von Gniezno, den Anfang der Geschichte. Dagegen hat er von Krak und Wanda noch nichts gehört (vgl. Römer 1872:1). Auffallend ist in dieser Chronik das Fehlen des Zyklus der Krakauer Sagen von Krak, von dem Drachen und von Wanda², die erst am Ausgang des 12. Jahrhunderts von Kadłubek niedergeschrieben wurden (vgl. Plezia 1968:XVII). Die Chronik von Gallus umfasst hingegen Beschreibungen des tödlichen, aber jedoch auch siegreichen Ringens mit den Feinden, besonders mit den Deutschen, die im enthusiastischen Ton gehalten sind (vgl. Krzyżanowski 1969:9).

2.2. „Kronika Polska“ von Wincenty Kadłubek aus dem 12./13. Jahrhundert

Der zweite polnische Chronist, Wincenty Kadłubek, der hundert Jahre nach Gall lebte, war mit Kleinpolen stark verbunden³. Seine Chronik ist ein weiterer Beweis für die Verstärkung des nationalen Bewusstseins in Polen. Das Rekonstruieren der märchenhaften Vergangenheit und das sich Berufen auf glänzende Legenden, die von einer herausragenden Geschichte des polnischen Staates zeugen sollten, sind ein Ausdruck des Stolzes (vgl. Świdorska 2001:211). Wincenty Kadłubek verdanken wir, dass sich unter den Märchen, die er in seine Chronik aufgenommen hat, auch die Sagen von Krakus⁴, Wanda und Popiel befinden. Dank dessen konnten sie vor

² Da die Sage von Wanda von einer starken Frau berichtet, die eine schwierige und folgenreiche Entscheidung für sich selber und für ihr Volk getroffen hat, ist auch die Position der Frauen in dieser Erzählquelle bemerkenswert. Frauen, die sprechen konnten, wurden zu Königinnen und Kaiserinnen gewählt. Es muss festgestellt werden, dass sie aus dem Ausland kamen, meistens aus Deutschland. Nur diese sozusagen importierten Frauen, wie sie Wiesiołowski nennt, hätten den Quellen zufolge neben dem Talent der Sprache auch eine seltene, aber höchstwünschenswerte Fähigkeit, Kinder zu gebären. Wir haben keinen positiven Hinweis darauf, dass irgendeine Polin diese Fähigkeiten besaß. Die Beweise dafür, dass Polinnen damals überhaupt existierten, gibt es in ausländischen Quellen, wie z.B. bei dem deutschen Bischof Thietmar oder bei dem böhmischen Chronisten Kosmas (vgl. Wiesiołowski 1995:41). Im Jahre 1010 hat Thietmar an einem militärischen Angriff gegen Polen teilgenommen, aber er ist mit dem kranken König und Erzbischof Taginon zurückgekehrt (vgl. Jedlicki 2005:XXIII).

³ Dort ist er geboren und dort lebte er. Der Legende von Wanda widmete er seine letzten Jahre, die er in einem Zisterzienserkloster in Jędrzejów, einige Kilometer nördlich von Krakau, verbracht hat (vgl. Römer 1872:1).

⁴ Krak (Grakch) wurde in der „Kronika Polska“ in erster Linie als der liebevollste Sohn seines Vaterlandes und weniger als Vater für seine Söhne dargestellt (vgl. Kadłubek 1998:11). Das Gut der Bürger zu verteidigen und zu bewahren, zählt den Quellen nach zu den ewigen Triumphen. Man soll nicht auf die eigene Rettung bedacht sein, wenn es um die allgemeine Sicherheit geht. Für den Erhalt der nationalen Freiheit scheint keine Opfer zu groß zu sein (vgl. Świdorska 2001:212).

dem Vergessen bewahrt werden (vgl. Kleiner 1958:14). Krak erfreut sich der Liebe des Senats, der Reichen und des ganzen Volkes. Und diese Liebe war so groß, dass nach seinem Tod die Herrschaft im Land seiner einzigen Tochter, Wanda, anvertraut wurde. Sie überragte alle so stark an Schönheit und Reiz, dass man meinen konnte, wie es Kadłubek beschreibt, dass die Natur bei ihr nicht nur freigebig, sondern sogar verschwenderisch gewesen wäre. Die Vernünftigsten im ganzen Land wunderten sich über ihre Ratschläge und die grausamsten Feinde wurden milder, wenn sie sie nur erblickten. Wie Kadłubek berichtet, ärgerte sich ein lemanischer Tyrann. Er wollte die Bewohner von Polen vernichten und sich den Thron, der scheinbar frei war, gewaltsam aneignen, aber letztendlich wich er mehr dem außergewöhnlichen Reiz als der Waffenübermacht (vgl. Kadłubek 2003:16-17; Kadłubek 1998:12-13). Als die fremden Heere der Königin gegenüberstanden, wurden sie plötzlich wie von Sonnenstrahlen getroffen. Alle ließen von feindlichen Gefühlen ab und gaben die Kämpfe auf. Sie behaupteten, sie wollten sich nicht dem Kampf, sondern dem Sakrileg entziehen. Sie fürchteten sich nicht vor den Menschen, sondern wollten die übermenschliche Majestät im Menschen verehren. Der König hat sich aus Liebe oder Empörung in das Schwert geworfen und hat die Seele ausgehaucht (vgl. Kadłubek 2003:16-17). Vom Selbstmord Wandas weiß der Chronist überhaupt nichts, im Gegenteil – er behauptet, dass sie, die Ehe verachtend, danach viele Jahre geherrscht habe (vgl. Krzyżanowski 1965:425). Man kann feststellen, dass die Grundlage der Erzählung über Wanda, einer märchenhaften Königin Polens, der Tochter von Krak, für alle Chronisten Kadłubek bildete. Seine Version war nicht kompliziert⁵. Bei Kadłubek und Boguchwał erscheint noch ein namenloser Liebhaber Wandas (vgl. Römer 1872:15-16). Das 13. Jahrhundert war in Polen und Westeuropa die Zeit einer dynamischen Entwicklung des Nationalbewusstseins. Die Unterschiede zwischen den Bewohnern von Frankreich, Deutschland, Polen wurden betont (vgl. Świdorska 2001:213). Ein besonders tiefes nationales Bewusstsein unterscheidet das polnische Rittertum vom abendländischen. Es bildet eine Besonderheit der polnischen Ritterkultur (vgl. Świdorska 2001: 218). Der Verfasser der Chronik aus dem 13. Jahrhundert demonstriert eindeutig einen bisher in so einer intensiven Form nie getroffenen Widerwillen den Deutschen gegenüber. Man findet zwar schon in der Chronik von Gall erste antigermanische Hinweise, aber erst bei Kadłubek evaluieren sie zum größeren Problem. Dieser Historiograf betrachtet die Westnachbarn Polens als mächtig und militärisch stark – und was daraus folgt – als eine reale Gefährdung für die polnische nationale Unabhängigkeit⁶. Das Gefühl der Gefährdung, das in dieser

⁵ Krak trägt hier den griechischen Namen Graccus. Zum militärischen Überfall der Deutschen kommt es in Folge der Hoffnung, dass es nach dem Tod des Herrschers einfach wäre, das von einer Frau regierte Land zu erobern. Die überirdische Schönheit Wandas führt jedoch dazu, dass das fremde Heer sich gegen seinen Befehlshaber empört und dass er sich selber das Leben nimmt (vgl. Krzyżanowski 1965:425).

⁶ Aus diesem Grund sparte er nicht mit Schimpfworten über Friedrich Barbarossa, den er einen rötlichen Drachen nennt, mit kritischen Bemerkungen über Rychese, die Frau von Mieszko II., über Agnieszka, die Frau von Władysław Wygnaniec, und Zbigniew hält er wegen geheimen Plänen für

Zeit den Klerus und das Rittertum in Polen erfasste, entbehrte nach Świderska keiner Grundlage. Es kann nicht wundern, dass die Tatsache, dass Fremde favorisiert wurden, bei den polnischen Rittern großen Widerspruch hervorgerufen hat⁷ (vgl. Świderska 2001:212).

2.3. „Kronika wielkopolska“ aus dem 13. Jahrhundert

Die „Kronika wielkopolska“ kennt schon den Namen Krak. Der Name seiner Tochter Wanda wurde von „węda“ (Angel) abgeleitet. Es sollte die Überzeugung ausdrücken, dass sie auf den Hacken ihrer Schönheit jeden Mann bewundert habe. Als dieser Ruf der Schönheit beim lemanischen Tyrannen angekommen war, versuchte dieser, sie mit Geschenken und Bitten von einer Ehe zu überzeugen. Da er nichts erreicht hatte, führte er einen Krieg. Erschrocken vor Liebe oder Zorn verfluchte er seine Landleute und warf sich in ein Schwert. Die erfolgreiche Wanda sprang als Opfer für die Götter freiwillig in die Weichsel⁸ (vgl. Krzyżanowski 1965:425). In der „Kronika wielkopolska“ findet sich eine interessante Behauptung über die Deutschen und die Slawen: „Tak i Niemcy mając państwa sąsiadujące ze Słowianami, często z nimi obcują i nie ma na świecie innych narodów tak uprzejmych i przyjacielskich względem siebie jak Słowianie i Niemcy“⁹ (Kronika wielkopolska, 1965:51–52). Es muss auch festgestellt werden, dass für die inneren Veränderungen der Sage die in der Quelle „Kronika Wielkopolska“ vollbrachte Idee, diese Geschichte dem Schema der Brautwerbungssage anzunähern, von weittragender Bedeutung war. Daraus folgt eine Verwandlung des lemanischen Tyrannen aus der „Kronika“ von Kadłubek, der eine mühelose Beute im von einer Frau regierten Polen erwartet, in einen Bewerber,

einen Verräter. Anschauungen von Wincenty Kadłubek sind nicht das Ergebnis seiner persönlichen Abneigung und sie sind auch keine individuelle und vereinzelt Erscheinung. Im 13. Jahrhundert nimmt die antigermanische Stimmung auch in breiteren Schichten der Bevölkerung immer stärker zu. Gleichzeitig festigt sich die Überzeugung, dass die Deutschen die Feinde Nummer 1 für Polen sind (vgl. Świderska 2001:212).

⁷ „Ausschlaggebend war hier die Gründung der Städte nach deutschem Stadtrecht. Die Anzahl der bis zum 14. Jahrhundert in Polen angesiedelten Deutschen belief sich schätzungsweise auf etwas über 100 000 Menschen. Alle Gründungen nach deutschem Recht hatten von den Landesherren weitgehende Privilegien bekommen. Dieser Umstand bewirkte, daß mit der Zeit die Einwanderung von deutschen Kolonisten, vor allem in die Städte, stark zunahm und die nachbarlichen und wirtschaftlichen Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung lebhafter wurden“ (Cieśla 1989:21–22).

⁸ Karłowicz meint, dass Wanda und die Meeresjungfrau in der Sage, die Wójcicki niederschrieb, eine und dieselbe Person sind. Die Sage von Wanda soll demnach einen kleinen Ausschnitt der schon vergessenen Einheit bilden, wobei die zweite Geschichte eine umfangreichere Version bildete. Beiden Geschichten ist gemeinsam, dass Ausländer um eine Frau gegen ihren Willen werben, danach sterben auch die beiden Frauen in Gewässern, wobei diese Gewässer nach ihnen benannt worden seien (vgl. Karłowicz 1876, III: 162–163).

⁹ So die Deutschen, die Staaten haben, die an die Slawen grenzen, gehen mit ihnen zusammen, und es gibt auf der Welt keine Völker, die so höflich und freundlich zueinander wie Slawen und Deutschen sind.

der von Wandas Reizen bezaubert ist¹⁰. Als Folge der Anpassung der Fabel dieser Art an die Sage erscheinen Passagen, die von Botschaften, Verhandlungen und Ablehnungen erzählen, die mit den Mühen des Helden um die Auserwählte verbunden sind. In der „Kronika Wielkopolska“ ist eine gewisse Steigerung der Handlung sichtbar, die das Werben um die Hand erzielt: erst Geschenke und Bitten, dann erst das Ultimatum des Kriegeres¹¹ (vgl. Banaszkiwicz 1984:241-242). In dieser Chronik scheint der alemannische Liebhaber Wandas kein anderer zu sein als die aus deutschen Sagen gut bekannte, besonders im „Nibelungenlied“ als „der edel Rüedegêr, vogt von Bechelaerem“ dargestellte Person (vgl. Karłowicz 1876, III:165). Spätestens seit der Chronik „Kronika Wielkopolska“ wurde der namenlose lemanische Herrscher, bei Długosz schon Rudiger genannt, ein Fürst, der auf verschiedene Weisen Gunst und Hand der schönen Wanda zu gewinnen versucht. Diese Charakteristik ist eine von diesen, die sich aufdrängten, als in der mittelalterlichen Heldenepik der Name Rüdiger von Bechelaren erschien. Er wurde für einen musterhaften Ritter gehalten, der alle höflichen Tugenden, wie feines Benehmen, Takt, besondere Gastfreundlichkeit, Großzügigkeit, Treue und Tapferkeit besaß. Im „Nibelungenlied“ und in den Werbeszenen des epischen Zyklus um die Gestalt Dietrichs von Bern werden in Bezug auf diese Gestalt solche Begriffe wie *guot*¹², *getriuwe* und *milte* benutzt, die im Bezug auf die ihm in den erzählten Ereignissen anvertraute Rolle stehen. Aus diesen Tugenden folgt die von ihm oft erfüllte Rolle eines Boten und Mediators, nämlich einer Person, die zwischen zwei Seiten vermittelt. In diesem Repertoire der Aufgaben führt er die wichtigste Gesandtschaft im Nibelungenlied¹³ und in der Thidrekssage als vertrauter Bote, der für seinen Herrn um die Hand von Kriemhild und Erka wirbt. Rüdiger ist demgemäß derjenige, der die zarten Liebesangelegenheiten und politischen Nuancen, die

¹⁰ Das Motiv der lähmenden Schönheit erscheint oft in Erzählungen, die die Eroberung unerreichbarer und stolzer Weiber darstellen (vgl. Banaszkiwicz 1984:241-242).

¹¹ In der Chronik wird berichtet, dass die Kunde von Wandas Schönheit einen König der Alemannen erreichte. Als er sie weder mit Geschenken noch mit Bitten von der Ehe überzeugen konnte, wollte und plante er, sie mit Drohungen der feindlichen Truppen und Beschimpfungen zu seinen Wünschen zu zwingen. Er sammelte ein mächtiges Heer und näherte sich dem Gebiet der Lechiten, um sie gewaltsam zu überfallen. Dieser Macht schritt Wanda, Königin der Lechiten, mit einem Heer entgegen und fürchtete sich überhaupt nicht vor ihr. Der König wurde von Liebe oder Empörung erregt, verfluchte seine Würdenträger, dass sie unter weiblicher Regierung alt werden würden, und durchbohrte sich mit einem Schwert. In dieser Version der Sage kehrte Wanda in ihr Land zurück, nachdem sie die Garantie der Treue und den Huldigungseid bekommen hatte. Sie opferte sich den Göttern in Dankbarkeit für Ruhm und Glück und sprang freiwillig in die Weichsel. Auf diese Weise hat sie die Schuld menschlicher Natur abgezahlt (vgl. *Kronika wielkopolska* 1965:56-57).

¹² „von Bechelâren der guote Rüedigêr“ (Nibelungenlied, V. 1089 1973:182).

¹³ Im „Nibelungenlied“ wird seine Rolle folgendermaßen beschrieben: „Da sagte Etzel: „Dann übernimm Du die Aufgabe, Rüdiger, tu mir den Gefallen und wirb für mich. Wenn ich Kriemhild als Gattin gewinne, werde ich es Dir aufs beste lohnen, sobald Du meinen Wunsch zu einem guten Ende gebracht hast“ (Nibelungenlied, V. 1091, 1973:183).

mit der Werbung um die Hand einer schönen Königin oder Prinzessin verbunden sind, behandeln kann¹⁴ (vgl. Banaszekiewicz 1984:242–243).

2.4. „Historia Polonica – Roczniki, czyli Kroniki sławnego Królestwa Polskiego” von Jan Długosz aus dem 15. Jahrhundert

Den größten Einfluss auf die Herauskristallisierung der Sage hatte Długosz¹⁵: Bei ihm erscheint zum ersten Mal der Name des deutschen Fürsten Rytogar, er begründet die Entscheidung Wandas mit dem Hass gegen die Deutschen, er führt wichtige Neuigkeiten, wie den Selbstmord – den Sprung von der Brücke ins Wasser – ein. Er hat auch hinzugefügt, dass Wanda die Schwester der tschechischen Libusza¹⁶ war, die nach der Sage ihres Landes den Bauern Przemysł geheiratet hat (Krzyżanowski 1965:425). Den Namen Rytygier¹⁷ und das Motiv von der geplanten Ehe mit Wanda fügte Długosz den älteren Versionen der Sage zu¹⁸ (vgl. Długosz 1962:193). Der Chronist schreibt über polnische Bewohner und ihr Verhältnis zu Fremden: „Przybyszów obcych i cudzoziemców, chociażby u nich widoczne były talent i obyczajne życie, rzadko dopuszczają na kierownicze stanowiska do urzędów, chyba że po upływie czasu lub po następstwie jednego pokolenia, a nawet jeżeli tak się zdarzy, rzadko obywa się [wówczas] bez zawiści. Oby Polacy posłużyli się zacnym przykładem

¹⁴ Seine Bemühungen, Zygfrieds Witwe zur Ehe mit Attila zu überreden, schienen trotz der ganzen Meisterschaft und dem Reiz Rüdigers hoffnungslos. Der talentierte Bote erreichte aber endlich sein Ziel, obwohl er Kriemhild die Treue in allem, was in Zukunft auf dem Hof der Hunnen geschehen könnte, versprechen musste. Die zweite, gleiche Aufgabe wurde in der „Thidrekssage“ erzählt, in der er für den Herrscher um Erka, Tochter des Königs Oserichs, wirbt. Das war auch eine fast hoffnungslose Aufgabe, weil die zwei Parteien Kriege miteinander führten und Oserich der Macht der Hunnen feindlich gesinnt war (vgl. Banaszekiewicz 1984:242–243).

¹⁵ Es ist zu betonen, dass er viele Auslandsreisen nach Italien, Ungarn, Heiligem Land unternommen und an diplomatischen Botschaften teilgenommen hat (vgl. Semkowicz-Zarembina 1962:42).

¹⁶ Ein Beweis dafür ist eine Geschichte, die im Werk „Stare podania czeskie“ vom Jirászek 1894 verfasst wurde. Er wollte alte tschechische Geschichte näher bringen, um die Leser zu ermutigen und vor Germanisierung zu schützen (vgl. Nawrocki 1989:5–6). Von den uralten Märcen führt er die Geschichte „O Kroku i Jego córach“ an (vgl. Jirászek 1989:22–25): Krok hatte drei Töchter, die sich durch besondere Schönheit auszeichneten (vgl. Jirászek 1989:24). Zu den Ähnlichkeiten zwischen Libusza und Wanda gehört die Reaktion der Kämpfer auf Libusza (vgl. Jirászek 1989:25), zu den Unterschieden das Ende der Geschichte – die Macht bleibt bei den Nachfolgern von Krok, in den Händen seiner jüngsten Tochter Libusza, die klug über das ganze Land regiert hat (vgl. Jirászek 1989:25).

¹⁷ Bei Długosz bekommt der Fürst einen Namen und wir erfahren, dass er „Rithogarus“ hieß. Als Quelle kann eine Geschichte genannt werden, die im 6. Jahrhundert von dem griechischen Historiker Prokop von Cezarea im Werk *De bello Gothico* erzählt wurde. Eine namenlose britische Prinzessin zwingt dort mit militärischer Macht einen Fürsten der Warnen Namens Radiger zur Eheschließung. Römer ist davon überzeugt, dass dieser Fürst Radiger und daher ein Patron Rithogars oder Rytygiers sein könnte (vgl. Römer 1872:16).

¹⁸ Długosz bemerkt, dass viele Leute den Flussnamen Wisła (Vistula) gerade auf die polnische Königin Wanda zurückführen, die sich für den Sieg über die Germanen den Göttern geopfert hat und in die Weichsel sprang (vgl. Długosz 1962:100).

Hiszpanów, co to nie gardzą żadnym pochodzeniem człowieka, który się wyróżnia cnotą (...)"¹⁹ (Długosz 1962:167). Długosz beschreibt, dass König Krak die Gallen und Tschechen besiegte (vgl. Długosz 1962:186-187). Er hat die Sage vom Drachen von Kadłubek mit einigen Veränderungen übernommen (vgl. Długosz 1962:188). Dieser Version nach hinterließ Krak zwei Söhne: Krak und Lech und die Tochter Wanda²⁰ (vgl. Długosz 1962:191). Długosz betont, dass viele Völker Polen die Freiheit nehmen und es ihrer Macht unterstellen wollten (vgl. Długosz 1962:198), und schreibt, dass früher die Macht der Polen bis dorthin reichte, wo jetzt die Deutschen herrschen, und er will, dass die polnischen Nachkommen wissen, wie viel Boden die Deutschen den Polen geraubt haben (vgl. Długosz 1962:208).

¹⁹ Fremde Einwanderer und Ausländer, auch wenn bei ihnen Talent und sittliches Leben sichtbar wären, ließen sie selten an führende Stellen in Ämtern, und wenn schon, dann erst nach langer Zeit oder nach einer Generation und auch dann, wenn es passierte, nicht ohne Neid. Hätten doch die Polen dem angesehenen Beispiel der Spanier gefolgt, die keine Herkunft des Menschen verachten, der sich mit Tugend auszeichnet (...).

²⁰ Die Macht hat nach Lech seine Schwester Wanda geerbt, da die beiden Söhne Kraks keine Nachfolger hatten. Wanda, die lat. Angel genannt wurde, übernahm die Macht in Polen mit Einverständnis aller Polen. Ihre Schönheit und der besondere Reiz ihrer Gestalt, die so groß waren, dass sie allein mit ihrem Aussehen die Aufmerksamkeit und die Begierde nach ihr weckte, haben dazu beigetragen. In der Chronik werden ihre persönlichen positiven Eigenschaften beschrieben. Alle polnischen Landsleute hatten unzweifelhaft eine Hoffnung, dass nach Wandas Hand, die bisher alle Ehevorschlüsse ablehnte, irgendein Fürst greift, der sich durch Besonnenheit und Reichtum auszeichnen und Polen um neue Gebiete vergrößern würde. Wanda aber, die von stolzer und schöner Seele war, hat, als sie das väterliche Königtum erreichte, alle, die um ihre Hand warben, abgewiesen. Sie regierte klug und gerecht über alle Teile des Landes, so dass sie alle in Erstaunen versetzte. In dieser Geschichte wird die Vermutung geäußert, dass sie einen männlichen Geist gehabt habe, weil ihre Entscheidungen von den klügsten und ernsthaftesten Männern gelobt wurden, und dass auch feindlich Gesinnte von ihrem Reiz beeinflusst worden seien. Der deutsche Fürst Rydygier, aus einem bekannten Geschlecht und mächtig, ein Nachbar von Polen, der von den Tugenden der Jungfrau Wanda hörte, die in vielen Ländern besungen wurde, hoffte, sowohl ihre Schönheit als auch ihr Land erobern zu können. Er sandte Boten mit der Bitte um ihre Hand – bei gleichzeitiger Kriegsdrohung. Aber Wanda, die ihr ganzes Leben in Reinheit zu leben gelobte, ließ sich mit keinen Bitten und Botschaften überzeugen. Sie schickte die Boten mit nichts zurück. Der deutsche Fürst Rydygier, der sie weder mit Bitten noch mit Geschenken von der Ehe überzeugen konnte, sammelte ein großes Heer und griff Polen an, um militärisch das zu erkämpfen, was er mit der Bitte nicht bekommen konnte. Wanda, die Königin Polens, fürchtete sich nicht, sammelte ein polnisches Heer und stand den Deutschen gegenüber. Der deutsche Herrscher sandte einige seiner Älteren zur Jungfrau Wanda, die wartete und zum Kampf bereit war, und bat um ihre Hand. Er zählte seine Reichtümer auf, zeigte seine Macht, fügte Drohungen hinzu, ohne die Hoffnung zu verlieren, dass er das Herz der Frau mit Bitten gewinnen oder mit Drohung zwingen könne. Seine Vertrauten versuchten Wanda zu überzeugen, indem sie ihr erklärten, sie würde einen jungen, berühmten und mächtigen Mann zum Gatten bekommen, wenn sie sich überzeugen lässt, und wenn nicht, wird sie sowieso militärisch dazu gezwungen. Sie wollte aber die Berühmtheit und die Macht ihres Landes nicht verachten und den Schaden, den er ihrem Land zugefügt hat und immer noch zufügte, nicht vergessen. Sie hasste die Heirat und ihr passte es besser, Frau anstatt Ehefrau eines Herrschers genannt zu werden. Sie meinte, er hat ihr den Krieg erklärt, so soll er sich auf einen Krieg vorbereiten (vgl. Długosz 1962:192-194). Wanda schloss ein Bündnis mit den deutschen Herren und führte das Heer stolz nach Krakau (vgl. Długosz 1962:195).

5. Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in der polnischen Literatur des Mittelalters die Gestalt des Deutschen, den Wanda nicht heiraten wollte, verschiedenen Veränderungen unterlag, die die Bedeutung der ganzen Sage verändert haben. Diese Veränderungen waren nicht zufällig, sie waren mit den Anschauungen der Verfasser der Chroniken, mit den politischen, sozialen, ökonomischen Situationen der Entstehungszeit der Chroniken verbunden. Der namenlose Deutsche bekam einen Namen, er wurde allmählich mit einer bekannten literarischen Figur assoziiert²¹. Auf Grund der durchgeführten Analyse der polnischen Chroniken des Mittelalters kann man die Behauptung wagen, dass trotz der antigermanischen Tendenzen in Polen ein Einfluss auf der kulturellen Ebene sichtbar ist. Wenn wir aber mit derselben Gestalt zu tun haben, muss jedoch festgestellt werden, dass diese Figur in der polnischen Sage der ganzen Geschichte angepasst wurde und infolgedessen im Vergleich mit den deutschen literarischen Quellen eine andere Rolle spielt und anders charakterisiert ist.

Bibliographie:

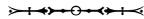
- BANASZKIEWICZ J., 1984, Rüdiger von Bechelaren, którego nie chciała Wanda. Przyczynek do kontaktu niemieckiej Heldenepik z polskimi dziejami bajecznymi, in: *Przegląd Historyczny*, Bd. LXXV, H. 2. Warszawa, S. 239-247.
- CIEŚLA M., 1989, Anfänge des deutschen Sprachunterrichtes an polnischen Schulen und Universitäten, in: *Acta Universitatis Lodzianensis, Folia Literaria* 27.
- DŁUGOSZ JAN, 1962, *Roczniki czyli kroniki sławnego Królestwa Polskiego*. Warszawa.
- JEDLICKI M. Z., 2005, Wstęp, in: *Kronika Thietmara*. Kraków.
- JIRAÁSZEK A., 1989, *Stare podania czeskie*. Katowice.
- KADŁUBEK, MISTRZ WINCENTY, 2003, *Kronika polska*. Wrocław.
- KADŁUBEK, MISTRZ WINCENTY, 1989, *Kronika Polska*, in: Ślaski J. (Hrsg.), *Teksty. Średniowiecze. Renesans. Barok*. Warszawa.
- KARŁOWICZ, J., 1876, *Piękna Meluzyna i królowna Wanda*, in: *Ateneum. Pismo Naukowe i Literackie*, Bd. III. Nr. 2406(3). Warszawa, S. 137-167.
- KLEINER J., 1958, *Zarys dziejów literatury polskiej*, Bd. I. Od początków piśmiennictwa do Powstania Listopadowego. Wrocław.
- Kronika wielkopolska*, 1965. Warszawa.
- KRZYŻANOWSKI J., 1969, *Dzieje literatury polskiej od początków do czasów najnowszych*. Warszawa.

²¹ Es scheint überzeugend zu sein, dass dieser Deutsche nicht der erst beste Held, der in der polnischen Sage ins Leben gerufen wurde, sondern eine von lange her in der literarischen Welt bekannte Gestalt war, die der polnischen Sage mit Berücksichtigung seiner epischen Persönlichkeit angepasst wurde (vgl. Banaszkievicz 1984:246).

- KÛRBISÓWNA B., 1965, Wstęp, in: *Kronika wielkopolska*. Warszawa.
- NAWROCKI W., 1989, Wstęp. Alojzy Jirászek: pisarz historyczny jako nauczyciel i przewodnik po historii narodu, in: Jirászek A., *Stare podania czeskie*. Katowice.
- Nibelungenlied*, 1973, kritisch herausgegeben und übertragen von Ulrich Pretzel. Stuttgart.
- PLEZIA M., 1968, Wstęp, in: Anonim tzw. Gall, *Kronika Polska*. Wrocław-Warszawa-Kraków.
- RÖMER K., 1872, Podanie o Kraku i Wandzie, in: *Biblioteka Warszawska*. Pismo poświęcone naukom, sztukom i przemysłowi, BD. 2. Warszawa.
- SEMKOWICZ-ZAREMBINA W., 1962, Przedmowa, in: *Jana Długosza Roczniki czyli kroniki sławnego Królestwa Polskiego*. Warszawa.
- ŚWIDERSKA U., 2001, *Kultura rycerska w średniowiecznej Polsce*. Zielona Góra.
- WIESIOŁOWSKI J., 1995, Zmiany społecznej pozycji kobiety w średniowiecznej Polsce, in: *Kobieta w kulturze średniowiecznej Europy*. Prace ofiarowane Profesor Alicji Karłowskiej-Kamzowej. Poznań, S. 41-46.



Waldemar Jagodziński



Zwischen Wissen und Unterhaltung – das Sachbuch als (nicht nur) literaturwissenschaftliches Phänomen

In dem vorliegenden Beitrag unternehme ich den Versuch darzustellen, welche Rolle das Sachbuch in der heutigen Gesellschaft spielt sowie unter welchen Aspekten es bisher erforscht wurde und erforscht werden sollte. Ich gehe auch auf die Frage ein, welchen Stellenwert die Sachbücher in der Wissenschaft besitzen, indem ich folgende Gesichtspunkte berücksichtige: wie die Sachliteratur von den Wissenschaftlern beurteilt wird, worauf diese Beurteilungen beruhen und wie die Wissenschaftler ans Schreiben von Sachbüchern herangehen¹.

Die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts wird sowohl in wissenschaftlichen Texten² als auch in den Massenmedien (sei es im Fernsehen, sei es in Zeitungen

¹ Was den letzten Punkt anbelangt, so werde ich mich auf Aussagen von Wissenschaftlern berufen, die sich mit dem Verfassen der Sachbücher beschäftigen und bei denen die Überlegungen zu diesem Thema der Praxis entspringen.

² Vgl. u.a. Marc Bovenschulte: „Was ist die Basis der Wissensgesellschaft“ (<http://www.vdivde-it.de/ips/juni2006/1> Stand vom 1.07.2009), Hans-Dieter Kübler: „Mythos-Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung“. Wiesbaden 2005 (insbesondere S. 16–20), Bernd Rüschoff / Dieter Wolff: „Fremdsprachenlernen in der Wissensgesellschaft: zum Einsatz der Neuen Technologien in Schule und Unterricht“. Ismaning 1999 (insbesondere S. 15–21), Martin Schöb: „Humanismus reloaded oder Welche Wissensgesellschaft wollen wir?“ (<http://www.sciencegarden.de/content/2005-07/humanismus-reloaded-oder-welche-wissensgesellschaft-wollen-wir> Stand vom 30.07.2009), Nico Stehr: „Arbeit, Eigentum und Wissen: Zur Theorie von Wissensgesellschaften“. Frankfurt am Main 1994, Christian Wolff: „Die Halbwegszeit der Wissenszweige. Anmerkungen zu einigen ‚Mythen‘ der Wissensgesellschaft“. In: Achim Geisenhanslüke / Hans Rott (Hg.): „Ignoranz. Nichtwissen, Vergessen und Missverstehen in Prozessen kultureller Transformationen“. Bielefeld 2008. Aus diesem ganz kurzen Überblick über die Literatur zum Thema Wissensgesellschaft (sowie aus den anderen unten dargestellten Fußnoten) geht deutlich hervor, dass sich für die Wissensgesellschaft mehrere Wissenschaften interessieren, u.a. Soziologie, Psychologie, Fremdsprachendidaktik.

bzw. Zeitschriften oder im Internet)³ als Wissensgesellschaft bezeichnet⁴. Eine Gesellschaft also, die (vereinfachend gesagt) danach strebt, ihre Horizonte zu erweitern, um mit jedem Tag immer klüger werden zu können⁵. Da stellt sich aber die Frage, auf welche Art und Weise man sich das Wissen⁶, dem in der Wissensgesellschaft so eine enorm wichtige Rolle zugeschrieben wird, aneignen sollte.

Eine der besten Möglichkeiten wäre, nach einem Fachbuch zu greifen, das von einem oder mehreren Wissenschaftlern geschrieben wurde. Von Autoren also, die ihres Berufs wegen immer auf dem Laufenden sind und sich in den neuesten Forschungsergebnissen bestens auskennen. Die Wissenschaftler scheinen schon deshalb für diese Tätigkeit geeignet zu sein, denn die Forschung bringt jeden Tag neue Ergebnisse ans Licht, die schon morgen wieder als veraltet abgetan werden.

Das alles hört sich sehr gut an, nur dass man auf ein ziemlich nicht unbedeutendes Problem stößt, und zwar auf die Sprache der Fachbücher, die weder mit der Klarheit des Denkens noch mit der Einfachheit im Wort zu tun haben. Gordon Craig, der sich

³ Um den Rahmen des vorliegenden Beitrags nicht zu sprengen, weise ich im Folgenden nur auf ausgewählte Artikel aus einigen meinungsbildenden Zeitungen und Zeitschriften hin, in denen die heutige Gesellschaft als Wissensgesellschaft auftritt: Martin Doerry, Markus Verbeet: „Die hauen mich übers Ohr. Der Wuppertaler Geschichtspräsident Eckhard Freise, 64, der als erster Kandidat in Jauchs Quiz-Show eine Million gewann, über pfuschende Studenten und überlastete Universitäten“. In: „Der Spiegel“, 21/2009 vom 18.05.2009, Wieland Freund: „Held der Wissensgesellschaft“ (<http://www.welt.de/die-welt/article3757955/Held-der-Wissensgesellschaft.html>), Jens Uehlecke: „Die W-Frage“. In: „Zeit Wissen“ 04/2009 vom 3. 06.2009.

⁴ Wie es zur Entstehung des Begriffs Wissensgesellschaft kam, erklärt in einem Beitrag Wolfgang Bonß, indem er unter Berufung auf andere Wissenschaftler schreibt: „Zwar sind die meisten entwickelten Gesellschaften des beginnenden 21. Jahrhunderts nach wie vor (und in mancher Hinsicht mehr als früher) durch industrielle Produktionsweisen und kapitalistische Wirtschaftsverfassungen geprägt. Gleichwohl werden wichtige Charakteristika mit diesen Stichworten nicht getroffen, weshalb andere Schlagwörter angeboten werden – zum Teil ergänzend, zum Teil konkurrierend. So wurde Anfang der achtziger Jahre aus der kapitalistischen Industriegesellschaft die (eher als krisenhaft begriffene) ‚Arbeitsgesellschaft‘ (Matthes 1983). Nach der Katastrophe von Tschernobyl erlebte das ganz anders ansetzende Stichwort der ‚Risikogesellschaft‘ (Beck 1986) eine schwindelnde Karriere. Danach und daneben war von ‚Erlebnisgesellschaften‘ (Schulze 1992) die Rede, von ‚Multioptions‘- (Gross 1994), ‚Netzwerk‘- (Castells 1996) und ‚Verantwortungsgesellschaften‘ (Etzioni 1997) sowie nicht zuletzt von ‚Wissens‘-, ‚Informations‘- und ‚Wissenschaftsgesellschaften‘“ (<http://www.wissensgesellschaft.org/themen/risiko/riskanteswissen.html>, Stand vom 31.07.2009).

⁵ Martin Heidenreich erwägt in einem Aufsatz, „ob eine Gesellschaft überhaupt durch Wissen definiert werden kann“ und kommt dabei zu dem Schluss, dass doch „keine Gesellschaft ohne Wissen auskommt“ (Heidenreich 2003:26). Dabei bemerkt er, „dass die heutige Gesellschaft sich durch die zunehmende Bedeutung grenzüberschreitender Informations-, Kommunikations-, Waren- und Finanzströme und durch eine zunehmende Innovationsdynamik“ auszeichnet. Weiter konstatiert der Autor: „Diese Besonderheiten der Gegenwartsgesellschaft können durch den Begriff der Wissensgesellschaft erfasst werden“ (S. 26).

⁶ An dieser Stelle sei darauf verwiesen, dass die Begriffe ‚Wissen‘ und ‚Information‘ nicht verwechselt werden dürfen, denn, wie Wolfgang Bonß bemerkt, eine Information wird erst in Wissen transponiert, „das im Unterschied zur Information stets bedeutungs-, handlungs- und kontextbezogen ist“ (<http://www.wissensgesellschaft.org/themen/risiko/riskanteswissen.html>, Stand vom 31.01.2009).

als Historiker mit der Geschichte Deutschlands beschäftigt, führt diesen unklaren Stil der Wissenschaft auf Georg Hegel zurück, dessen „Übergewicht, was den Stil des akademischen Vortrags betrifft, in seinen Folgen nur als beklagenswert bezeichnet werden kann“ (Craig 1991:347). Craig bespricht auch diese verhängnisvollen Konsequenzen, indem er feststellt: „Dieser Stil brachte weniger fruchtbare und produktive Geister zu der Ansicht, Kennzeichen von Intellekt seien Abstraktion und Undurchdringlichkeit und er [d.h. Hegel – W.] ist (...) verantwortlich für die noch immer vorherrschende Anschauung, daß ein mühelos lesbares Werk nicht unbedingt ernst genommen zu werden braucht“. Aus diesem eben Grund nahm „der schwerfällige und verschlungene Stil den alten Platz des Lateinischen als Trennlinie zwischen der Welt der Gelehrsamkeit und der Masse des Volkes“ ein (S. 347). Obwohl Hegel vor fast 200 Jahren starb, änderte sich nicht viel an dem wissenschaftlichen Stil, denn, wie Hans Weigel bemerkt, „Professoren lehnen guten Stil als unwissenschaftlich ab. Lesbarkeit ist für sie von Übel“ (Weigel 1988:90). Um dies zu beweisen, erinnert Weigel in einem Essay an seinen Kollegen und dessen Doktorarbeit. Weigel schreibt: „Ich kenne einen jungen Kollegen, der über ein literarisches Thema dissertierte. Als die Dissertation erscheinen sollte, mußte sie umgearbeitet werden. Sie war den Professoren genehm, aber für Zivilisten nicht lesbar“ (S. 90). Der junge

Doktor war sich also dessen bewusst, dass es von Vorteil wäre, die Sprache an die Leser anzupassen. Auch manche erfahrenen Wissenschaftler gehen von der Annahme aus, dass sie von den Leuten bezahlt werden und daher für sie schreiben sollten (worauf ich noch zu sprechen komme). So nähern wir uns dem Sachbuch, einer literarischen Gattung, die in der Wissensgesellschaft von enormer Wichtigkeit ist.

An dieser Stelle wäre es angebracht, sich mit der Definition des Sachbuchs auseinanderzusetzen. Es muss aber angemerkt werden, dass es bisher im literaturwissenschaftlichen Betrieb keine allgemein anerkannte Definition des Sachbuchs gibt. Das mag wohl mit Alexander Demandts, eines bekannten Kulturwissenschaftlers, folgender Feststellung zusammenhängen: „Begriffsbestimmungen beruhen auf Interessen. Definitionen sind Machtakte; es sind Abgrenzungen, die von der Kompetenz und der Position des Definierenden abhängen“ (Demandt 2007:10). Es scheint also so zu sein, als ob sich in der Literaturwissenschaft noch keine anerkannte Persönlichkeit mit dem Begriff Sachbuch auseinandergesetzt hätte⁷. Eines sei jedoch

⁷ Ich gebrauchte in diesem Satz den Konjunktiv, denn in Wirklichkeit fehlt es nicht an Aufsätzen, in denen Autoren das Sachbuch aus literaturtheoretischer Perspektive beschrieben haben. Hierbei muss jedoch hervorgehoben werden, dass bisher keine Definition existiert, die das Sachbuch in all seinen Aspekten erfassen würde. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang die Bemerkung von Hahnemann und Oels, die sie in der Einleitung zu dem Sammelband „Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert“ untergebracht haben. An René Aguigahs Frage anknüpfend, „was ein Sachbuch eigentlich ist“, stellen die Herausgeber fest: „Die gleiche Frage also und immer noch keine rechte Antwort. Bei näherer Betrachtung macht vor allem ein Wörtchen stutzig: Nicht was ein Sachbuch *ist*, wurde und wird gefragt, sondern was ein Sachbuch *eigentlich* ist. Wenn man von etwas vermutet, dass es ‚eigentlich‘ sein könnte, dann liegt es nahe, um die Differenz bestimmen zu können, zunächst zu klären, was es dann ‚uneigentlich‘ ist. Im Falle des Sachbuchs sind die Antworten nach seinem ‚uneigentlichen‘ Dasein in der Regel

in Bezug auf die Definition dieser Gattung festgehalten: die grundlegende Rolle des Sachbuchs besteht in belehrender Unterhaltung – damit sind die meisten Literaturtheoretiker einverstanden. Oder anders ausgedrückt: das Sachbuch sollte auf angenehme Weise Wissen vermitteln. Aus mehreren Gründen ist es leider nicht so leicht, Wissenschaftler fürs Schreiben eines Sachbuchs zu gewinnen. Warum es so ist, erklärte in einem Interview Maja Storch, erfolgreiche Sachbuchautorin und Leiterin des Instituts für Selbstmanagement und Motivation an der Universität Zürich. Als sie gefragt wurde, ob es ihr gefalle, dafür [d.h. für das von ihr verfasste Sachbuch, das gerade erschienen ist – W.J.] Werbung zu machen, über die Kongresse zu tingeln, antwortete sie: „(...) Schon dass Sie „tingeln“ sagen, das hat so etwas Verächtliches, anstatt dass man stolz ist auf sein Produkt. So denken viele Wissenschaftler. Dabei haben sie nur Angst. In der Wissenschaft herrscht ein Klima der Angst. Man schottet sich ab mit einer Geheimsprache, weil man fürchtet, wenn man Theorien auf einfach übersetzt, bleibt nichts übrig als heiße Luft“ (Reinhardt 1998:110). Weiter kritisiert sie die Wissenschaftssprache, indem sie auf die beim Verstehen auftretenden Schwierigkeiten aufmerksam macht. Sie bemerkt nämlich: „Ungeheure Streitigkeiten zwischen psychologischen Lehrmeinungen beruhen einfach darauf, dass zwei Leute für dieselbe Sache verschiedene Begriffe nehmen und nicht bereit sind, sich verständlich zu machen“ (S. 110). Andere Gründe dafür, warum Wissenschaftler sich nur selten ans größere Publikum wenden (sprich: Sachbücher verfassen), nennt Dr. med. Werner Bartens, Arzt, Historiker, Germanist und erfolgreicher Sachbuchautor: „Zum einen ist die Tradition in Deutschland nicht da. Wenn Wissenschaftler berühmt werden wollen, dann planen sie das 500-seitige Fachbuch, mit dem sie quasi die Duftmarke in ihrem Fachbereich setzen, aber sie planen nicht das 120-seitige Buch für jedermann. In der angelsächsischen akademischen Tradition dagegen ist es für einen Professor keine Schande, sondern eine Ehre, zu etwas beizutragen, was dort ‚public understanding of science‘ heißt. Das andere ist, dass man schon eine besondere Idee haben muss, nicht einfach Wissenschaft für Laien übersetzt. So ehrenwert es ist, Wissen zu vermitteln, das geht nicht so, dass man sagt: Ich erkläre euch jetzt einmal die Photosynthese oder wie das mit der Kernfusion so funktioniert. Das reine Faktenwissen, ohne, wie ich es nenne, eine Geschichte dahinter, ohne Idee und ohne Erzählstrang, reicht meines Wissens nach nicht. Das kann man für Schulbücher machen, aber nicht für populäre Sachen“ (S. 84).

Daher kommt es nur sehr selten vor, dass begabte Wissenschaftler Sachbücher verfassen, in denen sie eine klingende Sprache benutzen und sich einleuchtender Bilder bedienen, um ein leserliches, verständliches und dazu noch informatives Buch zu schreiben (Franke 1980:45). Aber auch wenn sie einen Versuch unternehmen, ein solches Werk zu schreiben, dann erfordern sie sehr häufig Vorkenntnisse,

übereinstimmend und sehr einfach. Ein Sachbuch ist jedes nicht-fiktionale Buch, jedes Buch, das nicht zur Belletristik gehört, kurz: jedes Buch, das Institutionen wie die *Spiegel*-Bestsellerliste auf der rechten Seite verzeichnen“ (Hahnemann/Oels 2008:8f.).

wodurch der Text schwer zu verstehen ist⁸. Aus dem gerade Gesagten ergibt sich also, dass den Wissenschaftlern die Techniken beigebracht werden sollten, wie man Sachbücher zu schreiben hat, damit sie dank der auf diese Art und Weise gewonnenen Geschicklichkeit „einen Mann von der Straße“ ansprechen und die Ergebnisse ihrer Forschungen an die Öffentlichkeit bringen könnten.

Ganz am Rande sei jedoch darauf hingewiesen, dass ein Sachbuch sowohl von Wissenschaftlern als auch von Nicht-Fachleuten verfasst werden kann. Sind die ersteren diejenigen, die es sich kaum vorstellen können, auf Fachausdrücke und verschleierte Stil zu verzichten, so gehört es in den Aufgabenbereich der Letzteren, die „Erkenntnisse aus präzisiertem Fachidiom in die gröbere Sprache der Allgemeinverständlichkeit zu übersetzen“ (Jungk 2007: 40), also das Wissen so zu vermitteln, das es von dem Laien ohne größere Schwierigkeiten erworben werden kann. Einem aufmerksamen Leser kann sich an dieser Stelle die Frage aufdrängen, worin eigentlich der Unterschied zwischen einem Fachmann und einem Laien besteht, insbesondere wenn der Letztere eine gewisse Zeit lang versucht, das Fachgebiet des Wissenschaftlers zu beherrschen. Die Antwort würde lauten, dass der Unterschied in der Genauigkeit der Beherrschung der Materie besteht. Verdankt ein Fachmann sein detailliertes Wissen einer vieljährigen Beschäftigung mit einem Wissensgebiet, so hat im Fall eines Sachbuchautors die Aneignung von (nur) den wichtigsten Informationen Vorrang. Die Herstellung der Zusammenhänge ist wichtiger als die Aneignung von Einzelheiten. Warum es so ist, führt Robert Jungk in seinem Aufsatz aus: „Denn der Verlust an spezifischer Genauigkeit wird ja vom Sachbuch-Autor, der sein Handwerk versteht, durch die Erweiterung seines Bezugsrahmens, durch die reiche Fülle relevanter Nachbar-, Neben- und Weiterwirkungen mehr als wettgemacht. Was ihm an Tiefe im Vergleich zum Spezialisten, dessen Arbeit er schildern soll, fehlt, gewinnt er an Breite. Wo er auf Einsicht in diffizilste Verästelungen verzichten muß, bietet er dafür Übersicht. Seine Stärke liegt weniger in der minutiösen Wiedergabe isolierter Phänomene als in der Schilderung der weiteren Zusammenhänge, in denen diese Erscheinungen ihren Platz finden“⁹ (Jungk 2007: 40f.).

Wie man der oben (nur bruchstückhaft) dargestellten Definition des Sachbuchs entnehmen kann, gehört sie in erster Linie nicht in den Bereich des Lernens,

⁸ Man kann aber auch beobachten, dass sich ganz langsam die Einstellung der Wissenschaftler dem Sachbuch gegenüber ändert. Mit Freude muss daher die Feststellung von Maja Storch begrüßt werden: „Die Gesellschaft bezahlt für die Wissenschaft, weil sie sich davon einen Profit erhofft. Also sind wir [d.h. Wissenschaftler – W.J.] verpflichtet, unsere Erkenntnisse in irgendeiner Weise verbraucherkonform aufzubereiten und wiederzugeben“ (Reinhardt 1998:110). Als äußerst positiv muss auch bewertet werden, dass die Sachbücher von Storch in die Lehre Eingang finden, wovon die folgende Aussage der Autorin am besten zeugt: „Interessanterweise begegnen mir aus wissenschaftlichen Kollegenkreisen keine Vorwürfe. Die freuen sich eher, wenn meine Bücher verständlich sind, weil sie dann auch in der Lehre benutzt werden können“ (S. 110).

⁹ Dass sich der Leser nicht in zahlreichen Details verlieren sollte, daran erinnert Werner Bartens in einem Gespräch mit Klaus Reinhardt (vgl. Reinhardt 2008:85). Dieses Weglassen von Einzelheiten bezeichnet Reinhardt als „Service am Leser“ (S. 85).

sondern in den der Freizeitgestaltung. Wie Herbert Franke bemerkt, „tritt das Sachbuch in Konkurrenz mit vielerlei Unternehmen der Freizeitindustrie, die von ihrer Attraktivität her gesehen weitaus wirkungsvoller sind: aktiver und passiver Sport, Spiel, Unterhaltung und Spannung im Fernsehen, im Film, in Illustrierten, gegen all das muß sich das Sachbuch behaupten“ (Franke 1980:45). Damit es sich behaupten könnte, dürfen die Verleger sowie die Sachbuchautoren das Marketing nicht vergessen, denn nolens volens sind die Sachbücher in Marktzusammenhänge eingebaut¹⁰. Dies hat unter Umständen zur Folge, dass ein solches Werk nicht mehr aus der Feder eines für die Sache „glühenden“ Autors kommt, sondern das Ergebnis einer Zusammenarbeit zwischen dem Schreibenden und dem Verlag ist. So gehört die Planung und Finanzierung eines Projekts zum Verlag, der Autor ist nur für die Durchführung verantwortlich. Natürlich sieht es nicht immer so aus. Dietmar Grieser, ein erfolgreicher österreichischer Sachbuchautor, hat in einem Interview betont, er gebe die Themen vor, Idee und Ausführung kämen immer von ihm. Anders sieht es jedoch mit dem Titel aus, denn „beim Titel hat der Verlag das letzte Wort“ – so Grieser (Jagodziński 2009: 224). All das führt dazu, dass der Sachbuchcharakter im ursprünglichen Sinne verloren geht (vgl. Psaar/Klein 1980:138), denn in den meisten Fällen entsteht die Sachliteratur auf Wunsch der Verlage, die diese Gattung für Gewinnmaximierung instrumentalisieren. Uwe Pörksen geht von der Annahme aus, dass noch vor dem Engagement eines Sachbuchautors „das meiste fest[liegt]: vom Titel über die Kapiteleinteilung und den Bildanteil bis zur Seitenzahl der Kapitel“¹¹ (Pörksen 1980:27). Die Mitwirkung der Verlage bei der Gestaltung des Sachbuchs bleibt aber, wissenschaftlich gesehen, nicht folgenlos für die Entwicklung der Sachliteratur. Martin Hussong bemerkte, dass dank der Zusammenarbeit zwischen Autor und Verlag zwar viele gut ausgestattete und aufgemachte Sachbücher auf dem Markt erschienen seien¹², aber dadurch auch die Individualität des Autors unterdrückt wor-

¹⁰ Dabei muss angemerkt werden, dass das Marketing nicht nur die Sache des Verlages ist, sondern auch die des Autors, denn es liegt in erster Linie an dem Schriftsteller, welches Buch in welchem Verlag veröffentlicht wird. Ganz am Rande sei eine Aussage von M. Storch zitiert, in der sie darauf zu sprechen kommt, wie sie die Rolle von Marketing schätzen lernte: „Ich hatte zwei Schlüsselerlebnisse. Das eine war ein Gespräch mit einem hohen Manager von Coca-Cola über das Schreiben. Der hat ganz kühl gesagt: Was Sie brauchen, ist Marketing! Ich war entsetzt. Ich mache doch Wissenschaft. Dabei hat der Mann völlig recht. Ich will etwas verkaufen, nämlich meine Gedanken. Und ich bekomme nur dann einen Verkaufserfolg, wenn ich mir Gedanken über Marketing mache“ (Reinhardt 2008:111).

¹¹ Über ihre Zusammenarbeit mit dem Verlag (insbesondere in Bezug auf die Seitenzahl des Buches) informiert Gabriele Weiss wie folgt: „Manchmal hätte ich ihn [d.h. den Verlag – W.J.] in der Luft zerreißen können, wenn er stur auf seinen 150 Seiten beharrt hat. Er hat dann radikal seitenweise gestrichen, wusch, wusch, wusch. Das fand ich schwierig, weil an manchem mein Herzblut hing“. Dann fügt sie hinzu: „Aber ich fand es auch sehr unterstützend“ (Reinhardt 2008:36).

¹² Ähnliches stellt Martin Nissen fest und führt Beispiele an: „Insbesondere bei reich illustrierten Werken oder Bildbänden wie Paul Sethes ‚Morgen Röthe der Gegenwart‘ (1963) oder Golo Manns ‚Wallenstein: Bilder zu seinem Leben‘ (1973) ist die Zusammenarbeit mit dem Verlag noch wichtiger“ (Nissen 2008:44).

den sei, weshalb es im Bereich der Sachliteratur weniger Versuche und Experimente mit neuen Formen gebe (vgl. Hussong 1984:82).

Als Teil des Marketings wird die Werbung betrachtet. Herbert Franke macht darauf aufmerksam, dass „das moderne Sachbuch (...) der Strategie der Werbung [folgt], mit der es einiges gemeinsam hat“ (Franke 1980:45). Zu diesen gemeinsamen Strategiekonzeptionen zählen Signalfunktion, Interesse und Gedächtniswirkung. Die Signalfunktion besteht im Großen und Ganzen darin, den Leser zur Lektüre zu motivieren, sein Interesse für die Lektüre zu wecken. Dies kann man u.a. mit Hilfe von bunten, bebilderten Titelseiten schaffen. Nachdem der Leser vom Angebot Gebrauch gemacht hat, muss das Interesse wachgehalten und gesteigert werden. „Das Ziel wird dann erreicht, wenn es gelingt, den Druck des Interesses zum Weiterlesen höher zu halten als den Gegendruck, (...) der – wenn er überwiegt – zur Beendigung der Lektüre führt“ (S. 45). Die letzte Gemeinsamkeit des Sachbuchs mit der Werbung ist mit der Gedächtniswirkung verbunden und dadurch mit Forschungsergebnissen der Lernpsychologie. Als eine gute Gedächtnishilfe werden Bilder betrachtet, mit denen die Sachbücher reichlich versehen sein sollten. Einen guten Grund dafür nennt der oben erwähnte Dietmar Grieser, der zu diesem Thema Folgendes bemerkt: „Wir sind heute alle durchs Fernsehen „optische“ Menschen. Wir wollen, was wir lesen, auch im Bild sehen“. Daher achtet der Autor darauf, „dass möglichst jedes Kapitel [in seinem Buch –W.J.], sofern sie zu beschaffen ist, eine Illustration enthält“ (Jagodziński 2009: 224).

Somit ergibt sich das Sachbuch als eine Gattung, deren Autoren aus der Strategie der Werbung schöpfen sollten, wobei sie besonders stark darauf zu achten haben, dass die in dem Buch enthaltenen Informationen für längere Zeit im Gedächtnis haften bleiben.

Das Sachbuch gerät auch ins Blickfeld der Wissenschaftssoziologie. Die wissenschaftssoziologische Forschung betont nämlich die Notwendigkeit der Wissenskommunikation. Das heißt, dem Laien sollte die Möglichkeit gegeben werden, mit dem Experten, in diesem konkreten Fall mit dem Autor des Sachbuchs, in Kontakt zu treten. Mögliche Rück- und Wechselwirkungen sollten in Betracht gezogen werden (vgl. Kretschmann 2003:9). An dieser Stelle jedoch muss unterstrichen werden, dass eine solche Wissenskommunikation schon deshalb wesentlich erschwert wäre, weil die Zahl der Produzenten von Sachwerken kleiner ist als die Zahl der Rezipienten.

Aus den oben dargestellten Überlegungen geht hervor, dass die Erforschung der Gattung Sachbuch im Schnittpunkt verschiedener Disziplinen stattfinden muss. Marketing, Bildungsgeschichte, Gesellschaftsgeschichte, Soziologie, Literaturwissenschaft, Pädagogik sind nur einige von ihnen, die das Sachbuch zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung machen sollten, denn nur wenn das Sachbuch von Vertretern verschiedener Wissenschaften untersucht wird, wird man versuchen können, eine gute Definition dieser bisher immer noch als „hybrid“ verstandenen Gattung zu formulieren. Wenn eine solche Definition nicht erarbeitet wird, dann kann die Gefahr bestehen, dass (mit der Zeit) die Verwendung des Begriffes Sachbuch zu seiner inhaltlichen Aushöhlung führen wird.

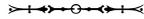
Bibliographie:

- BOVENSCHULTE M., (2009), Was ist die Basis der Wissensgesellschaft (<http://www.vdivde-it.de/ips/juni2006/1> Stand vom 1.07.2009).
- DEMANDT A., 2007, Über die Deutschen. Eine kleine Kulturgeschichte. Berlin.
- DOERRY M. / VERBEET M., 2009, „Die hauen mich übers Ohr“. In: Der Spiegel, 21/2009 vom 18.05.2009.
- FRANKE W., 1980, Das naturwissenschaftlich-technische Sachbuch. In: Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Jg. 10/1980, H. 40. Hrsg. von H. Kreuzer. Göttingen, S. 45-51.
- FREUND W., 2009, Held der Wissensgesellschaft (<http://www.welt.de/die-welt/article3757955/Held-der-Wissensgesellschaft.html> Stand vom 2.08.2009).
- HAHNEMANN A. / OELS D., 2008, Einleitung. In: Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Andy Hahnemann und David Oels. Frankfurt am Main, S. 7-25.
- HEIDENREICH M., 2003, Die Debatte um die Wissensgesellschaft. In: Böschen, Stefan / Schulz-Schaeffer, Ingo (Hrsg.): Wissenschaft in der Wissensgesellschaft. Wiesbaden, S. 25-51.
- HUSSONG M., 1984, Das Sachbuch. In: Kinder- und Jugendliteratur. Ein Handbuch. 3, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart, S. 63-87.
- JAGODZIŃSKI W., 2009, „Ich reise Fußnoten hinterher“. Leben und Werk Dietmar Griesers. Dresden-Wrocław.
- JUNGK R., 2007, Der Wissensvermittler. Drei Texte von Robert Jungk und ein Interview mit Peter Stephan Jungk. Berlin, Hildesheim (http://www.sachbuchforschung.de/MEDIA/abfdfsbf/Arbeitsblaetter_Sachbuchforschung_13.pdf).
- KRETSCHMANN C., 2003, Einleitung. Wissenspopularisierung – ein altes, neues Forschungsfeld. In: Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Hrsg. von Kretschmann C.. Berlin.
- KÜBLER H.-D., 2005, Mythos-Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung. Wiesbaden.
- NISSEN M., 2008, ‚Wir, die Historiker und Biographen‘. Zur Gattungspoetik des historischen Sachbuchs (1945-2000). In: Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Hahnemann A. / Oels D.. Frankfurt am Main 2008, S. 39-51.
- PÖRKSEN U., 1980, Populäre Sachprosa und naturwissenschaftliche Sprache. In: Lili. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Jg. 10/1980, H. 40. Hrsg. von Kreuzer H. Göttingen, S. 25-43.
- PSAAR W. / KLEIN M., 1980, Sage und Sachbuch. Beziehung, Funktion, Informationswert, Didaktik. Paderborn, München, Wien, Zürich.
- REINHARDT K., 2008, Vom Wissen zum Buch. Fach- und Sachbücher schreiben. Bern.
- RÜSCHOFF B. / WOLFF D., 1999, Fremdsprachenlernen in der Wissensgesellschaft: zum Einsatz der Neuen Technologien in Schule und Unterricht. Ismaning.
- SCHÖB M., 2009, Humanismus reloaded oder Welche Wissensgesellschaft wollen wir? (<http://www.sciencegarden.de/content/2005-07/humanismus-reloaded-oder-welche-wissensgesellschaft-wollen-wir> Stand vom 30.07.2009).

-
- STEHR N., 1994, Arbeit, Eigentum und Wissen: Zur Theorie von Wissensgesellschaften. Frankfurt am Main.
- UEHLECKE J., 2009, Die W-Frage. In: Zeit Wissen 04/2009 vom 3. 06.2009.
- WEIGEL H., 1988, Die tausend Todsünden. Ein lockeres Pandämonium. Graz, Wien, Köln.
- WOLFF Ch., 2008, Die Halbwertszeit der Wissenszwerge. Anmerkungen zu einigen ‚Mythen‘ der Wissensgesellschaft. In: Geisenhanslüke A./ Rott H. (Hg.): Ignoranz. Nichtwissen, Vergessen und Missverstehen in Prozessen kultureller Transformationen. Bielefeld, S. 203–228.



Agnieszka K. Haas



Philosophie ins Gewand der Dichtung gehüllt. Zur Übertragung eines Turmgedichtes von Friedrich Hölderlin ins Polnische

Die Erforschung des vieldimensionalen Verhältnisses zwischen dem Original und seiner Übertragung bleibt im Falle literarischer Texte immer eine Herausforderung. Die sprach- und literaturwissenschaftlich orientierten Übersetzungstheorien betrachten das Phänomen der Übertragung oft aus unterschiedlichen Perspektiven. Nichtsdestoweniger balanciert die Übertragungsanalyse fast immer zwischen den immer unsicheren und schier unendlich anmutenden Interpretationsmöglichkeiten, die Original- und Zieltext und -sprache anzubieten scheinen und der Möglichkeit ihrer Wiedergabe.

1. Theoretische Ansatzpunkte für die Übersetzungsanalyse

Die Methoden des literaturwissenschaftlichen Diskurses um das Thema Übersetzung haben sich erst in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts deutlicher herauskristallisiert, wobei die Forschungsrichtungen von Anfang an auf verschiedene Aspekte der Übersetzung fokussiert waren (vgl. dazu: Levý 1969). Mit der Zeit etablierte sich im Bereich der literarischen Übersetzungstheorie eine grundlegende Tendenz, den literarischen Text und seine Übertragung nicht nur aus linguistischen, sondern auch aus literatur- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven zu betrachten. Bereits im Jahre 1967 postulierte Kloepfer (Kloepfer 1967) eine von der Linguistik unabhängige Theorie der literarischen Übersetzung, die nah an der Theorie der Dichtkunst oder Hermeneutik stehen sollte. Die sprachwissenschaftlich, vor allem kognitivistisch geprägte Übersetzungsforschung hat mit der Zeit auch die ästhetische Funktion der Sprachkommunikation einbezogen, da fiktionale Texte, in denen Textinhalt und Textstruktur voneinander abhängen, eine außerordentliche Art der Kommunikation repräsentieren (vgl. Nikula 2004: 664).

Eine Einbettung des literarischen Werkes in den kulturellen Rahmen wurde in der Übersetzungsanalyse zur Notwendigkeit. In den 80er Jahren entstand in Göttingen der Sonderforschungsbereich 309 „Die Literarische Übersetzung“, wo die

Übersetzung als umfangreiches Kulturphänomen angesehen wurde, wobei auf solche Themenbereiche, wie Geschichte, Ästhetik, Rhetorik, Kulturgeschichte hingewiesen wurde, die in der Übersetzungsanalyse in Betracht genommen werden sollten.

1.2. Intertextualität versus Interdiskursivität

In den letzten Jahrzehnten haben noch intertextuelle Bezugspunkte in der Übertragungsanalyse an Bedeutung gewonnen. Die wohl populärste Definition der Intertextualität, die von Julia Kristeva in den 1960er Jahren geliefert und auf der Theorie von Michail Bachtin aufgebaut wurde, lautete: „[die Intertextualität ist] die Eigenschaft von insbesondere literarischen Texten, auf andere Texte bezogen zu sein“ (zit. nach: Aczel 2001: 287). Demnach sei jeder Text ein „Mosaik von Zitaten“, die „Absorption und Transformation eines anderen Textes“ (ebenda). Intertextuelle Bezüge in der Übertragung haben jenen Forschungsbereich näher beschäftigt und die Entstehung von zahlreichen Fallstudien mit sich gebracht, da Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen dem Original und seiner Nachdichtung, die sich dank dem Bezug auf intertextuelle Schlüssel nachweisen lassen, auch zu ausgewogenen interdisziplinären Übersetzungsbewertungen führen konnten.

Die von Kristeva gelieferte Definition der Intertextualität ist für die eingehende Strukturauffassung des Werkes und seiner Übersetzung nicht immer nützlich, denn die Aufdeckung von intertextuellen Bezügen kann in beinahe allen Fällen von literarischen Werken geschehen, da sie mit den anderen Bereichen des Lebens mehr oder weniger immer verknüpft werden. Die Intertextualität scheint daher nicht immer ausreichend, um außergewöhnliche Diskursbezüge des literarischen Textes nachvollziehen zu können.

Das literarische Werk enthält auch andere Formen des Diskurses, deren Entdeckung auf Prägungen und Einflüsse hinweisen kann und den Text umfangreicher zu verstehen verhilft. Laut Foucault ist der literarische Text ein Spezialdiskurs, andererseits bleibt er immer interdiskursiv, da er diskursübergreifende Elemente miteinhält (Gerhard/Link/Parr 2001: 281). Zu jenen gehört z.B. der philosophische, ethische oder psychologische Diskurs. Daher wäre vonnöten, nicht nur intertextuelle, sondern auch interdiskursive Merkmale des Werkes in der Übersetzungsanalyse nachzuvollziehen. Dementsprechend soll in der Übersetzungsanalyse auch die ästhetische und philosophische Einbettung des Werkes miteinbezogen werden, da es mehr oder weniger stark an seine Epoche, Geschichte, literarische Gattungen und philosophische Tendenzen gebunden ist und mit ihnen einen dynamischen Diskurs zu führen scheint.

1.3. Philosophische Elemente im literarischen Werk

Hier wird ein Versuch unternommen, gewisse philosophische Denkformen im literarischen Werk sowie ihre Wiedergabe in der Übersetzung nachzuvollziehen.

Als Beispiel der philosophisch orientierten Interdiskursivitätsanalyse sollen hier die Turmdichtung Hölderlins und ihre polnischen Übersetzungen dienen, wobei man betonen muss, dass auf andere Elemente des Gedichts, wie seine Form und Ähnlichkeit mit anderen Werken, nur beiläufig hingewiesen wird.

Seit der Antike wird zwischen zwei Arten des Diskurses in der Literatur und Philosophie unterschieden, wobei die beiden „nur indirekt mit den Prozessen (...) des praktischen Lebens verknüpft sind“ (Grabes 2001: 504). Ihre Beziehung zueinander wird in der Philosophiegeschichte entweder konkurrierend, antagonistisch oder komplementär angesehen (Grabes, ebenda). Seit der Entwicklung der Sprachphilosophie von Ludwig Wittgenstein wurde klar, dass beide Institutionen auf die Sprache angewiesen sind. Die beiden werfen auch ähnliche Fragen nach dem Sinn der Welt auf, wobei die Literatur die Welt nur beschreibt und die Philosophie sie auch bewertet (vgl. Przełęcki 1982: 9-25)¹.

2. Hölderlins Schicksal und Neigung zur Philosophie als Ausgangspunkte der Gedichtsinterpretation

Hölderlin hatte ein tragisches Schicksal, das zur Etikette und zum Verhängnis nicht nur seines Lebens, sondern auch des Werkes geworden ist. Als der 36jährige Hölderlin 1806 in die Klinik des Doktors Authenrieth in Tübingen eingeliefert wurde, hatte seine geheimnisvolle Krankheit ihren Höhepunkt erreicht. Der schwierige physische Zustand des Dichters ließ vermuten, dass seine Qualen bald zu Ende gehen würden. Laut der medizinischen Diagnose sollte er nur einige Monate überleben. Hölderlin hatte seine von ihm selbst beinahe prophezeite „Hälfte des Lebens“ erreicht. Seit 1806 verfasste er nur einfache Strophen mit reinen Reimen, oft im Auftrag der ihn selten besuchenden Gäste. Nur fünfzig Gedichte sind aus jener Zeitperiode überliefert, die durch einen kleinen Themen- und Motivkreis gekennzeichnet sind – Wechsel der Jahreszeiten, Beschreibung der Landschaft und seltener Beschreibung des eigenen Seelenzustands. Kulturgeschichtliche, literarische, philosophische oder religiöse, in Hölderlins reifem Werk vorhandene Inspirationsquellen scheinen in der Turmdichtung für immer verloren gegangen zu sein.

2.1. Forschung zur Turmdichtung

Hölderlins Fenstergedichte wurden lange Zeit unterschätzt, was dazu beigetragen hat, dass sie auch relativ spät ins Polnische übersetzt wurden². In der polnischen Literatur ist Hölderlins Werk in Fragmenten seit den 60er Jahren des 20. Jh.s präsent,

¹ Auf andere Unterschiede zwischen beiden Diskursformen wird hier aus Platzgründen nicht eingegangen.

² Die neuere Forschung, wie beispielsweise im Buch von Christian Oestersandfort, versucht die Turmgedichte als Ergebnis einer Autotherapie des Dichters aufzufassen.

obgleich seine späten Gedichte auch heutzutage nur selten ins Polnische übertragen werden³. Im Jahre 1964 erschien die Übertragung von Mieczysław Jastrun, wobei er nur wenige Turmgedichte übertragen hat. Die meisten Texte aus jener Zeitperiode Hölderlins hat nur Andrzej Lam ins Polnische übertragen.

Die Merkmale der großen Dichtung Hölderlins sind jedoch, obwohl selten, auch in seinem spätesten Werk zu erkennen. Die neuere germanistische Forschung unternimmt Versuche, die Turmdichtung nichtsdestotrotz eingehender zu analysieren⁴.

3. Einige Merkmale der Turmdichtung als Ausgangspunkt der Übersetzungsanalyse

Die immanente Poetik der spätesten Dichtung findet ihren Ausdruck unter anderem in der literarischen Bildlichkeit, die sich vorwiegend, obgleich nicht ausschließlich, auf die Natur konzentriert und durch 1. Beschreibung und Gestaltung des Landschaftsraumes, 2. Wechsel der Jahreszeiten, 3. Versinnbildlichung des Schönen und des Erhabenen in der Natur repräsentiert wird. Die erwähnten Elemente der spätesten Poetik Hölderlins scheinen teilweise den Ansatzpunkten der Philosophie und Ästhetik von Immanuel Kant zu entsprechen, von denen sich der junge Dichter wohl hat inspirieren lassen. Mit der Philosophie Immanuel Kants hat sich der junge Hölderlin bereits während seiner Studienzeit im Tübinger Stift vertraut gemacht, wovon viele Schriften und Briefe zeugen⁵.

Die Turmdichtung ist wohl keine vollkommen bewusste Auseinandersetzung mit der Philosophie und Ästhetik Kants sowie mit anderen Diskursen der Epoche, aber manche ihrer Elemente sind nichtsdestoweniger in den spätesten Gedichten wiederzufinden.

Wie bereits erwähnt, gehörte die Landschaft wohl zu den beliebtesten Themen der Turmdichtung. Als literarisches Sujet hatte sie ihren Ursprung in der Malerei

³ In den 30er Jahren des 20. Jh.s haben Stefan Napierski, Leo Belmont manche Hymnen ins Polnische übertragen. Im 20. Jahrhundert übersetzten Adolf Sowiński, Bernard Antochewicz, Andrzej Pańta, Andrzej Lam und Antoni Libera Texte Hölderlins.

⁴ In der literaturgeschichtlichen Forschung zur Turmdichtung fehlt eine umfangreiche Auseinandersetzung mit der in jener Zeit entstandenen Dichtung. Das gilt vor allem für die ältere Forschung der 1960er Jahre, ganz zu schweigen von der Rezeption zu Hölderlins Lebenszeiten, denn nur wenige Zeitgenossen des Dichters, wie Gustav Schwab, verstanden und würdigten sein Werk. Sehr kritisch zur Turmdichtung äußerte sich zum Beispiel Philipsen (Philipsen 2002–2003: 122–123, 127–128). Forscher, wie Bernhard Böschenstein, waren sich noch in den 1960er Jahren darüber einig, dass sich in der Turmdichtung das Echo der großen Dichtung Hölderlins wieder erkennen lässt. Zu den neuesten Arbeiten über die Turmdichtung gehört die von Christian Oestersandfort.

⁵ Vgl. dazu Kreuzer 2002: 90. Manche Zusammenhänge zwischen der werkimmanenten Poetik des Dichters und der Kantschen Philosophie haben bereits Zeitgenossen Hölderlins (Ludwig Neuffer, Carl Philipp Conz) gefunden. Die Tübinger Hymnen Hölderlins sollten nämlich „aus einem vieljährigen Streben, abstracte Ideen, besonders von Plato und Kant, ins Gewand der Dichtkunst zu hüllen“ hervorgehen (zit. nach Kreuzer 2002:90).

des 18. Jahrhunderts. Als eine Art der ästhetischen Naturbetrachtung kam sie u.a. bei Immanuel Kant vor, der ästhetisches Erleben auf die „schönen Aussichten“ bezog, „die öfter der Entfernung wegen nicht mehr deutlich erkannt werden können“ (Kant 1799: 73). Die von Hölderlin geschilderte Landschaft bleibt immer Umriss, weil nur ihre groben Konturen überhaupt bemerkt werden. Die Distanz, die von Kant für eine Voraussetzung der Landschaftsbetrachtung sowie des Erlebnisses von Erhabenem gehalten wird, gehört wohl zu den wichtigsten Merkmalen der ästhetisierenden Landschaftsbildung, des späten Hölderlins⁶. Im Umriss schwebende Naturelemente, wie Felder, Wälder, Täler, Flüsse, Bäume und Bäche, bleiben jedoch meines Erachtens nicht statisch, wie manche Forscher der Turmdichtung vorwerfen (vgl. Philipsen 2002–2003: 122–128), und scheinen nur aus der Entfernung beobachtet zu werden.

4. Immanente Poetik des Gedichts und seiner Übertragung ins Polnische

Im Gedicht *Der Frühling* (Hölderlin 1992: 467), das hier als Beispiel der interdiskursiven Übersetzungsanalyse gilt, werden Elemente der Landschaft nebeneinander aufgezählt. Am Anfang der Landschaftsbeschreibung wird die Aufmerksamkeit auf das „grüne Feld“ gelenkt, dann werden „der Bach“, „die Berge (...) mit den Bäumen“, einige Zeilen weiter „das weite Tal“ und „Turm und Haus an Hügeln“ genannt, inzwischen wird bemerkt, dass „die Luft in offenen Räumen“ herrlich ist. Kennzeichnend für das Gedicht sind die schlichte Sprache, der regelmäßige Rhythmus, der das in jeder Zeile genannte Merkmal der Landschaft stärker hervorhebt sowie die Aneinanderreihung der Landschaftselemente⁷.

In seiner *Kritik der reinen Vernunft* hat Immanuel Kant bei der Beschreibung der Kategorie der Raumes auf die Rolle des äußeren Sinnes bei der Betrachtung der Wirklichkeit hingewiesen, obwohl der Raum für Kant, ähnlich wie die Zeit, kein empirischer Begriff ist (Kant 1799a: 66). Dem Raum liege, so Kant, seine a priori gegebene Vorstellung zugrunde. Durch den äußeren Sinn ist man imstande, Gegenstände zu betrachten, aber nur die Gegenstände „außer uns“. Die Gestalt, Größe und Verhältnis der Gegenstände sind gegeneinander bestimmt. Die Größe der Naturgegenstände und -phänomene wird in der *Kritik der Urteilskraft* zu einer der

⁶ Andererseits wurde jene Tatsache in der Forschung grundsätzlich anders interpretiert und vorwiegend auf Hölderlins trauriges Schicksal zurückgeführt.

⁷ Die Schlichtheit der Sprache wird aus dem Blickpunkt der Psychiatrie als Symptom der Schizophrenie angesehen. Der Psychiater Kircher, der Hölderlin für einen Schizophrenie-Kranken hält, meint, dass Hölderlins Gedichte „einen gewissen Sprachzerfall anzuzeigen“ scheinen (Kircher 2003: 120), denn der Dichter „spricht (...) formal denkgestört und schreibt konkret“ (Kircher 2003: 121). Die Denkstörungen, so Kircher, machten „eine Kommunikation mit dem Dichter offenbar fast unmöglich“ (Kircher 2003: 120). Nichtsdestotrotz bemerkt der Psychiater, dass der Dichter offenkundig kreative Gedichte schrieb: „Zum Einen scheint es ein Mensch, der mit weiten Assoziationsfeldern arbeitet und so **außergewöhnlich kreative Gedichte schreibt**“ (Kircher 2003: 121, hervorgehoben A.H.).

Voraussetzungen des Erhabenen (Kant 1799: 84). Zu den in der *Kritik der reinen Vernunft* erwähnten Raumelementen gehören: die nebeneinander liegenden Gegenstände der Landschaft, ihre Reduzierung und Distanz des Subjekts. Alle diese Elemente finden ihre Widerspiegelung in dem Gedicht.

Das Gedicht *Der Frühling* wird durch die Schlichtheit der Schilderung gekennzeichnet, das Pathos wird auf Bildlichkeit und einfache Sätze reduziert. Die subjektive Wahrnehmung wird jedoch im Gedicht betont, da die Epitheta „herrlich“ (zweimal) und „schön“ auf die individuelle Bewertung des Sichtbaren durch das betrachtende Subjekt hinweisen. In der Übertragung wurden jene Elemente des Subjektiven weggelassen. Durch die Einfachheit der Sprache wird die Naturschilderung möglichst asketisch. Auch jenes Element findet in der polnischen Version keine unmittelbare Entsprechung. In dem in der Tabelle dargestellten Original und seiner Übersetzung wurden Wörter hervorgehoben, die entweder vom Übersetzer hinzugefügt, ausgelassen oder semantisch geändert wurden:

Der Frühling	Wiosna (Übersetzung von Andrzej Lam)
(1)Der Mensch vergißt die Sorgen aus dem Geiste,	(1) O troskach człowiek w duchu zapomina
(2)Der Frühling aber blüht, und <u>prächtig</u> ist das Meiste,	(2) Bo radość wstaje, wiosna w krąg rozkwita.
(3) Das grüne Feld ist <u>herrlich</u> ausgebreitet	(3) Zieloną ruń rozściela świeża łąka ,
(4) Da <u>glänzend</u> schön der Bach hinuntergleitet.	(4) A dołem strumień bystro w dal podąża.
(5)Die Berge stehn bedeckt mit den Bäumen,	(5) Wyniosłe góry porastają drzewa,
(6)Und <u>herrlich</u> ist die Luft in <u>offnen</u> Räumen,	(6) I przestrzeń napowietrzna się otwiera.
(7)Das <u>weite</u> Tal ist in der Welt gedehnet	(7) Dolina się rozciąga w świat szeroki ,
(8)Und Turm und Haus an Hügeln angelehnet.	(8) A wieża z domem się ku wzgórzom <u>kloni</u> .

Es liegt auf der Hand, dass der Übersetzer die versetzte Wortfolge nutzt (Z.1, 3, 5), zusätzliche Ergänzungen hinzufügt (Z.3, „świeża łąka“ [‘frische Wiese’], Z.2, „bystro“ [‘rasch’], Z.5. „wyniosłe“ [hier: ‚erhaben‘]) oder sie ganz verändert (Z.6). Auch die schlichte Aneinanderreihung der Gegenstände der Landschaft, wie Turm, Haus und darüber hinaus die Hügel wird in der Übersetzung pathetischer wiedergegeben (Z.8). Die Wörter „ruń“ [grünendes Wintergetreide] und das Adjektiv „napowietrzna“, die im Polnischen eher im Technikbereich verwendet werden, gehen nicht mit der asketischen Schilderung im Original einher.

Für die meisten Fenstergedichte ist charakteristisch, dass Flüsse oder Bäche sich nur in eine Richtung bewegen und „hinunterfließen“, d.h. von den Höhen nicht herunterfließen, sondern „die Ebenen *hinunter*“. Die Bewegung entfernt sich jeweils

vom Betrachter und geht nie auf ihn zu⁸, was die Distanz zwischen dem sprechenden Ich und der Welt noch vertieft. Nicht immer lässt sich das in der polnischen Version nachahmen, da Verben mit Präfixen hin-/her- keine Entsprechung im Polnischen haben. Der Übersetzer hat das Problem anders gelöst und mit dem Adverb „w dal“ das Entgleiten des Baches wiedergegeben.

Ähnlich wie bei Kant, bei dem jene Elemente der Umgebung „außer uns“ bleiben, werden sie im Gedicht aus der Distanz beobachtet, aber auch offenkundig bewundert. Nicht immer wird das in der Übertragung wiedergegeben, da auf Adjektive verzichtet wurde, die an die Schönheit der Natur, ihr „Glänzen“, hinweisen. Im §6 *Der Kritik der reinen Vernunft* bemerkte Kant, dass alles, „was zu den inneren Bestimmungen gehört, in Verhältnissen der Zeit vorgestellt“ wird, denn „[d]ie Zeit ist nichts anderes [ist] als die Form des inneren Sinnes“, die das Verhältnis der Vorstellungen in unserem inneren Zustande bestimmt. Im Gedicht *Der Frühling* ist die Zeitkategorie durch die Präsensform akzentuiert, die subjektive Wahrnehmung der Zeit wurde nur in der ersten Zeile stärker betont: „Der Mensch vergißt die Sorgen aus dem Geiste“, was auch relativ getreu von A. Lam übersetzt wurde („O troskach człowiek w duchu zapomina“), obwohl die Postposition des Substantivs „człowiek“ das Effekt der Totalität des Gefühls eher schwächt.

Zu den Elementen der Kantschen Ästhetik in der Turmdichtung Hölderlins gehört auch die Versinnbildlichung des Schönen und der Erhabenen, deren Beschreibung den bescheidenen Rahmen dieses Textes sprengen würde. An vielen Stellen seiner Turmgedichte verwendet Hölderlin die Bezeichnung „erhaben“, die neben dem Begriff der Schönheit zu den wichtigsten Begriffen der Ästhetik des 18. Jahrhunderts gehört, obgleich sie nicht immer mit den ästhetischen Ansätzen Kants einhergehen. Im Gedicht *Der Frühling* wird jene Dimension durch die Adjektive und Adverbien „schön“, „prächtig“ und „herrlich“ sowie durch das Verb „glänzt“ repräsentiert. Der Übersetzer verzichtet auf jene Wörter, die in der Turmdichtung als Leitmotive gelten. Daher steht die polnische Version des Gedichtes nicht immer mit der ästhetisierenden Dimension im Einklang.

Zum Schluss sei zu bemerken, dass andere Übertragungen von Andrzej Lam in Bezug auf Merkmale der Philosophie und Ästhetik von Kant zutreffender wiedergegeben wurden, wie zum Beispiel im Gedicht *Zufriedenheit (Zadowolenie)*, was vielleicht an anderer Stelle näher erörtert werden wird.

Bibliographie:

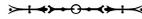
- ACZEL R., 2001, Intertextualität und Intertextualitätstheorien, in: Nünning A. (Hrsg.) Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie... Stuttgart, Weimar, S. 287-289.
- AREND E., 2004, Übersetzung als Gegenstand der neueren Literatur und Kulturwissenschaft: Rezeptionsforschung und Komparatistik, in: Kittel, Harald u.a. (Hrsg.), Übersetzung. Translation. Traduction... Berlin-New York, S. 211-218.

⁸ Vgl. dazu Oestersandfort 2006: 49.

- GERHARD U./LINK J./PARR R., 2001, Reintegrierender Interdiskurs, in: Nünning A. (Hrsg.), Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie... Stuttgart, Weimar, S. 281-282.
- GRABES H., 2001, Philosophie und Literatur, in: Nünning A. (Hrsg.) Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie.... Stuttgart, Weimar, S. 504-506.
- HÖLDERLIN F., 1992, Sämtliche Gedichte, hrsg. von Jochen Schmidt, Deutscher Klassiker Verlag: Frankfurt am Main.
- HÖLDERLIN F., 2002, Nocny wędrowiec. Poezje, Übersetzung und Bearbeitung von Andrzej Lam, Warszawa.
- KANT I., 1799, Kritik der Urtheilskraft. 3. Aufl., Berlin.
- KANT I., 1799a, Kritik der reinen Vernunft. 5. Aufl. Leipzig.
- KITTEL H. / FRANK A. P. / GREINER N./ HERMANS Th. / KOLLER W./ LAMBERT J. / PAUL F. In Gemeinschaft mit J. House. und B. Schultze (Hrsg.), 2004, Übersetzung. Translation. Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung. An International Encyclopedia of Translation Studies. Encyclopedié internationale de la recherche sur la traduction. 1. Teilband. Berlin-New York.
- KLOEPFER R., 1967, Theorie der literarischen Übersetzung, München.
- KOŁAKOWSKI L., 1957, Światopogląd i życie codzienne, Warszawa.
- KREUZER, J. (Hrsg.), 2002, Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart.
- LEVÝ J., 1969, Die literarische Übersetzung. Theorie einer Kunstgattung. Frankfurt.
- NIKULA H., 2004, Sprachwissenschaftliche Aspekte der Übersetzung literarischer Texte: Erzählprosa und Versdichtung, in: Kittel, H. u.a. (Hrsg.), Übersetzung. Translation. Traduction..., Berlin-New York, S. 662-668.
- NÜNNING A. (Hrsg.), 2001, Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar.
- OELMANN U., 1996, Fenstergedichte, in: Gedichte von Friedrich Hölderlin. Interpretationen, hrsg. von Gerhard Kurz. Stuttgart, S. 200-212.
- OESTERSANDFORT Ch., 2006, Immanente Poetik und poetische Diätetik in Hölderlins Turmdichtung. Tübingen.
- PHILIPSEN B., 2002-2003, „Worinn Inneres besteht“. Landschaft in den späten Gedichten, „Hölderlin-Jahrbuch“ 33, S. 122-139.
- PRZEŁĘCKI M., 1982, Wartość poznawcza wypowiedzi literackich i filozoficznych, in: Wypowiedź literacka a wypowiedź filozoficzna. Seria: Z Dziejów Form Artystycznych w Literaturze Polskiej, Hrsg. M. Głowiński, J. Sławiński. Wrocław-Warszawa, S. 9-25.



Grażyna Barbara Szewczyk



Intertextualität und Sinnstiftung. Die Übersetzungen der Prosa von Jelinek ins Polnische

Die Anzahl der Aufsätze und Buchrezensionen über die Biographie und das Schaffen von Elfriede Jelinek ist in Polen, nach der Verleihung des Literaturnobelpreises (Oktober 2004), deutlich angestiegen. Obwohl der Großteil der Beiträge auf die Romanrezeption fokussiert war, finden sich unter ihnen auch Ansätze zum dramatischen Werk der Autorin. Dennoch wurden ihre ästhetischen Konzepte, ihre unepische Erzählweise und die verbale, gegen die etablierten Sprach- und Denkmuster gerichtete Aggression von den polnischen Kritikern missverstanden und missdeutet. Bereits die ersten Kommentare zum Werk von Jelinek, die in den größten Tageszeitungen und Zeitschriften, wie „Gazeta Wyborcza“, „Rzeczpospolita“, „Polityka“, „Wprost“, „Tygodnik Powszechny“ erschienen, trugen zur Entstehung eines negativen Bildes der bisher beim polnischen Leser wenig bekannten Schriftstellerin bei. Den einzigen, ins Polnische übersetzten Roman *Die Klavierspielerin* (*Pianistka*, 1997, 2. verbesserte Auflage 2004) bezeichnete man als „feministisches Monstrum“ und als „bloßes feministisches Gerede“ und versah ihn mit zynisch- sarkastischen Wertungen¹. Auch gab die Biographie Jelineks den Kritikern Anlass, die Sympathie der Autorin für den Kommunismus zu verpönen.

Die neuen Übertragungen ihrer Romane (2005 wurden *Die Liebhaberinnen* und *Die Ausgesperrten* im Verlag WAB publiziert), vor allem aber die Theaterinszenierungen der bekanntesten Stücke (z.B. *Nora*, *Clara S.*, *Krankheit oder Moderne Frauen*) setzten in der polnischen Rezeption Jelineks eine Zäsur. Kaum beachtete Aspekte ihres Werkes, dessen Intertextualität, Intermedialität, Gattungsfragen und- überschreitungen wurden allmählich von den Germanisten und Kulturwissenschaftlern aufgenommen und erörtert. Zögernd äußerten sich auch die polnischen Schriftsteller, Regisseure und Übersetzer zu Jelineks Sprache und ihrer Geschlechtskritik. Für

¹ Vgl. Justyna Górny: *Twórczość i biografia Elfriede Jelinek w gazetach i czasopiśmie polskich*, in: Monika Szczepaniak (Hg.): „Mówię i mówię”. Teatralne maski Elfriede Jelinek, Bydgoszcz 2008, s. 165- 171.

die Leser bleibt sie doch immer noch diejenige Autorin, an die man sich nur abwartend heranwagt.

Mit Recht behauptet Sarah Neelsen, Jelineks Texte seien „nicht als vollendete literarische Werke zu betrachten, sondern als Ausgangspunkte für andere Künstler, die sich dieser Stoffe bedienen, um ein Kunstwerk zu schaffen“.² Zugleich muss man unterstreichen, dass die Intertextualität zu den Hauptgründen gehört, weshalb Jelineks Werke so schwer lesbar sind und entmutigend wirken. Ihr Schreibverfahren, gekennzeichnet durch Redundanz, Ironie, Paradoxie und Zitate, lässt die dargestellte Wirklichkeit sich bis zur Unkenntlichkeit verfremden.

Es wundert daher nicht, dass es dem Übersetzer schwer fällt, im Text intertextuelle Bezüge, sowohl die Zitate aus den bedeutenden Werken der Weltliteratur und den Presseberichten als auch die Anlehnungen an die Trivialliteratur oder an Fernsehsendungen, zu erkennen. Die Autorin signalisiert zwar an einigen Stellen, dass manche Wörter, Sätze, Passagen nicht von ihr stammen; weil sie aber keine genaue Quelle angibt und weil ihre Markierungen keine Anführungszeichen sind, zeigt sich die Erschließung des Sprachmaterials kompliziert und ambivalent.

Die Art und Weise, wie Jelinek mit Zitaten umgeht, wie sie die Sprachschablonen auseinanderlegt und die vorgegebenen sprachlichen Muster verformt, beweist, dass sie auf die sprachliche Gestaltung ihrer Werke und nicht auf deren Inhalt besonderen Wert legt. So bleibt die „intertextuelle Kompetenz“ des Übersetzers die Voraussetzung seiner Strategie, die ihm erlaubt, die „semantische Spannung zwischen dem ursprünglichen und dem neuen Zusammenhang des Textes oder Diskurssystems“³ in der Zielsprache herzustellen.

Marlies Janz charakterisiert in ihrem Aufsatz „Mythendestruktion und ‚Wissen‘“ das Spezifische an der Intertextualität der österreichischen Autorin und stellt fest:

Das für Jelineks Schreibweise von den Anfängen bis heute in unterschiedlichster Weise konstitutive sprachliche Verfahren der mythendestruierenden und ideologietrümmenden Umkehrung und Verschiebung vorgegebener Muster sowie das damit verbundene Vexierspiel von realitäts- und sprachbezogener Sprache [...] produziert eine fundamentale „Intertextualität“ aller ihrer Texte.⁴

Daraus kann man schlussfolgern, dass die intertextuellen Bezüge im Gesamtwerk Jelineks unterschiedliche Funktionen haben. Einerseits zielen sie auf die Dekonstruktion von Mythen, Lügen und Gesellschaftsphantasmen ab, sprengen gewohnte

² Sarah Neelsen: Intertextualität und Sinnstiftung. Anmerkungen zu Elfriede Jelineks *Babel*, in: Pia Janke (Hg.): *Elfriede Jelinek: „Ich will kein Theater. Mediale Überschreitungen*, Wien 2007, S. 86.

³ L. Müller- Dannhauesen: Die intertextuelle Verfahrensweise Elfriede Jelineks, in: Ilse Nagelschmidt/ Alexandra Hanke/ Lea Müller-Dannhauesen/ Melani Schröder (Hg.): *Zwischen Trivialität und Postmoderne. Literatur von Frauen in den 90er Jahren*, Peter Lang 2002, S. 185.

⁴ Marlies Janz: *Mythendestruktion und „Wissen“: Aspekte der Intertextualität in Elfriede Jelineks Roman Die Ausgesperrten*, in: Frauke Meyer-Gosau (Hg.): *Elfriede Jelinek, München 1993 (text und kritik)*, S. 70.

Muster und Denkkategorien, zum anderen bieten sie eine neue Lesart von Texten der Weltliteratur. Die Autorin zitiert in ihrem Werk die Bibel, Shakespeare, Goethe, Freud, Nietzsche, Heidegger, Sartre, Camus u.a., lässt sie in einen entfremdenden Kontext stellen und zeigt, wie sich literarische Zitate als „Sedimente in der Vorstellungswelt der Gesellschaft absetzen und diese prägen“.⁵

Der Übersetzer, der diese sprachliche Eigenheit der Jelinekschen Texte nicht wahrnimmt, bleibt auf einer rein thematischen Ebene und kann mit dem intertextuellen Bezug wenig anfangen.

In der vorliegenden Untersuchung, deren Gegenstand die polnische Übersetzung eines der neuesten Romane von Jelinek, *Gier*, 2000 (*Żądza*, 2007) ist, gehe ich von Manfred Pfisters theoretischem Modell der Intertextualität aus⁶, das sich durch einige, präzise definierte Kriterien von anderen Modellen abhebt. In Anlehnung an poststrukturalistische Konzepte von Kristeva und Barthes – für beide sind Subjektdezentrierung und Textentgrenzung zentrale Aspekte des Intertextualitätsbegriffs – verweist Pfister auf qualitative und quantitative Kriterien, mit deren Hilfe die Art bzw. Intensität von intertextuellen Verweisen im Text bestimmt werden kann.

Das erste Kriterium ist die *Referentialität*: je stärker ein Text seinen Intertext thematisiert und die Zitate hervorhebt, desto höher ist seine Intensität. Auch die weiteren Kriterien *Kommunikativität* (dabei geht es um eine dem Autor bewusste und von ihm beabsichtigte Verarbeitung eines Prätextes, der durch seine deutliche Markierung dem Leser ins Bewusstsein gerufen wird), *Autoreflexivität* (dadurch, dass der Text die Beziehung zu seinem Intertext problematisiert, kann die Intensität eines intertextuellen Bezugs noch gesteigert werden), *Strukturalität* (bezieht sich auf das Syntagma des Textes) und *Selektivität* (bezeichnet, wie pointiert der intertextuelle Beweis ist) machen dem Leser bewusst, ob der Autor großen Wert auf die Lokalisierung der Hinweise auf den Prätext legt. Das letzte Kriterium des Pfisterschen Modells, *Dialogizität*, stützt sich auf Bachtins Verständnis von Dialogizität, das besagt, dass ein intertextueller Bezug dann vorhanden bzw. besonders stark ist, wenn eine Spannung zwischen dem ursprünglichen und dem neuen Kontext des Intertextes entsteht.

Die Kriterien können helfen, unterschiedliche intertextuelle Bezüge zu typologieren, unter der Bedingung, dass der Leser (Übersetzer) den Text genau liest und die Art der Markierung von Intertexten herausfindet. Dabei muss beachtet werden, dass eine Markierung sich sowohl im äußeren als auch im inneren Kommunikationssystem befinden kann; der Prätext kann in Text und Nebentext auf der Ebene der Figuren, aber auch durch Analogien thematisiert werden⁷.

⁵ Vgl. Maria Bruckmoser: „Jelineks Franzosen“ Eine intertextuelle Studie zum Roman *Die Ausgesperrten*. Diplomarbeit, Wien 2007, S. 14.

⁶ Vgl. Manfred Pfister: Konzepte der Intertextualität, in: Ulrich Broich und Manfred Pfister (Hg.): Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien, Tübingen 1985, S. 25, 26.

⁷ Vgl. Maria Bruckmoser: „Jelineks Franzosen“ (wie Anm. 5), S. 12,13.

Im Roman *Gier*, der von Agnieszka Kowaluk ins Polnische übertragen wurde, gibt es viele Zitate aus der hohen Literatur und der Bibel, aber auch Zitate aus der modernen Unterhaltungskultur, die die zwischenmenschlichen Beziehungen im Allgemeinen und die Beziehungen zwischen den Geschlechtern im Besonderen charakterisieren. Eine der Hauptfiguren, der Gendarm Kurt Janisch, der die Frauen sexuell und materiell ausbeutet und mit ihren Gefühlen spielt, sieht in der Liebe nichts weiter als „Erfüllung seiner finanziellen Sehnsüchte“. Getrieben von der „Gier“ nach fremdem Vermögen, sucht er finanziell gutgestellte ältere Damen an sich zu binden und hofft, von einer Frau, die nicht mehr allein sein will, einmal ein Haus geschenkt zu bekommen. Die Beziehung, die er mit der Hausbesitzerin Gerti und ihrer minderjährigen Tochter Gabi eingeht, endet tragisch. Nachdem der Gendarm das junge Mädchen kaltblütig und berechnend getötet hat, begeht die Mutter Selbstmord.

Der Umgang der Menschen miteinander bildet im Roman den Kontext für Zitate, die Jelinek aus der klassischen Literatur anführt. Um die Dissonanzen in den Beziehungen zwischen dem Gendarm und den Frauen zu verdeutlichen, zitiert sie aus bekannten deutschen Gedichten, deren sprachliche Bilder sich häufig in Sprichwörtern und Redensarten ablagern und die Gedankenwelt der Figuren prägen. Die aus dem Gedicht Hölderlins *Hälfte des Lebens* zitierten Zeilen⁸ vermitteln sowohl das Verbindende als auch das Trennende im menschlichen Leben. Durch den neuen Kontext bekommen sie einen veränderten, ironisch- sarkastischen Sinn.

*Sprachlos und kalt, im Winde/ Klirren die Fahnen werden im Roman verändert: Wo die Natur bereits im Wind wie eine Fahne klirrt[...], kurz, diese Frauen sind reif geworden für die Liebe, ohne noch das Glück der Ernte gefunden zu haben*⁹

Dadurch, dass die Übersetzerin den intertextuellen Verweis nicht erkannt hat, ist das Ironische am Jelinekschen Text verlorengegangen. In polnischer Übersetzung lautet das Fragment:

[...] *gdzie natura już furkocze na wietrze jak chorągiewka [...], krótko mówiąc, te kobiety dojrzały do miłości, nie znalazły jeszcze szczęścia, jakie daje żniwo.*¹⁰

Zitiert werden in *Gier* auch Matthias Claudius' Gedicht *Abendlied*, um den Kontrast zwischen Gabis „sanftem Tod“ und der Gewalttat des Gendarmen hervorzuheben, Mörike und Eichendorff. Eichendorffs Zeile aus dem altbekannten Lied *Der frohe Wandersmann*, „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“ wird im Roman auf der semantischen Ebene verformt und verzerrt (*wem Gott will eine rechte Gunst erweisen, dem schickt er ein Familienhaus vom Himmel*); somit

⁸ Das Gedicht steht noch im Zeichen der geliebten Diotima, von der er auf gewaltsame Weise getrennt wurde.

⁹ Elfriede Jelinek: *Gier*. Ein Unterhaltungsroman. 2. Auflage, Hamburg 2000, S. 250.

¹⁰ Elfriede Jelinek: *Żądza*. Przełożyła Agnieszka Kowaluk, Warszawa 2007, S. 225.

werden die „Ideale“ des Gendarmen und sein „Wertesystem“ desavouiert. Im Roman *Gier* geht es nicht wie im Text von Eichendorff um die Liebe des Menschen zur Natur und dessen Vertrauen auf Gott, sondern um das Begehren nach materiellen Werten, das das menschliche Handeln bestimmt.

Der polnischen Übersetzerin [*Na kogo Bóg chce spuścić prawdziwą łaskę, temu zsyła z nieba dom jednorodzinny*]¹¹, ist es nicht gelungen, die intertextuellen Bezüge zu entdecken und damit spielerisch umzugehen.

Das intertextuelle Verfahren Jelineks kommt am deutlichsten in den Romanfragmenten zum Ausdruck, in denen die Autorin auf Verse aus dem ersten Teil der Tragödie *Faust* zurückgreift. Der Gendarm tritt zwar nicht wie Mephisto hervor, der von sich sagt *Ich bin der Geist, der stets verneint [...], ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft*¹², er stellt sich jedoch dem Mephisto gleich, indem er sagt:

*Doch ist er nicht einer von denen, die etwas Gutes wollen. Ein Geist, der stets verneint, außer er sagt einmal ja. Fein.*¹³ In polnischer Übertragung lesen wir: *Jednak nie należy on do tych, którzy chcą czegoś dobrego. Duch, który stale przeczy, chyba, że raz powie tak. Wspaniale*¹⁴.

Das Zitat aus dem Prätext, das von der Autorin ironisiert wird, weckt beim polnischen Leser keine Konnotationen mit Goethe; es dient nur der Entlarvung des „mephistophelischen“ Charakters der Figur und geht an der schriftstellerischen Absicht vorbei. Sarkastisch lauten im neuen Kontext andere Zeilen aus dem *Faust*. Angesichts der Möglichkeit des Ausbleibens des Hauses, dessen Besitzerin Gerti vom Gendarm schlecht traktiert und schließlich aus ihrem eigenen Wohnzimmer hinausgeworfen wird, verliert der Mann seine Ruhe.

*Des Mannes Ruh ist hin*¹⁵ – kommentiert der Erzähler die Verfassung des Gendarmen und somit werden Worte paraphrasiert, die im Drama Goethes den psychischen Zustand der durch die Liebe verwirrten Margarethe widerspiegeln. Im Roman geht es aber nicht um die Liebe, sondern um Angst vor dem materiellen Verlust. Der Gendarm will in seiner Beziehung zu Mutter und Tochter – am Ende hat er die beiden auf dem Gewissen – kein Risiko eingehen, das ersehnte Haus endgültig verloren zu haben. In der polnischen Übersetzung kann man die Zeilen: *I spokój diabli wzięli*¹⁶ doppeldeutig verstehen. In der sprichwörtlichen, für den polnischen Leser neutral klingenden Aussage wird auf den Teufel hingewiesen, der die Menschen aus der Ruhe bringt. Zugleich wirkt die Redewendung etwas harmlos, weder zugespitzt noch satirisch.

¹¹ Ebd., S. 24.

¹² siehe: J.W. Goethe: *Faust*. Der Tragödie erster Teil, München 1977 dtv, S. 43.

¹³ E. Jelinek: *Gier*, ebd., S. 216.

¹⁴ E. Jelinek: *Żądza*, ebd. S. 193, 194.

¹⁵ E. Jelinek: *Gier*, ebd., S. 172.

¹⁶ E. Jelinek: *Żądza*, ebd., S.154.

Neben Zitaten von Hölderlin, Eichendorff, Goethe, aber auch von Rilke (das Motiv des Hauses im Roman und das symbolische Bild des Hauses in Rilkes Gedicht *Herbsttag* öffnen den Raum für verschiedene Interpretationen und stellen das Eigenartige an der intertextuellen Verfahrensweise Jelineks heraus), wird der Leser mit zahlreichen Anspielungen auf die christliche Symbolik und Bilder aus dem Alten Testament konfrontiert.¹⁷

In der Handlung spielt der Gendarm Janisch vor den Frauen, die ihn begehren und sich ihm hingeben, die er aber rücksichtslos ausbeutet, die Rolle des Erlösers. Die Selbstinszenierung des gewalttätigen Mannes wird von Jelinek kritisiert, sein Rollenspiel wird entlarvt und denunziert.

„Und ich bin der, der immer stehen bleiben muß, nein, ich bin nicht das Essen, sagt der Gendarm Jesus zu seinen Anbeterinnen Maria und Martha und zu seinen Büsserinnen Maria Magdalena etc. und überhaupt zu seinem Volk, eingeschlossen wie er ist in sein Kästchen, vom Strahlenkranz umflossen (nein, er heißt nicht plötzlich: der Jörg, wie man hierzulande sagt, nur weil er so verehrt wird). Ich bin stets derjenige, der isst, und hier bittesehr ist mein Leib, nehmet hin und esset auch ihr, keine Ahnung, wieso ihr so scharf auf ihn seid“ – steht es im Roman¹⁸.

Zitiert wird aus den Evangelien Matthäus (26,26) und Markus (14,22): *Nehmet, esset, das ist mein Leib*. Wie Jesus beim Abendmahl seinen Leib an die Jünger austeilt, so gibt auch Kurt Janisch den Frauen seinen Leib, jedoch ist es letztlich nur er selber, der „ißt“.

Die polnische Übersetzerin hat im Roman den intertextuellen Verweis nicht wahrgenommen und auch den biblischen Text nicht aufgegriffen.

Ja jestem ten, który stale je, a tu, proszę uprzejmie, jest ciało moje, przyjmijcie i jedzcie i wy, pojęcia nie mam, czemu tak się na nie napalacie.¹⁹ – heißt es in der Übertragung. Selbst an anderer Stelle, wo der Gendarm dem Leser, jedoch nicht dem Kriminalbeamten, als Täter und Mörder erscheint, als derjenige, der am „Beißen“ der weiblichen Leiber erspäht werden könnte, lässt sie die deutliche Anspielung auf das Johannes – Evangelium (*Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen*) außer Acht.

An das Evangelium Johannes wird in *Gier* mehrmals erinnert. Daraus werden bekannte Zeilen zitiert, z.B. [...] *so steht es beim Notar in der Stadt gut angeschrieben, und im Anfang war das Wort, zum Glück nicht meines, Seien Sie froh*²⁰ die nun in juristischen Zusammenhang gestellt werden und auf das Materielle, die Übernahme des Hauses durch den Mann, hinzielen. Die zitierten Bibelstellen bekommen durch den ironischen-blasphemischen Kommentar der Autorin eine völlig veränderte Aussage.

¹⁷ Diese Anspielungen wurden von der Forscherin Lea Müller-Dannhausen genau untersucht.

¹⁸ E. Jelinek: *Gier*, ebd., S. 144.

¹⁹ E. Jelinek: *Żądza*, ebd., S. 129.

²⁰ E. Jelinek: *Gier*, ebd., S.232.

Die anderen, aus den Werken der Weltliteratur (z.B. Virginia Woolf, H. Böll u.a.) und der Unterhaltungskultur (populäre Schlager und Filme) stammenden Zitate sind im Text der polnischen Übersetzung nicht zu identifizieren. Somit erfährt der polnische Leser nichts von deren Status im Roman und deren Funktion in der Handlung. Es wundert nicht, dass Jelineks Romane in Polen einseitig gedeutet werden. Die in Buchrezensionen wiederkehrenden Verweise auf pathologische Verhaltensweisen der Figuren, die pornographisch-blasphemischen Szenen und die destruktiv-pessimistische Erzählweise der Schriftstellerin zeigen, dass die Kritiker Jelineks dekonstruktivistische Schreibstrategien nicht verstehen. Man hält die Autorin in erster Linie für eine militante Feministin, die gegen die Männer schreibt, für eine Nihilistin, die alle positiven Werte im menschlichen Leben verneint und verspottet, und schließlich für eine Nestbeschmutzerin, die ein negatives Bild ihrer Heimat Österreich nach außen vermittelt.

Jelineks Prosa erschließt sich jedoch nicht über den Inhalt, sondern vor allem über die sprachliche Gestaltung, die in polnischer Übertragung an Kraft und Bedeutung verliert. Viele Zitate und Wiederholungen, Paradoxien, Paraphrasen, die zur intertextuellen Verfahrensweise der Autorin gehören und Mittel ihrer gesellschaftlichen Kritik sind, dienen der Entlarvung der Denkklišees und der stereotypen Verhaltensmuster, die die menschlichen Beziehungen, insbesondere das Mann-Frau-Verhältnis prägen. Der Übersetzerin des Romans *Gier* fiel der „Umgang“ mit intertextuellen Bezügen schwer. Ihrer Übersetzung fehlt die Spannung, die sich aus dem „Dialog“ zwischen dem ursprünglichen und dem neuen Zusammenhang ergibt, es fehlt ihr die Wirkung des Originals, die durch den neuen, veränderten Sinn des Prätextes entsteht.

Im Zusammenhang mit obigen Bemerkungen will ich kurz auf die Übersetzung eines frühen, von den Kritikern meistens besprochenen Romans Jelineks *Die Ausgesperrten*, 1980 (*Wykluczeni*, 2005) eingehen. Die Markierungen im Text verraten, dass das Werk auf einem intertextuellen Dialog mit dem französischen Existenzialismus aufbaut und einen Versuch darstellt, die philosophischen Gedanken von Sartre und Camus sprachlich, auf der Ebene der Figuren, zu verarbeiten. Vier junge Leute lesen und zitieren Werke beider Autoren, um sich von ihrer Umgebung abzuheben, über die Anderen hinauszuwachsen und ihre Position in der Gruppe zu stärken. Die Mädchen distanzieren sich von der Lektüre mehr als die Jungs, die sich dadurch beeinflussen lassen. Eine besondere Faszination übt auf die Jugendlichen der Sartresche Freiheitsbegriff aus, der ihre anarchistischen Taten untermauert, zum Teil auch rechtfertigt. Die philosophischen Gedankenkonstrukte führen im Roman zur Gewalt. Jelinek zeigt, dass die moralisch bedenklichen Handlungen der Figuren, die unter existenzialistischen Parolen ausgeführt werden, mit den Grundtheorien und der Ethik des Existenzialismus nichts mehr gemein haben. In dem neuen Kontext wird deren Sinn verfremdet und verzerrt. Den Transformationen unterstehen sowohl die Motive aus den Werken von Sartre (*Zeit der Reife*) und Camus (*Der Fremde*) als auch Zitate, die paraphrasiert und in neue Zusammenhänge gestellt werden.

Durch die intertextuellen Bezüge wird der Gesamtkontext des Prätextes in die Sinnkonstitution mit einbezogen.

Der polnische Leser, der weder das Original noch die Prätexte (Sartre und Camus) kennt, ist nicht im Stande, Jelineks Modifikationen auf der semantischen oder lexikalischen Ebene zu verfolgen. Im Roman *Die Ausgesperrten* wie auch in anderen Werken der österreichischen Autorin werden Markierungen der Intertextualität selten als traditionelle Anführungszeichen angegeben. Selbst die Verweise auf die Namen der Verfasser und die Titel ihrer Texte tragen wenig zum Verständnis von Jelineks Schreibverfahren bei. Die vom polnischen Übersetzer beigefügten Anmerkungen und Erläuterungen enthalten zwar Informationen über kulturelle, politische, geschichtliche Fakten Österreichs und seine topographischen Eigenheiten, es fehlen jedoch Hinweise auf die intertextuellen Bezüge, zu denen z.B. die Zitate aus der Unterhaltungskultur und den Fernsehsendungen gehören.

Es bleibt offen, wie der Leser alle diese Anlehnungen erkennen soll. Der Wiedererkennungseffekt kann nur durch die Identifizierung einer gemeinsamen Erfahrung bzw. Information entstehen, er bleibt jedoch auf der thematischen Ebene und kann die Intertextualität nicht lokalisieren. Die in Pfisters Modell erwähnten Kriterien der Intertextualität, so die Strukturalität, Autoreflexivität und die Dialogizität, machen dem Forscher bewusst, dass Jelineks Verfahren, „Intertexte in ihre Werke einzuflechten bzw. diese aus Intertexten zu weben“, eine Methode ist, um zur Wirklichkeit auf Distanz zu gehen, „die Wirklichkeit zu verzerren, sprachliche Muster zu verformen, zu zertrümmern, und auf diese Weise Mythen und Lügen zu entlarven“.²¹ Obwohl in letzter Zeit die Germanisten und Kulturwissenschaftler dem Thema Intertextualität in Jelineks Werk viel Aufmerksamkeit widmen, muss man für eine offene, nicht nur durch das intertextuelle Verfahren der Autorin geprägte Interpretation ihrer Texte plädieren. Unabhängig davon, ob man die fremden Zitate erkennt oder nicht, ist der Sinn, der sich daraus ergibt, und nicht die Kenntnis eines Prätextes für den Leser entscheidend.

Jelinek geht mit der Intertextualität oft spielerisch um. Ihre intellektuellen Sprachspiele, ihre Ironie, Satire und auch ihre Mehrdeutigkeiten sprechen die Leser aus vielen Ländern an, auch wenn sie dem intertextuellen Verfahren der Autorin nicht auf den Grund gehen können.

Die Übersetzerin des Romans *Gier* hat die meisten intertextuellen Bezüge weder erkannt noch bearbeitet, während die Übersetzerinnen des Romans *Die Ausgesperrten* versucht haben, auf die fremden Quellentexte ohne Hinweis auf die Details einzugehen. Alle, denen Jelineks Schreibweise und sprachliche Brillanz unterhaltsam, anregend, und einfallsreich erscheint, werden jedoch ihre Texte lesen und auf ihre eigene Art und Weise zu erschließen suchen.

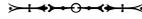
²¹ Maria Bruckmoser: „Jelineks Franzosen“ (wie Anm.5), S. 15.

Bibliographie:

- BRUCKMOSER M., 2007, „Jelineks Franzosen“ Eine intertextuelle Studie zum Roman *Die Aufgesperrten*. Diplomarbeit. Wien.
- JANKE P., (Hg.), 2007, Elfriede Jelinek: „Ich will kein Theater“. Mediale Überschreitungen, Wien.
- JANKE P., (Hg.), 2002. *Die Nestbeschmutzerin*. Jelinek & Österreich, Salzburg und Wien.
- JELINEK E., 2000, *Gier*. Ein Unterhaltungsroman. 2. Auflage, Hamburg. JELINEK, E., 2007, *Żądza*. Przełożyła Agnieszka Kowaluk, Warszawa. JELINEK, E., 2005, *Wykluczeni*. Przełożyły Anna Majkiewicz i Joanna Ziemska, Warszawa. NAGELSCHMIDT I., HANKE A., MÜLLER-DANNHAUSEN L., SCHRÖTER M., (Hg.), 2002. *Zwischen Trivialität und Postmoderne. Literatur von Frauen in den 90er Jahren*, Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main.
- Szczepaniak M., (Hg.), 2008, „Mówię i mówię“. Teatralne maski Elfriede Jelinek, Bydgoszcz.



Ewelina Michta



Zum Motiv des Essens und Trinkens am Beispiel des Briefwechsels von Thomas Mann

Die Problematik der hier vorgelegten Untersuchung hat die Analyse des Motivs des Essens und Trinkens in der Korrespondenz von Thomas Mann zum Gegenstand. Sie trägt zur Untersuchung derjenigen Probleme deutscher Alltagskultur bei, die in der interkulturellen Germanistik von besonderer Bedeutung und zugleich konstante Motive der deutschen Literatur sind. Die von mir erwähnten Motive des Essens und Trinkens sind nämlich soziale Totalphänomene, die unser gemeinsames Erbe bilden. Als Beweis dieser Feststellung könnte folgende Erklärung gelten: das Essen hat im Leben der Menschen einfach fundamentale Bedeutung, wobei die Ernährung sowohl einen körperlich-materiellen als auch verhaltens-reaktionären oder psychisch-soziokulturellen Aspekt hat. Unter dem ersten Punkt dieser Einteilung wird nach Ewa Nowicka – materielles Dasein in Form von Gegenständen verstanden. Der zweite Punkt konzentriert sich auf der reaktionären Ebene, die im Bereich des kulturellen Inhalts unseren Verhaltensweisen einen besonderen Wert zuschreibt. Der zuletzt erwähnte Aspekt richtet sich nach dem psychisch-soziokulturellen Blickwinkel, nach welchem Kultur – Normen des Benehmens zum Gegenstand hat (vgl. Nowicka, Świat, 2007, S. 55-57). Wenn man diese drei Kriterien unter die Lupe nimmt, stellt sich einerseits heraus, dass die Aufnahme von Nahrung die biologische Grundlage darstellt, um uns am Leben zu erhalten und uns zu besonderen Leistungen zu befähigen, andererseits gehen Essen und Trinken weit über diese rein physiologische Funktion hinaus. Jede Speise erfüllt nämlich, außer der Lieferung von für die Körperfunktionen nötigen Nährstoffen, auch eine andere Rolle, die in einer konkreten gesellschaftlichen Situation auftritt. Wer also vom Essen spricht, spricht, nach Alois Wierlacher, zugleich von Aspekten der Kultur (vgl. Wierlacher, Essen, 1987, S. 13).

Wenn wir die gegenwärtige Esskultur und damit auch unser eigenes Verhalten verstehen und interpretieren wollen, ist es erforderlich, in die jüngere und auch in die ältere Vergangenheit zurückzublicken. Gunther Hirschfelder behauptet in seinem Buch unter dem Titel „Europäische Esskultur“ sogar, dass: „[d]ie lebensnotwendige Funktion von Ernährung [...] es möglich [macht], die durch die Untersuchung der jeweiligen Esskultur eine besonders eindringliche Beschreibung auch kultureller

Prozesse anderer gesellschaftlicher Bereiche zu erhalten. Die Esskultur wird dadurch zu einer Art Spiegel, in dem sich nicht nur Essgewohnheiten, sondern auch gesellschaftspolitische Werte und Ordnungen, wie zum Beispiel die Abhängigkeit der Speisen von Landesnatur, Handel und Arbeit, oder Glaubensvorstellungen, die mit den Speisen und Mahlzeiten verbunden sind, erschließen lassen. Umgekehrt finden die unterschiedlichsten Veränderungen einer Epoche, sei es in Klima oder in der Machtpolitik, ihren mittelbaren Niederschlag in der jeweiligen Esskultur" (Hirschfelder, Esskultur, 2005, S. 7). Wie bei allen zentralen Bereichen des Lebens beschäftigen sich verschiedene Wissenschaften auch mit der menschlichen Nahrung, wobei jede von ihnen dabei ihre eigene Ansicht vertritt. Die Medizin zum Beispiel sieht auf den Nährwert und unter diesem Blickwinkel prüft sie, ob der Gehalt an Eiweiß, Kohlenhydraten und Fetten, an Vitaminen und Spurenelementen, ein Maß hat, das der Gesundheit des Menschen zuträglich ist. Günter Wiegelmann betont dabei, dass sich das Forschungsanliegen auf eine einfache Formel bringen lässt, nämlich folgende: Die Medizin untersucht Nähr- und Gesundheitswert der Nahrung, die Volkswirtschaftslehre Quantität und Preis der Konsumgüter, die Volkskunde dagegen die Struktur, den Lebens- und Gemeinschaftswert der Speisen und Mahlzeiten. Es ist auch selbstverständlich, dass – wie bei den anderen Wissenschaften – die historischen, regionalen und sozialen Dimensionen besprochen werden (vgl. Wiegelmann, Festspeisen, 2006, S. 1). Der Stand der allgemeinen Diskussion über die Nahrung wird dadurch charakterisiert, dass sich das Thema durch eine Anzahl erprobter und bereits anerkannter Regeln erarbeiten lässt. Laut Wiegelmann wurden die wichtigsten von ihnen bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Hermann Christ¹, Adam Maurizio² und Heinrich Brockmann-Jerosch³ formuliert. Mit Hilfe dieser Normen ist es nämlich möglich, gewisse Schlüsse betreffs der Speisen und ihres Alters zu ziehen. Unter einem anderen Blickwinkel ergibt sich, dass in der Not-, Kriegs- und Armennahrung alte, primitive Speisen bewahrt bleiben. Ferner tauchen in Kinderspeisen und mehr noch in Viehfutter oft die in den alten Kulturen einmal allgemein gültigen menschlichen Speisen in Resten auf. Laut einer weiteren Regel gelten neu eingeführte Nahrungsmittel zunächst als Medizin oder als Delikatesse. Erst später werden sie zur allgemeinen Normalkost, zur Durchschnittskost, herabgesetzt (vgl. Wiegelmann, Festspeisen, 2006, S. 4). Aus der Analyse der erwähnten Beispiele kann man also die Schlussfolgerung ziehen, dass die Wandlungen sich auf einen großen Absinkprozess reduzieren lassen, von der höchsten Stufe der Arzneimittel über Luxuspeisen zur Normalkost und schließlich zu den unteren Stufen der Armen-, Kinder- und Notnahrung sowie zum Viehfutter (vgl. Wiegelmann,

¹ Christ H., 1923, Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Schweiz und angrenzender Gegenden, Basel 1923.

² Maurizio A., 1927, Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von den Urzeiten bis zur Gegenwart, Berlin 1927.

³ Brockmann-Jerosch H., Surampfele und Surchrut, ein Rest aus der Sammelstufe der Ureinwohner der Schweizer Alpen, in: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft, Zürich 1921.

Festspeisen, 2006, S. 4). Alle Faktoren deuten darauf hin, dass sich die gegenwärtige Esskultur in einer Phase tiefgreifenden Wandels befindet. Gunther Hirschfelder sieht eine Erklärung für diesen Prozess darin, dass die Veränderungen nicht alleine Kennzeichen der Gegenwart sind. Kultur ist nämlich nie statisch, sondern immer dynamisch, wobei der Wandel nicht nur Neues schafft, sondern auch Unsicherheit mit sich bringt. Viele Bereiche werden dadurch betroffen, auch zum Beispiel die Frage des richtigen Benehmens (vgl. Hirschfelder, Esskultur, 2005, S. 10).

Wie die vorliegende Analyse beweisen wird, war auch der Nobelpreisträger Thomas Mann am Kulturphänomen des Essens und Trinkens interessiert. Obwohl die in seinem künstlerischen Schaffen untersuchten Motive des Essens und Trinkens keine Hauptfunktion in seinem Gesamtwerk erfüllen, stellte der Schriftsteller in seinem Briefwechsel immer wieder Mahlzeiten dar. In folgendem Referat stehen Briefe aus seiner Feder im Mittelpunkt der Untersuchung. Die Ergebnisse der Analyse werden den Beweis dafür liefern, wie wichtig die Aufnahme der Nahrung, sowohl unter dem materiellen wie auch soziokulturellen Aspekt für den Schriftsteller Thomas Mann war. In meiner Untersuchung setzte ich mir zwei Ziele. Erstens unternahm ich den Versuch, Funktionen des Essens- und Mahlzeitenmotivs zu erforschen. Zweitens versuchte ich zu beweisen, dass das Motiv des Essens und Trinkens existentiell im weitesten Sinne des Daseins und damit auch mit seiner kulturellen Basis verknüpft ist. Als Fazit wird sich ergeben, dass der Konsum bereits zum Kulturthema geworden ist.

Jede Epoche hatte ihre Klassiker der Epistolographie. In der deutschen Literatur waren Gebrüder Mann besonders berühmt für ihr Briefschreiben, vor allem Thomas Mann. Sein großes Engagement, mit welchem der bedeutende deutsche Prosaiker mit seinen europäischen und außereuropäischen Adressaten in Korrespondenz getreten ist, beweisen u.a. die Worte seiner ältesten Tochter Erika, welche sich im Vorwort zum zweiten Band der publizierten Briefe ihres Vaters aus den Jahren 1937-1947, erschienen im Jahr 1965 im Aufbau-Verlag, befinden: „Nach einer groben Schätzung des Zürcher Thomas Manns-Archivs gibt es etwa 15 000 handgeschriebene Briefe, oder es hat sie doch gegeben. Unsererseits halten wir diese Ziffer für nicht hoch genug und meinen, es müssten 20 000 solcher Handschreiben hinausgegangen sein“ (Mann, Briefe 1937, 1965, S. 5). In der Vorrede zum 21. Band der „Große Kommentierte Frankfurter Ausgabe“ der Werke Thomas Manns, aus dem Jahr 2002, erschienen im S. Fischer Verlag, finden wir folgenden Kommentar: „Das Briefschreiben war für diesen Autor von den Anfängen bis zuletzt eine Kunstübung, an die er höchste Ansprüche stellte und auf die er oft ebenso viel Zeit und Gewissenhaftigkeit verwandte wie auf sein übriges Schreiben“ (GKFA, Bd. 21, 2002, S. 9).

Das empirische Material, der Briefwechsel Thomas Manns aus den Jahren 1889-1955, umfasst, chronologisch betrachtet, das ganze Leben des Schriftstellers. Gemeint werden an dieser Stelle solche biografische Fakten, wie die frühe Jugendzeit in Lübeck sowie die Anfänge seiner schriftstellerischen Tätigkeit in München, wie auch die Umstände der Auswanderung aus dem Dritten Reich und die Einwanderung in Amerika. An dieser Stelle muss der Grund für die erheblich erhöhte Aktivität

des Schriftstellers, was die Führung seiner Korrespondenz in den Jahren 1937-1955 anbetrifft, gesucht werden. Als Ursache dessen erklärt sich erstens sein wachsender Ruhm, zweitens – der Umzug nach Amerika, zu welchem sich Thomas Mann in einem Brief vom sechszwanzigsten Mai 1938 an Erich von Kahler folgendermaßen äußerte: „Das mag sich als übertrieben erweisen oder verfrüht. Trotzdem können wir unseren Beschluß und den Akt unserer „Einwanderung“ nicht bereuen: zuviel, in Europa und hier, spricht dafür, daß wir unter möglicher Wahrung des Kontaktes mit dem alten Erdteil, unseren Wohnsitz wenigstens für eine Zeit in dieses Land verlegen“ (Mann, Briefe 1937, 1965, S. 50). Vor allem bedeutend in dieser Hinsicht war aber die Bekanntschaft mit seiner amerikanischen Freundin, der Ehefrau des Herausgebers der „Washington Post“, Agnes E. Meyer. Den Briefwechsel zwischen den Beiden kennzeichnete nicht alltägliche Intensität und außergewöhnliche Regelmäßigkeit. Es dürfte in seinen Briefen natürlich auch die spätere Rückkehr nach Europa für die letzten Lebensjahre, die der Literat mit seiner Frau Katia in Kilchberg, in der Schweiz verbracht hat, nicht außer Acht gelassen werden. Die letzten sieben Jahre seines Lebens scheinen literarisch weniger produktiv zu sein. Diese Tatsache ist auf den sich mit der Zeit verschlechternden Gesundheitszustand Thomas Manns zurückzuführen. In dieser Zeit erntete er Lorbeeren für seine schriftstellerische Tätigkeit, nicht nur in Form von zahlreichen Auszeichnungen und Preisen, aber auch vielen individuellen Ausdrücken der Sympathie.

Thomas Manns Briefwechsel umfasst einen reichlichen Stoff, der dem eindringlichen Leser nicht nur ein Bild seiner Entwicklung im Bereich der evaluierenden Weltanschauung, sondern auch eine Quelle der Informationen über das Privatleben und die Familienverhältnisse des Schriftstellers liefert. Über seine Werke äußerte sich der Autor selbst in seinem Brief vom dritten Januar 1918 an Heinrich Mann: „Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein, sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Wert, der länger bleiben wird, als der poetische“ (Mann, Briefe 1889, 1965, s. 167). Obwohl, die in seinem künstlerischen Schaffen untersuchten Motive des Essens und Trinkens keine Hauptfunktion in seinem Gesamtwerk erfüllen, war es trotzdem erforderlich, diese Thematik einer gründlichen Analyse zu unterziehen. Die dabei aufgestellte These geht nämlich davon aus, dass die Ernährung und die zahlreichen damit verbundenen Aktivitäten, im Leben der Menschen nicht nur lebensbedingte Funktionen erfüllen, sondern zugleich auch wichtige Elemente der Kultur bilden. Fragmentarische Schilderungen des Ernährens können nämlich, meiner Meinung nach, einen Beitrag zur Charakteristik der Konsumenten leisten, indem sie nicht nur ihre kulinarischen Neigungen, aber auch bestimmte Verhaltensweisen, Essgewohnheiten und nicht selten auch entschiedene Anschauungen enthüllen.

Die Ergebnisse der Analyse lassen sich in einigen Punkten zusammenfassen, welche sowohl rein- kulinarische Motive betreffen als auch solche Aspekte des täglichen Lebens zum Gegenstand haben, welche mit den Umständen des Verzehrs eher in mittelbarer Verbindung stehen.

Erstens liefern die analysierten Textfragmente einen Beweis dafür, dass die häusliche Abgeschlossenheit, sowohl im Sinne der Familienverhältnisse als auch des Aufenthaltsortes, dessen Charakter die dort lebenden Familienmitglieder und vorhandenen Gegenstände charakterisierten, im Leben des Schriftstellers eine wichtige Rolle spielte. Besonders wichtig schien hier die Funktion der Abwechslung von täglichen Verpflichtungen zu sein. Das Zuhause gab dem pater familias das Gefühl von unbefangener Herzlichkeit, familiärer Wärme, welche mit dem Sicherheitsgefühl verbunden waren. Das Wohlbefinden des Schriftstellers war also unmittelbar davon abhängig, ob die ganze Familie zusammengehalten hat. Die Hüterin des Familienglücks war die Ehefrau des Schriftstellers – Katia Mann. Zwischen den Eheleuten gab es eine inoffizielle Arbeitsteilung. Zu Katias Pflichten gehörten alltägliche Angelegenheiten, u.a. die Führung des Haushalts, Finanzangelegenheiten oder die Überwachung der Termine. Der Tagesrhythmus Thomas Manns unterlag nur selten Änderungen. In einem Brief aus dem Jahr 1944 an Erich von Kahler äußerte sich Thomas Mann folgendermaßen: „[ich] fürchte mich vor Energie-Aufgebotsen, die ich früher so mitnahm. Ein gewohnheitsmäßiges Aktivitätsbedürfnis ist auf die Morgenstunden versammelt (der alte Haydn: „Wenn ich ein wenig gefrühstückt habe, setze ich mich zum Komponieren nieder“. Der Gute!), aber nachmittags mag ich eigentlich garnichts mehr tun [...] Ich gebe zu: mehr oder weniger war es immer so, aber ein deutliches Bequemwerden und eine wachsende Neigung, zusätzlichen Anstrengungen aus dem Wege zu gehen, ist doch nachweisbar“ (Mann, Briefe 1937, 1965, S. 371). Die Morgenstunden waren also für das schöpferische Schaffen reserviert, das nach einem leichten Frühstück und ausgerauchter Zigarre stattfand. In dieser Zeit herrschte zu Hause ungestörte Ruhe, es war die Zeit des Abwartens. Von den Ergebnissen der Arbeit hing nämlich die Stimmung der restlichen Stunden des Tages ab.

Eine nicht minderwertige Rolle im Leben von Thomas Mann spielte auch die Symbolik der Gegenstände. Aus den analysierten Textstellen geht besonders die Bindung an die Möbelstücke aus früheren Wohnsitzen hervor, vor allem an die aus dem Esszimmer, was darauf zurückzuführen ist, dass sie, wie auch das Tafel-, Tee- und Kaffeeservice, bei den miteinander verbindenden Familiengesprächen vorhanden waren.

Die Vorliebe für die alten Sachen schloss bestimmt nicht die Neigung des Schriftstellers zum Luxus aus. An dieser Stelle müssen sowohl die Wohnsitze in München, Zürich und Amerika genannt werden wie auch bekannte Sommerresidenzen: in Bad Tölz, in der litauischen Nidden auf der Kurischen Nehrung und in Frankreich (vgl. Jens, Tomaszowa, 2006, S. 124-125).

In mehreren Briefen wird die Vorliebe Thomas Manns für Champagner und Kaviar erwähnt, wobei der Zweite nicht nur aus festlichen Anlässen gegessen wurde. In seinem Brief vom achten März 1948 an Tochter Erika, bedankte sich der Vater für das köstliche Geschenk: „der Kaviar war erstklassig, ich sage: „war“, denn in 4 Sitzungen ist er verspeist, [...] Habe lange nicht seinesgleichen gesehen, wie aus den großen, runden Bleichbüchsen von Dallmeyer oder Böttner war er, vor 1914. Must have been utterly expensive. Thank you ever so much“ (Mann, Briefe 1948, 1968, S. 29). Der

Wohlstand der Familie Manns versetzte pater familias in gute Stimmung und regte ihn zur Arbeit an.

Was unbedingt berücksichtigt sein muss, war der schlechte Gesundheitszustand von Thomas Manns Magens, der sich in ständigen Magenschleimhautentzündungen äußerte. Nicht selten musste der Schriftsteller Diät halten und auf jede Speise oder Getränk, die ihm schaden würden, verzichten.

Der Alkoholkonsum spielte für den Schriftsteller keine besonders motivierende Rolle bei seiner Arbeit, was man im Gegensatz dazu nicht über seine Rauchgewohnheit sagen kann. Seine einzige Schrift, die unter Alkoholrausch entstanden ist, war die Erzählung aus dem Jahr 1899, unter Titel: „Der Kleiderschrank“. Das Rauchen begleitete Thomas Mann sein ganzes Leben lang, auch direkt nach seiner Lungenoperation in Chicago, im Jahr 1946. In seinem Brief aus dieser Zeit an Agnes E. Meyer, schrieb er: „Es war kein Kinderspiel – und hohe Zeit, daß es geschah. Ein paar Monate weiteren Zuwartens, und unendliche Scherereien, schlimmer als der Tod, wären mein Los gewesen. Es handelte sich um einen Absceß in der Lunge, der durch Bronchoskopie festgestellt wurde und im Begriffe war, heillos auszuarten“ (Mann, Briefe 1937, 1965, S. 523). In dem etwas späteren Brief an Ida Herz äußerte sich der Schwerkranke aber schon folgendermaßen: „Immer gleich Schweißausbrüche; und ich ärgere mich, dass ich das Rauchen, wenigstens die Zigarre, noch nicht vertrage“ (Mann, Briefe 1937, 1965, S. 525).

Thomas Mann war sehr oft Gast in zahlreichen Hotels. In seinem Privatleben bevorzugte er aber den Aufenthalt im eigenen Haus: „nach einem Hotel-Dasein von 6 Monaten tut es recht wohl, wieder am eigenen Eß-, am eigenen Schreibtisch zu sitzen“ (Mann, Briefe 1948, 1968, S. 298).

In gesellschaftlichen Beziehungen suchte der Literat solche Partner, die mindestens auf dem gleichen Niveau wie er waren. Es kann eindeutig festgestellt werden, dass die zwischenmenschlichen Kontakte Thomas Manns nicht immer aufrichtig waren. Zu den Begegnungen am Abend gehörte natürlich der Konsum raffinierter Speisen und Getränke. Solche Treffen dienten vor allem dem Austausch der Gedanken über sowohl alltägliche wie auch ernstere Themen.

Nach der eingehenden Analyse der Forschungsergebnisse ergibt sich, dass das Essen bei Thomas Mann nicht nur in seiner Korrespondenz zu einem, wie die Untersuchung zeigte, bedeutsamen Motiv wurde. Alois Wierlacher, betonte bereits im Jahr 1978 in seiner Untersuchung unter dem Titel: „Vom Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass“, zwar den blinden Fleck in der Thomas Mann-Forschung unter dem Aspekt des in seinem künstlerischen Schaffen auftretenden Ess- und Trinkmotivs, erwähnte aber zugleich eine Fülle des zur Analyse stehenden Materials: vom einsamen Abendimbiss in „Der Kleiderschrank“ bis zu den Tafelrunden in „Buddenbrooks“, „Lotte in Weimar“ oder „Der Zauberberg“, wo eben mit Löwenappetit gegessen wird (vgl. Wierlacher, Essen, 1987, S. 14). Die vorliegende Motivverarbeitung gibt schließlich Anlass festzustellen, dass der Mensch, so Wierlacher,

zwischen dem Bedürfnis – Hunger und dessen Befriedigung – Aufnahme des Essens und Trinkens, das kulturelle System seiner Küche setzt. Normen und Konventionen der Gesellschaft entscheiden also, was als Nahrungsmittel angesehen, wie zum Verzehr zubereitet, in welcher Situation, aus welchem Anlass und wie gegessen wird (vgl. Wierlacher, Essen, 1987, S. 14).

Bibliographie:

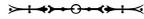
- HIRSCHFELDER G., 2005, Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute, Frankfurt/Main 2005.
- JENS I./ W., 2006, Pani Tomaszowa Mann, Warszawa 2006.
- MANN T., 2002, Briefe I 1889–1913, in: Detering H./Heftrich E./Kurzke H./Reed T J./Sprecher T./Vaget H R./Wimmer R./ (Hrsg.), Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, Frankfurt am Main 2002.
- MANN T., 1965, Briefe 1889–1936, Berlin/Weimar 1965.
- MANN T., 1965, Briefe 1937–1947, Berlin/Weimar 1965.
- MANN T., 1968, Briefe 1948–1955, Berlin/Weimar 1968.
- NOWICKA E., 2007, Świat człowieka – świat kultury, Warszawa 2007.
- WIEGELMANN G., 2006, Alltags- und Festspeisen in Mitteleuropa. Innovationen, Strukturen und Regionen vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Münster/New York/ München/Berlin 2006.
- WIERLACHER A., 1987, Vom Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass, Stuttgart 1987.



SPRACHE UND DIDAKTIK



Mariola Wierzbicka



Kontextbedingte Verwendungsweisen von Vergangenheitstempora: Perfekt und Präteritum im Deutschen

1. Einleitende Bemerkungen

Um auf einen vergangenen Sachverhalt Bezug zu nehmen, verfügt das Deutsche über drei Tempora: Präteritum, Perfekt und Plusquamperfekt.¹ Wie oft die jeweiligen Vergangenheitstempora in der deutschen Sprache auftreten, gibt aber erst ein Überblick über statistische Verhältnisse. Betrachtet man die Gebrauchshäufigkeit von einzelnen Vergangenheitstempora in der geschriebenen und in der gesprochenen Sprache, so lassen sich große Unterschiede feststellen.² Die richtige

¹ Plusquamperfekt spielt bei der Aufteilung der Vergangenheitstempora eine geringe Rolle und scheint vor dem Hintergrund der richtigen Anwendung von Perfekt und Präteritum auch von geringerer Bedeutung zu sein. Außer Fällen, in denen Plusquamperfekt relativ und dadurch obligatorisch gebraucht wird, kann es auch als absolutes Erzähltempus fungieren. Es eignet sich dazu, weit zurückliegende oder aber nicht in die Gegenwart hineinreichende Ereignisse auszudrücken, z.B.: *Ich hatte einmal Romanistik studiert*, oder *Schon vor einem Jahr war sie nach Brasilien abgereist*. Dieser Gebrauch des Plusquamperfekts ist fakultativ und die vorangehenden Beispielsätze können auch im Perfekt oder aber im Präteritum, je nach dem Kontext, auftreten. An dieser Stelle sollen noch historisches Präsens und Futur II zur Bezeichnung eines vermuteten Geschehens in der Vergangenheit erwähnt werden.

² Laut Lindgrens Untersuchungen (1957) ist Präteritum mit 89,8% das dominierende Tempus des Erzählens, auf Perfekt entfällt hier 0,5%, und das nur bei persönlichen Bemerkungen des Erzählers, sowie in Eröffnungs- und Satzsätzen (Rahmenbildung). In direkter Rede, wie z.B. Mitteilungen, Feststellungen oder Fragen, also in nicht erzählten Vergangenheitsaussagen, tritt Perfekt mit 56% auf, Präteritum ist mit 42,4% auch stark vertreten. Nur Plusquamperfekt, das meistens relativ gebraucht wird und Vorzeitigkeit im Verhältnis zu einem anderen, ebenfalls in der Vergangenheit liegenden Sachverhalt ausdrückt, tritt selten auf: in Erzählungen mit zirka 9,4% und in direkter Rede mit 1,7%. Diese Zahlen zeigen jedoch die Gebrauchshäufigkeit der einzelnen Vergangenheitstempora nur in der gesprochenen Sprache. Hauser/Hoppe (1972) haben sich in ihrer Arbeit mit den deutschen Vergangenheitstempora in der geschriebenen Sprache befasst. Aus den durchgeführten Untersuchungen geht hervor: Der Anteil der Präteritumformen beträgt 78,99%, Perfekt ist mit 12,31% und Plusquamperfekt mit 8,79% vertreten. Latzel (1977) berücksichtigt in seinen Untersuchungen die Verteilung der Vergangenheitstempora in der geschriebenen und gesprochenen Sprache, wobei er auf das Verhältnis Präteritum-Perfekt eingeht. Die Zahlen, die Latzel (1977) für die Verteilung des Präteritums und des

Anwendung dieser beiden Vergangenheitstempora kann Probleme bereiten, weil zum einen die Regeln für Perfekt- und Präteritumgebrauch oft nicht scharf gegeneinander abzugrenzen sind und zum anderen diese Tempora im Text manchmal ohne ersichtliche semantische Motivierung wechseln. Sie werden daher oft als synonyme Vergangenheitstempora aufgefasst. Diese Feststellung findet aber nur insofern Bestätigung, als man aus dem Zusammenhang isolierte Sätze vergleicht, z.B.: *Die Katze lag gestern auf dem Sofa* vs. *Die Katze hat gestern auf dem Sofa gelegen*, oder *Goethe starb 1832* vs. *Goethe ist 1832 gestorben*.

Für beide Tempora liegen z. T. gleiche oder ähnliche Gebrauchsbereiche vor. Aus rhythmischen Gründen stehen z.B. Perfektformen auch in der Erzählung oder, wenn das Verb größeres Gewicht erhalten soll (Rahmenbildung). Im Süden des Sprachgebiets und darüber hinaus auch oft allgemein umgangssprachlich wird das Perfekt als Erzähltempus gebraucht, während das Präteritum zurücktritt (Präteritumschwund). Andererseits steht die einfache Präteritumform in Perfektsituationen, wenn ein Gefüge mit *haben*, *sein* oder Modalverb umständlich wirken würde. Vor allem aber wird das Präteritum in geschriebenen Erzählungen und in Sätzen ohne Bezug auf die Gegenwart verwendet, weil mit diesem Tempus vergangene Vorgänge ohne irgendwelche Modifikation der Verbalsemantik geschildert werden. Das Präteritum macht nämlich zwischen Verlauf bzw. Zustand und Eintritt des Geschehens keinen Unterschied und schafft ein Kontinuum der Geschehnisse, ohne diese voneinander abzuheben.

Wiederum trifft die Abgrenzung des Perfekts vom Präteritum in manchen Beschreibungen durch die Annahme, dass dem Perfekt die besondere Aufgabe zufällt, den Abschluss oder Vollzug eines Geschehens bzw. einer Handlung festzustellen, nicht immer zu. Das Perfekt muss demzufolge im folgenden Satz keinen Abschluss implizieren, z.B.: *Er hat den ganzen Nachmittag gearbeitet*. Das Perfekt wird dort verwendet, wo das Geschehen auf den Standpunkt des Sprechers bezogen und für ihn von Bedeutung ist, wo also nicht ein völlig in der Vergangenheit liegendes und von der Gegenwart losgelöstes Geschehen mitgeteilt werden soll, z.B.: *Mein Onkel hat im Lotto gewonnen, Er hat sich noch nicht angeschnallt und sie fährt schon los*.

Da sowohl Präteritum als auch Perfekt vergangene Sachverhalte ausdrücken können, gibt es Fälle, in denen der Austausch beider Formen möglich ist. Der freie Austausch zwischen beiden Vergangenheitstempora besteht aber nicht in jedem Kontext. Die Wahl der Tempusform ist entweder inhaltlich bedingt (der häufigste Fall) oder aber Ausspracheschwierigkeiten wie auch morphologische Faktoren³ können den Tempusgebrauch beeinflussen. Die deutsche Sprache kennt aber auch Fälle, in denen

Perfekts anführt, zeigen, dass Präteritum in der geschriebenen Sprache und Perfekt in der gesprochenen Sprache dominiert, wobei auch Präteritum in der gesprochenen Sprache stark vertreten ist. In der geschriebenen Sprache sind laut Mannheimer Korpus Präteritumformen mit 87,46% und Perfektformen dagegen mit 12,54% vertreten. In der gesprochenen Sprache sind laut Freiburger Korpus Präteritumformen mit 45,35% und Perfektformen dagegen mit 54,65% vertreten.

³ Dabei geht es vor allem um das Problem mit der Aussprache von bestimmten Verbformen im Präteritum, und zwar der 2. Pers. Sg. / Pl., z.B.: *du achtestest/ achtestest du, du batst/ batst du, du aßest/ aßest*

es überhaupt keine Wahl zwischen Präteritum und Perfekt gibt. Einerseits können es bestimmte Verben oder verbale Ausdrücke sein, die eine formal bedingte Blockierung der einen oder der anderen Tempusform verursachen. Aus dem Formenpotential dieser Verben fällt die Präteritum- oder Perfektform, unabhängig von der Sprechsituation, völlig aus. Es fehlt also immer die eine Form.⁴ Andererseits gibt es aber auch Lexeme, die in Abhängigkeit von den Bedeutungen nur Präteritum oder nur Perfekt zulassen. Es geht hier um die sog. übertragene Bedeutung, wobei die sog. eigentliche Bedeutung desselben Lexems beide Vergangenheitstempora, je nach dem Kontext, auftreten lässt.⁵ Dazu kommen noch dialektale Einschränkungen bei der Anwendung beider besagten Tempusformen. Dabei wird insbesondere an das Oberdeutsche gedacht, wo das Präteritum nahezu völlig fehlt. Diese Erscheinung ist als Präteritumschwund bekannt.⁶

Darüber hinaus gibt es im Deutschen auch Fälle, in denen erst eine bestimmte Sprechsituation oder eine konkrete Satzart den Gebrauch der einen oder der anderen Tempusform völlig blockiert. In den Fällen, in denen Präteritum nicht durch Perfekt ersetzt werden kann, spricht man von obligatorischem Präteritumgebrauch, und im umgekehrten Fall von obligatorischem Perfektgebrauch.⁷

2.1. Obligatorisches Präteritum im Kontext

Was die Wiedergabe des für die Gegenwart gültigen Vergangenen anbelangt, so gibt es Fälle, in denen wir uns in Erinnerung auf den Augenblick der Erstinformation (Erstwahrnehmung) zurückziehen, also den Moment wachrufen, in dem wir etwas erfahren, festgestellt oder wahrgenommen haben. Die Betrachtzeit liegt also in der Vergangenheit. Wir können gegenwärtige Sachverhalte aus der Vergangenheitsperspektive her ausdrücken, indem wir Präteritum gebrauchen⁸, z.B.: *Wie war ihr Name?*, *Wie lautete die Frage?*, *Herr Ober, ich bekam auch ein Bier. Wer unter Ihnen war Buddhist?*

Darüber hinaus können wir auch aus Höflichkeitsgründen (*Ich wollte Sie nur fragen, ob ich für heute frei nehmen darf*), oder willkürlich eine andere Perspektive wählen (*Die Allee zog sich in Form einer Waldschneise die Talschlucht entlang, die an einer Seite die Berge schützend umgaben; An welchem Fluss liegt doch gleich Berlin?*;

du usw. In diesen Fällen wird das Perfekt bevorzugt, weil auf diese Weise die Anhäufung von schwierig auszusprechenden Auslauten verhindert wird.

⁴ Vgl. Latzel (1977:46) und (2004).

⁵ Vgl. Hauser / Hoppe (1972:64) und Wierzbicka (2008) und (2009).

⁶ Dabei handelt es sich um Mundarten südlich der Trier-Frankfurt-Plauen-Linie. Da hier Präteritum seit dem 16./17. Jh. geschwunden ist, ist der Sprecher in diesen Gebieten gezwungen, vergangenes Geschehen mit Hilfe des Perfekts darzustellen. Die Perfektform ist dadurch entweder nicht mehr eindeutig oder sie verliert ihre ursprüngliche Funktion.

⁷ „Obligatorisch“ bedeutet hier nicht, dass andere finite Ersatzmöglichkeiten als Konkurrenzformen in diesen Fällen ausgeschlossen sind.

⁸ Vgl. Latzel (1977:140, 143).

Ich wusste gar nicht, dass er mit Vornamen auch Hans hieß). Bei der willkürlichen Wahl einer anderen Perspektive handelt es sich um etwas faktisch Gegebenes, was in der Gegenwart unverändert existiert. Man gebraucht hier aber Präteritum, weil man den gegebenen Sachverhalt aus der Erinnerung herleitet.

Bei der Wiedergabe des mehrzeitlich gültigen Vergangenen, bei der man allgemeine Tatsachen ausdrückt, deren Gültigkeit auch zum Sprechzeitpunkt angenommen werden kann und die ähnlich wie in den obigen Beispielen in der Betrachtzeit, die in der Vergangenheit liegt, haften bleiben, kann man Präteritum gebrauchen⁹, z.B.: *Natürlich wusste ich, dass drei hoch drei siebenundzwanzig war*.

Alle in diesem Kapitel angeführten Beispiele lassen sich im Präsens ausdrücken. Es ändert sich nur die Perspektive, die Bedeutung bleibt dieselbe. Man kann aber Präteritum nicht gegen Perfekt austauschen, weil der Perfektgebrauch hier alle mit Präteritum ausgedrückten Sachverhalte in der Vergangenheit platziert, ohne anzudeuten, dass sie auch in der Gegenwart gelten. Nicht immer aber können Präteritum und Präsens als Konkurrenztempora auftreten. Es kann vorkommen, dass die allgemeine Gültigkeit außerhalb des Kontextes nicht genügend gesichert ist. In solchen Fällen treten Präsens und Präteritum in Opposition, z.B.: (...) *und als er vor seiner Tür stand und den Schlüssel aus der Tasche zog, unterschied er sich in nichts von einem Arbeiter, der von der Nachtschicht kommt, müde, unrasiert, (...) (BHA; 88)*. Gebrauchen wir hier statt *kommt kam*, ändert sich die Information und besteht die Gefahr einer „aktualen“ Interpretation. Bleibt aber das Verb *kommen* im Präsens, ist das ein Zeichen dafür, dass der Rest des Satzes eindeutig der Vergangenheit angehört. Bei allgemeingültigen Sätzen besteht auch nicht immer die Konkurrenz Präsens – Präteritum. Nach *Verba dicendi* und *sentiendi*¹⁰ wie *andeu-ten, annehmen, behaupten, denken, erzählen, glauben, hören, meinen, sagen, wissen* u.a. in der indirekten Rede ist jedoch die Angleichung nicht möglich¹¹, z.B.: **Er behauptete, dass der Äquator der größte Breitenkreis der Erde war; *Der Reiseleiter sagte uns, dass der Eiffelturm samt der Antenne 320,8 Meter hoch war*.

Präteritum wird manchmal als Stilmittel benutzt, um gegenwärtige oder zukünftige Sachverhalte auszudrücken, und zwar in einem präterital gehaltenen Roman, wo die Handlung aus der Perspektive der zentralen Figur wiedergegeben wird. So lässt der Autor seinen Protagonisten auf die Gegenwart Bezug nehmen oder auf kommende Ereignisse bzw. bevorstehende Situationen vorausschauen. Da aber seine Gedanken unausgesprochen bleiben, sprechen wir von sog. innerem Monolog oder sog. erlebter Rede. Es ist schwer, beide Erscheinungen gegeneinander abzugrenzen. Der auffälligste Unterschied besteht darin, dass die erlebte Rede in der 3. Person und der innere Monolog in der 1. Person gehalten werden. Da es sich hier doch um Darstellungsmittel handelt, ist immer mit Abweichungen

⁹ Vgl. Hauser / Hoppe (1972:45).

¹⁰ *Verba dicendi* und *sentiendi* → Verben des Sprechens und Denkens.

¹¹ Vgl. Latzel (1977:146).

und Mischformen zu rechnen¹², z.B.: Innerer Monolog (*Ich konnte später weinen, nach Feierabend, wenn mir noch danach zumute war* BHA; 300), erlebte Rede (*Wenn Marie mit Züpfner verheiratet war, war es wohl sündhaft, wenn sie mir Kontakt mit ihr verschaffen – (...) BHA; 102*), eine Mischform (*Wenn sie mich auf der Treppe des Bahnhofes sitzen sah, brauchte ich nichts mehr zu erklären* BHA; 302).

Bei dem prospektiven Präteritum in Satzgefügen stehen sowohl der Hauptsatz als auch der Nebensatz im Präteritum. Das Präteritum im Nebensatz ist dann zukunftsbezogen und eine Art Paralleltempus zum Präsens, das ein zukünftiges Geschehen der Gegenwart wiedergibt.¹³

Der Gebrauch des Perfekts anstatt des Präteritums führt entweder a. zur Entstehung ungrammatischer Sätze oder aber b. zur Verschiebung der kontextuellen Bedeutung. Es handelt sich hier um Konjunktionen: *wenn/falls, bis, sobald, ob, dass* und *damit*. Z.B. a. *Hans wartete darauf, dass der Bus kam* vs. *Hans wartete darauf, dass der Bus kommt* → **Hans wartete darauf, dass der Bus gekommen ist*; b. *Monika wusste, das es regnete* vs. *Monika wusste, dass es regnet* → *Monika wusste, dass es geregnet hat*.

Der Präteritumgebrauch ist eingeschränkt und es ist empfehlenswert anstatt des Präteritums die Formen *würde/werde* + Infinitiv, *sollte/solle* (*müsste/müsse/möge*) + Infinitiv oder *könnte/könne* + Infinitiv anzuwenden. Bei Versprechungen, Erwägungen, Aufforderungen, Empfehlungen, Ratschlägen wie auch Planungen sind Präteritumformen völlig blockiert¹⁴, z.B.: *Er überlegte, ob er den Theaterbesuch absagen sollte* vs. **Er überlegte, ob er den Theaterbesuch absagte*.

Bei der Wiedergabe des irrealen Vergangenen geht es um solche Konstruktionen, die für eine vergangene Zeit möglich gewesen wären, aber nicht eingetreten sind, z.B.: Irreale Konditionalsätze (*Sie war plötzlich ganz blass, setzte sich auf eine Parkbank. Dann sagte sie: eine Sekunde und du warst tot*), irreale Vergleichssätze (*Es war so, als wenn ich wusste: ich komme nicht wieder*), Sätze mit *sonst* (*Sie mussten das lernen, sonst fielen sie bei der Prüfung durch*), die Form *durfte nicht* anstatt *hätte nicht dürfen* (*Das durfte doch nicht passieren!*). Der Gebrauch des Präteritums kommt in diesen Beispielen selten vor und kann als ein Merkmal des Stils oder des Dialekts gedeutet werden. Daher sind diese Sätze immer durch Konjunktivformen zu ersetzen. Grundsätzlich ist es aber nicht möglich, an der Stelle des Konjunktivs II in irrealer Verwendung das Präteritum zu gebrauchen, z.B.: *Wenn ich diesen Zug genommen hätte, so wäre ich jetzt tot* vs. **Wenn ich diesen Zug nahm, so wäre ich jetzt tot*. Dieser Satz wäre nur in literarischen Texten denkbar, und zwar ohne *wenn*, z.B.: *Nahm ich diesen Zug, so wäre ich jetzt tot*. Überall dort, wo das Präteritum den Konjunktiv II ersetzen kann, ist der Perfektgebrauch blockiert.

¹² Vgl. Duden (1993; Bd.4:173f).

¹³ Vgl. Latzel (1977:134, 137).

¹⁴ Vgl. Ebd. 132, 134f.

2.2. Obligatorisches Perfekt im Kontext

Bei der Wiedergabe von Vergangenem in Bezug auf einen Nachzustand der Gegenwart geht es um solche Sätze, in denen die Folgen eines Geschehens in der Gegenwart festzustellen sind und die Aufmerksamkeit auf etwas im Jetzt Gegebenen ruht¹⁵, z.B.: *Da steht er nun, der kleine Hans, und weint, weil er vom Nicolaus nichts bekommen hat; Man sieht, dass du gearbeitet hast; Es hat geklingelt, jemand will zu dir; Otto hat im Lotto gewonnen!; So, das haben wir also geschafft.*

Das Perfekt in den obigen Sätzen weist darauf hin, dass das Ergebnis oder der Zustand unmittelbar auf einen vergangenen Sachverhalt zurückzuführen ist, was mit dem Präteritum nicht erreicht werden kann. Das Präteritum platziert die Ereignisse in der Vergangenheit ohne Gegenwartsbezug. Vergleicht man die Sätze, wie *Jemand hat die Scheibe zerbrochen* vs. *Jemand zerbrach die Scheibe*, so kann man feststellen, dass sie andere Informationen beinhalten. Im ersten Satz ist die Tatsache, dass jemand die Scheibe zerbrochen hat, für die Gegenwart von Bedeutung, während der zweite Satz nur darüber informiert, dass ein solches Geschehen stattgefunden hat.

Bei der Wiedergabe des abgeschlossenen Zukünftigen geht es um solche Sätze, in denen das Geschehen als „künftig vollzogen“ gilt. Präteritum kann hier nicht für Perfekt gesetzt werden, ihm fehlt eine solche resultative Komponente. Im Übrigen handelt es sich hauptsächlich um Nebensätze mit den Konjunktionen *wenn, bis, sobald*¹⁶, z.B.: *Ich warte, bis du die Aufgabe gelöst hast; Wir fangen an, sobald der letzte Gast gekommen ist; Du bekommst das Geld, wenn du dich verpflichtet hast, keinen Anspruch auf Exklusivität zu heben.* Solche Perfektformen findet man auch in einfachen Hauptsätzen. Der nötige Kontext wird aber erst mit Temporalangaben vorgegeben, z.B.: *Bis morgen habe ich das Buch gelesen; Morgen um diese Zeit hat Hans schon alles weggeräumt; Bald haben wir das Problem gelöst.*

Bei der Wiedergabe von Vorzeitigem in Bezug auf einen beliebigen Zeitpunkt geht es um solche Konstruktionen, mit denen Naturgesetzmäßigkeiten, festgelegte Gesetzmäßigkeiten, empirisch empfundene Regelmäßigkeiten ausgedrückt werden, die zu einem beliebigen Zeitpunkt stattfinden, die also weder der Vergangenheit, noch der Gegenwart, noch der Zukunft zuzuordnen sind. Es können beispielsweise Definitionen, Regeln, Anleitung oder Gebrauchsanweisungen sein¹⁷, z.B.: *Wer 21 Punkte vorzeigen kann, hat gewonnen; Wählbar ist jeder, der das fünfundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat.*

3. Abschließende Bemerkungen

In diesem Beitrag wurde der Versuch unternommen, auf das Problem der richtigen Anwendung von Perfekt und Präteritum aufmerksam zu machen. Beide Tempora

¹⁵ Ebd. 124, 150.

¹⁶ Vgl. Hauser/Hoppe (1972:48) und Wierzbicka (2004).

¹⁷ Vgl. Latzel (1977:172).

können vergangene Sachverhalte ausdrücken, und da sie im Text, im Gespräch oder in der Erzählung manchmal ohne ersichtlichen semantischen Grund wechseln und nicht scharf genug gegeneinander abzugrenzen sind, besteht die Gefahr, dass sie als Konkurrenztempora aufgefasst und gegenseitig ersetzt werden können. Der Grund, warum die beiden Vergangenheitstempora in einem Text nebeneinander auftreten können, ist aber ein anderer. Es ist auch nicht leicht, einheitliche Regeln zur korrekten Anwendung der jeweiligen Tempusform aufzustellen. Der Sprecher hat nämlich nicht nur nach grammatischen, sondern auch nach situativen, kontextabhängigen und sprachraumbedingten Kriterien zwischen Perfekt und Präteritum zu wählen. Darüber hinaus sollte aufgezeigt werden, dass der richtige Tempusgebrauch durch bestimmte Sprechsituationen hervorgerufen wird; so dominiert das Präteritum in der Erzählung und das Perfekt in der direkten Rede (im Dialog) und in Fragesätzen. Zum anderen legen einzelne Lexeme selbst die Beschränkungen im Tempusgebrauch fest. So wird das Perfekt der 2. Person Singular und Plural bei bestimmten starken und schwachen Verben wegen des besseren Klanges vorgezogen sowie das Präteritum bei Verba dicendi und sentiendi. Gegenüber dem Perfekt dominiert das Präteritum auch bei *sein* und den Modalverben.

Die Aufmerksamkeit galt aber auch den Situationen, in denen der Gebrauch der beiden Vergangenheitstempora gegeneinander ausgeschlossen ist. Einerseits kann es an den Verben selbst liegen, die deutsche Sprache hat nämlich in ihrem Wortschatz auch solche Verben oder verbale Ausdrücke, die eine formal bedingte Blockierung der einen oder der anderen Tempusform verursachen. Aus dem Formenpotenzial dieser Verben fällt die Präteritum- oder Perfektform, unabhängig vom Kontext, völlig aus. Es fehlt dann immer die eine Form. Andererseits gibt es auch polyseme Lexeme, die in Abhängigkeit von den Bedeutungen nur Präteritum oder nur Perfekt zulassen, und zwar in ihren übertragenen Bedeutungen, wobei die Grundbedeutung desselben Lexems beide Vergangenheitstempora, je nach dem Kontext, auftreten lässt. Sonst gibt es Fälle, wo erst eine bestimmte Satzart den Gebrauch der einen oder der anderen Tempusform völlig blockiert.

Bibliographie:

Quellenverzeichnis:

BHA = Böll, Heinrich: Ansichten eines Clowns. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1992.

Literatur:

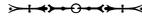
DUDEN, 1993, Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in acht Bänden. Mannheim: Bibl. Inst. & F.A. Brockhaus AG.

ENGEL, U. (1988) (21994) (31996) (42004): Deutsche Grammatik. Heidelberg: Gross.

- HAUSER-SUIDA, U. / HOPPE-BEUGEL, G., 1972, Die Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart. Heutiges Deutsch 4, München: Hueber.
- LATZEL, S., 1977, Die deutschen Tempora Perfekt und Präteritum. Heutiges Deutsch 2 München: Hueber.
- LATZEL, S., 2004, Der Tempusgebrauch in deutschen Dramen und Hörspielen. München: Iudicium.
- LINDGREN, K., 1957, Über den Oberdeutschen Präteritumschwund. Helsinki: Soumalainen Tiedeakatemia.
- WEINRICH, H., 1964, Tempus. Besprochene und erzählte Welt. Stuttgart: Kohlhammer.
- WIERZBICKA, M., 2004, Zeitbeziehungen in den Temporalsatzgefügen erörtert an den Gegebenheiten der Consecutio Temporum im Deutschen und im Polnischen. München: Iudicium.
- WIERZBICKA, M., / SCHLEGEL, D., 2008, Sprechzeiten im Diskurs. Zum absoluten und relativen Gebrauch der Tempora in der gesprochenen deutschen Sprache. München: Iudicium.
- WIERZBICKA, M., 2009, Verwendungsweisen und Austauschmöglichkeiten von Perfekt und Präteritum bei Verben mit übertragener Bedeutung im DaF-Unterricht, in: „Neue Wege zur Literalität“: Akten des 42. Linguistischen Kolloquium vom 27.-30.09.2007. Rhodos: Griechenland. Im Druck.



Marta Radojewska



Zum Aufbau der linken Positionsklammer bei Spannäußerungen und Infinitivkonstruktionen

Alle Analysen wurden aufgrund des linguistischen Modells von Józef Darski durchgeführt. Als Korpus diente die Erzählung „Unkenrufe“ von Günter Grass.

Den Ausgangspunkt für die Darskische Theorie bildet der Text¹, der in immer kleinere Abschnitte zerlegt wird: Textsequenz eines Sprechers², Äußerung³, Äußerungsabschnitt⁴, Silbe und Laut⁵. Alle Äußerungen werden in vollständige Äußerungen und Minimaläußerungen eingeteilt⁶. Vollständige Äußerungen sind einfach oder komplex, wobei komplexe Äußerungen aus Teiläußerungen bestehen⁷. Auch Minimaläußerungen sind ihrerseits komplex oder einfach⁸. Die einfachen Minimaläußerungen dienen als Ausgangspunkt zur Bestimmung der Wortgrenzen. Aufgrund verschiedener Tests gewinnt Darski die so genannten primären, sekundären und tertiären Wortformen⁹. Aufgrund ihrer Rolle im Text werden Wortformen Wortklassen zugeordnet¹⁰. Zwischen Wortform und Äußerung ist noch die Ebene der Äußerungsglieder anzusetzen¹¹, wobei die Ersatzprobe als die einzige Probe für die Festlegung der Äußerungsglieder gilt. Es ist möglich, da durch die Definitionen der Wortformen eindeutig die Wortgrenzen festgelegt worden sind.

Das Deutsche ist bekannt für seine Klammern. Besonders hervorstechend sind Äußerungsklammern, die durch Finita (als Äußerungsglieder sind

¹ (Vgl. Darski 2004: 21).

² (Vgl. Darski 2004: 27f.).

³ (Vgl. Darski 2004: 28f.).

⁴ (Vgl. Darski 2004: 29ff.).

⁵ (Vgl. Darski 2004: 31-34, 53).

⁶ (Vgl. Darski: 2004: 54).

⁷ (Vgl. Darski 2004: 182f.).

⁸ (Vgl. Darski 2004: 61f.).

⁹ (Vgl. Darski 2004: 78f.; 93f.).

¹⁰ (Vgl. Darski 2004: 147f.).

¹¹ (Vgl. Darski 2004: 195f.).

es Leitglieder (AG2) bei Darski) und andere Äußerungselemente aufgebaut sind¹². Recht gut sind die Klammertypen bei Weinrich beschrieben¹³.

Darski schreibt dem Leitglied in Äußerungen eine Sonderstelle zu¹⁴. Von Mikołajczyk¹⁵ werden hier die Benennungen für mögliche Positionen des Leitgliedes sowie die Termini für drei Äußerungsarten übernommen: Stirnposition des Leitgliedes – Stirnäußerung, Kernposition des Leitgliedes – Kernäußerung, Spannposition des Leitgliedes – Spannäußerung.

Aus der Gruppe der Spannäußerungen werden Infinitivkonstruktionen ausgeschlossen, da das Leitglied in solchen Konstruktionen nicht vorhanden ist¹⁶. Des Weiteren werden folgende fett gedruckte Teiläußerungen nicht als Spannäußerungen betrachtet:

(1) *Als hätte ich nicht ertragen können, mich unterm Granit zu wissen*, bin ich wie närrisch davongelaufen, [...]. (Grass 1994: 62)

(2) „*Mir ist, als wolle Alexandra ihre manchmal kindisch anmutende Widerborstigkeit durch Charme wettmachen.* [...]“ (Grass 1992: 52)

In Anlehnung an Hoberg¹⁷ wird in solchen Fällen die linke Positionsklammer als doppelt besetzt verstanden: durch das subordinierende Konjunkionalglied (AG7_{2finit}) *als*¹⁸ und das Leitglied, was zufolge hat, dass die Äußerungen aus der Gruppe der Spannäußerungen ausgeschlossen werden.

Bei der Darstellung der die linke Positionsklammer aufbauenden Elemente werden die Spannäußerungen mit Äußerungsgliedern ersten Grades getrennt von den Spannäußerungen mit Äußerungsgliedern zweiten und weiteren Grades gehalten, da ihre linken Positionsklammern unterschiedliche Elemente aufbauen. In Anlehnung an Mikołajczyk¹⁹ wird die Kernstellung des Leitgliedes als seine unmarkierte Position angesehen. Die Spannstellung des Leitgliedes ist durch das Vorhandensein bestimmter Elemente bedingt. Die die Spannäußerungen

¹² (Vgl. dazu u.a.: Zifonun et al. 1997: 1500ff.; Eroms 2000: 129-137; DUDEN. *Die Grammatik* 2005: 890f.; Radojewska 2008: 88-96, 272-282).

¹³ (Vgl. Weinrich 1993: 33-66).

¹⁴ (Vgl. Darski 2004: 200).

¹⁵ (Vgl. Mikołajczyk 1996: 46).

¹⁶ (Vgl. dazu: unsere späteren Ausführungen).

¹⁷ (Vgl. Hoberg in: Zifonun et al. 1997: 1502).

¹⁸ Als Konjunkionalglieder werden nebenordnende (koordinierende) Konjunkionalglieder (AG7₁) und unterordnende (subordinierende) Konjunkionalglieder (AG7₂) betrachtet, wobei AG7₁ an das Vorfeld bzw. linke Positionsklammer angelehnt sind (z.B.: **Und** an *Zuschauern fehlte es nicht*. (Grass 1994: 13); **Oder** *spielte kein Zufall mit, weil ihre Geschichte auf Allerseelen begann?* (Grass 1994: 7)) und AG7₂ die linke Positionsklammer aufbauen. (Zu AG7₂ vgl. unsere späteren Ausführungen; vgl. auch: Radojewska 2008: 94, 274-281).

¹⁹ (Vgl. Mikołajczyk 1996: 52ff.).

einleitenden Wortformen bilden entweder ein Äußerungsglied (Einleitungsglieder)²⁰ oder ein Teil des Äußerungsgliedes (Einleitungsgliedteile)²¹. Im Folgenden wird die morphologische Repräsentation der die linke Positionsklammer aufbauenden Äußerungsglieder analysiert.

Die Spannposition des Leitgliedes in Äußerungen mit Äußerungsgliedern ersten Grades wird durch unterordnende Konjunkionalglieder (AG7_{2finit}) hervorgerufen, die morphologisch durch subordinierende Konjunktionen (Wortklasse 18) repräsentiert werden²²:

(3) *Wenn ich Alexandra von der Menschenfreundlichkeit seiner Idee überzeugen könnte.* (Grass 1994: 163f.)

Die Spannposition des Leitgliedes rufen auch Äußerungsglieder hervor, die durch ein Relativum²³ repräsentiert werden:

(4) *Jetzt rauchte sie wieder, überm Herd, was ihn störte.* (Grass 1994: 34)

(5) *Wie sehr ich dieses Geräusch vermisst habe: über knirschenden Schnee laufen, Spuren machen im Schnee.* (Grass 1994: 187)

Die Spannäußerungen (4) und (5) werden durch Äußerungsglieder eingeleitet, die morphologisch relative allgemeine Fragewörter (Wortklasse 1) repräsentieren und diese Spannäußerungen werden als weiterführende Teiläußerungen bezeichnet²⁴.

Die linke Positionsklammer bei Spannäußerungen mit Äußerungsgliedern zweiten und weiteren Grades wird durch folgende Elemente gebildet:

²⁰ Vgl. dazu die fett gedruckte Wortform der folgenden Äußerung: *Oder spielte kein Zufall mit, weil ihre Geschichte auf Allerseelen begann?* (Grass 1994: 7).

²¹ Vgl. dazu die fett gedruckte Wortform der folgenden Äußerung: *Über drei leere Barhocker hinweg sprach ihn von links her ein im Stil südostasiatischer Diplomaten Herr, dessen wundersam gurgelndes Englisch auf einen studierten Pakistani oder Inder schließen ließ.* (Grass 1994: 76).

²² (Vgl. Darski 2004: 184f.). Im speziellen Sprachgebrauch können die subordinierenden Konjunkionalglieder auch als Äußerungsglieder ersten Grades auftreten. Vgl. dazu: die Äußerung (3). Leiten Sie aber komplexe Äußerungsglieder der Klasse 5 der paradigmatischen potenziellen Minimaläußerungen ein, dann sind sie immer Äußerungsglieder zweiten und weiteren Grades. (Vgl. Darski 2004: 202).

²³ Als Relativa gelten relatives allgemeines Fragewort (Wortklasse 1) und relatives Verweiswort (Wortklasse 2). Relativ gebraucht wird aber auch einfaches bzw. zusammengesetztes Funktionswort (Wortklasse 14). Es gilt dann als Substituens, das in eine andere potenzielle Minimaläußerung eingeht (z.B.: *Gegen diese ideale Friedhofslage sprach der zu nah gelegene Flughafen von Gdańsk, dessen Landebahnen dort, [...], planen Raum einnahmen.* (Grass 1994: 91)) bzw. detailliertes Fragewort (z.B.: *In Briefen, [...], wird in Umrissen erkennbar, welche Richtung ihre Bemühungen einschlagen.* (Grass 1994: 125)).

²⁴ Die weiterführenden Teiläußerungen werden in der grammatischen Tradition „weiterführende Nebensätze“ genannt. Sie sind als Ganzes durch Verweiswörter nicht ersetzbar, deshalb müssen ihre Äußerungsglieder als Glieder ersten Grades betrachtet werden.

I. Konjunkionalglieder, die morphologisch durch subordinierende Konjunktionen (Wortklasse 18) repräsentiert werden und die die Spannposition der Leitglieder hervorrufen (AG7_{2finit})

(6) *So gepflegt und genutzt sich das Kleingärtnerglück mit Zäunen abgrenzte, so dicht und kaum angekränkelt noch immer die Mischwaldbestände des Olivaer Waldes das Tal begleiteten, Reschke schlug dennoch Umkehr vor.* (Grass 1994: 64)²⁵

II. Äußerungsglieder, die morphologisch durch relative Verweiswörter (Wortklasse 2) repräsentiert werden

(7) *Vor den Auslagern einer Bäuerin, die in einem Korb gehäuft und auf Zeitungspapier gebreitet Pilze, zudem in drei Eimern Schnittblumen anbot, fanden Witwer und Witwe einander.* (Grass 1994: 7)

(8) *Freilich, wie Friedhofsallen sind, beschrieben sie ein Kreuz, von dem weitere Haupt- und Nebenwege abgingen.* (Grass 1994: 40)

III. Äußerungsglieder, die morphologisch durch relative allgemeine Fragewörter (Wortklasse 1) repräsentiert werden

(9) *Man mag fragen, warum sich Witwer und Witwe nicht früher wiedergesehen haben, [...].* (Grass 1994: 115)

IV. Äußerungsglieder, die morphologisch relativ gebrauchte einfache Funktionswörter (Artikelwörter, Wortklasse 14) zusammen mit Substantiven (Wortklasse 13) repräsentieren. Dabei gilt das relativ gebrauchte Funktionswort entweder als Substituens (Äußerung 10) oder als detailliertes Fragewort (Äußerung 11)

(10) *Was ich über den Ort ihrer Begegnung weiß, mengt meine teils verwischte, dann wieder überdeutliche Ortskenntnis mit des Witwers forschendem Fleiß, dessen Ausbeute er in Häppchen seinen Notizen beigemengt hat, [...].* (Grass 1994: 9)

(11) *Ich kann nur mutmaßen, welche Musik er aufgelegt hat, [...].* (Grass 1994: 187)

V. Äußerungsglieder, die relativ gebrauchte zusammengesetzte Funktionswörter (Präposition + Artikelwort, Wortklasse 14) zusammen mit Substantiven (Wortklasse 13) repräsentieren. Dabei gilt das relativ gebrauchte Funktionswort entweder als Substituens (Äußerung 12) oder als detailliertes Fragewort (Äußerung 13)²⁶

(12) *Nicht zu reden vom Spendenkonto, mit dessen Hilfe die Begräbniskosten der Bedürftigen beglichen wurden, [...].* (Grass 1994: 150)

²⁵ So wird in der Äußerung (6) als konzessives subordinierendes Konjunkionalglied gebraucht.

²⁶ Nach der DUDEN-Grammatik ist die linke Satzklammer in den Relativ- und *w*-Interrogativnebensätzen der Standardsprache leer. (vgl. DUDEN. *Die Grammatik* 2005: 891). Die Elemente werden dem Vorfeld zugerechnet.

(13) *Er, Reschke, könne nicht nachweisen, **aus welchen Töpfen** sein neues Auto, das nunmehr als Privatwagen gelten müsse, finanziert worden ist, etwa aus Spendengeldern?* (Grass 1994: 280)

Die linke Positionsklammer können aber auch Attribute der eingeleiteten Teiläußerung besetzen.

VI. Äußerungsgliedteile (Attribute), die morphologisch relative Verweiswörter (Wortklasse 2) zusammen mit potenziellen Finita mit „zu“ repräsentieren²⁷

(14) *Das und noch mehr versichern wir unseren freundlicherweise anwesenden Ehrenvorsitzenden, **denen zu danken** die Deutsch-Polnische Friedhofsgesellschaft allen Grund hat.* (Grass 1994: 248)

Im letzten Fall gelten als die linke Positionsklammer aufbauende Elemente Teiläußerungen als Infinitivkonstruktionen, die als Äußerungsglieder bzw. Äußerungsgliedteile (Attribute) der eingeleiteten Teiläußerung fungieren. Im Falle der Äußerung (14) haben wir mit dem Attribut der eingeleiteten Teiläußerung zu tun. Die Infinitivkonstruktionen sind äußerungswertige Infinitivphrasen und das Vollverb der eingeleiteten Teiläußerung gehört zu inkohärenten Verben²⁸.

Betrachten wir nun folgende Äußerungen:

(15) *[...], dennoch höre ich sie gern lachen, **ohne** nach den Gründen ihrer häufigen Be-lustigung **zu fragen**.* (Grass 1994: 11)

(16) *Vielleicht nahm ihre Idee erste Gestalt an, **um** sich mit dem Zigarettenrauch wieder **zu verflüchtigen**.* (Grass 1994: 29)

(17) *Die meisten sind hier aufgewachsen und kommen zurück, **um**, wie man sagt, alte Erinnerungen **aufzufrischen**.* (Grass 1994: 59)

In Äußerungen (15)-(17) ist die Stellung des potenziellen Leitgliedes (AG3) (Äußerungen (15), (16)) bzw. des Leitmodifikators (AG4) und des potenziellen Leitgliedes (Äußerung (17)) in der Spannposition durch das Vorhandensein des Konjunkionalgliedes *ohne* bzw. *um* motiviert. Somit wird die Subklasse des Konjunkionalgliedes (d.h. das subordinierende Konjunkionalglied – AG7₂) subkategorisiert:

²⁷ Die zweite Möglichkeit wäre, dass die linke Positionsklammer das relative Verweiswort und der Finitummodifikator zusammen mit dem potenziellen Finitum mit „zu“ bilden. Dafür gibt es aber keine Belege im analysierten Korpus.

²⁸ (Zu satzwertigen und nicht-satzwertigen Infinitivkonstruktionen sowie fakultativ kohärenten und inkohärenten Verben vgl. DUDEN. *Die Grammatik* 2005: 836-866).

I. AG7_{2finit}: *weil, ob, dass, ...*

II. AG7_{2infin}: *um, ohne, ...*²⁹

Die linke Positionsklammer bei oben zitierten Äußerungen bildet das AG7_{2infin} – *ohne, um* u.a. *Zu* wird dagegen als ein fester Bestandteil der potenziellen Leitglieder in der Spannposition betrachtet.

Ziehen wir jetzt folgende Äußerungen in Betracht:

(18) *Ich kann mich nicht erinnern, _ ihn neben mir **gehabt zu haben**.* (Grass 1994: 15)

(19) *Nach erstem Hinhören glaubte Reschke, _ den Pauschalreisenden hiesige Herkunft **nachsagen zu können**: [...]*. (Grass 1994: 72f.)

Die Spannposition in der Äußerung (18) besetzen potenzielle Leitglieder; in der Äußerung (19) – der Leitmodifikator und potenzielle Leitglieder, obwohl das subordinierende infinitive Konjunkionalglied (AG7_{2infin}) fehlt. Auf dieses Phänomen hat schon Engel (1972) hingewiesen: „[...] Aber Infinitivkonstruktionen mit bloßem *zu* passen nicht ohne weiteres in dieses Schema. Ich schlage vor, sie als Nebensätze mit getilgter Subjunktion aufzufassen. Es liegt also im Feld 3 ein Null-Monem vor.“ (Engel 1972: 40). Wir lehnen uns an Engel an und stellen fest, dass die Stellung des potenziellen Leitgliedes (der potenziellen Leitglieder) und des Leitmodifikators in der Spannposition durch ein getilgtes subordinierendes infinitives Konjunkionalglied (AG7_{2infin-getilgt}) in der LPK bedingt ist. Die linke Positionsklammer ist aber faktisch leer. Somit wird das AG7₂ noch weiter subkategorisiert und man erhält folgende Subklassen:

I. AG7_{2finit}:
seelen begann?

*Oder spielte kein Zufall mit, **weil** ihre Geschichte auf Allerseelen (Grass 1994: 7)*

II. AG7_{2infin}:
Zigarettenrauch

*Vielleicht nahm ihre Idee erste Gestalt an, **um** sich mit dem zu verflüchtigen. (Grass 1994: 29)*

III. AG7_{2infin-getilgt}:
nen Wohnraum

Als langjähriges Mitglied – [...] – glaubte sie, _ nahegelegenen Wohnraum beanspruchen zu können. (Grass 1994: 40)

Resümierend präsentiert die folgende Tabelle die minimale Projektion der die linke Positionsklammer aufbauenden Elemente bei Spannäußerungen und Infinitivkonstruktionen.

²⁹ (Vgl. dazu: Mikołajczyk 1996: 62).

Äußerungstyp	Die die linke Positionsklammer aufbauenden Elemente	
	syntaktische Funktion der Einleitungsglieder	morphologische Repräsentation
A. Spannäußerungen mit Äußerungsgliedern ersten Grades	1. AG7 _{2finit} 2. [verschiedene Äußerungsglieder]	1. subordinierende/unterordnende Konjunktionen (Wortklasse 18) 2. Relativum: relative allgemeine Fragewörter (Wortklasse 1)
B. Spannäußerungen mit Äußerungsgliedern zweiten und weiteren Grades	1. AG7 _{2finit} 2. [verschiedene Äußerungsglieder] 3. [verschiedene Äußerungsglieder] ^a 4. [verschiedene Äußerungsglieder bzw. Äußerungsgliedteile, hier: Äußerungsgliedteil] ^b	1. subordinierende/unterordnende Konjunktionen (Wortklasse 18) 2. Relativum: relative allgemeine Fragewörter (Wortklasse 1)/relative Verweiswörter (Wortklasse 2) 3. relativ gebrauchte einfache Funktionswörter (Artikelwort als Substituens bzw. detailliertes Fragewort) (Wortklasse 14)/relativ gebrauchte zusammengesetzte Funktionswörter (Artikelwort + Präposition als Substituens bzw. detailliertes Fragewort) (Wortklasse 14) + Substantive (Wortklasse 13) 4. Relativum: relative Verweiswörter (Wortklasse 2) + potenzielle Finita (Infinitiv) (Wortklasse 5) mit <i>zu</i>
C. Infinitivkonstruktionen	1. AG7 _{2infinit} 2. AG7 _{2infinit-getilgt}	1. subordinierende/unterordnende Konjunktionen (Wortklasse 18) 2. –

Die die linke Positionsklammer aufbauenden Elemente sind entweder subordinierende Konjunkionalglieder (AG7_{2finit}, AG7_{2infinit}, AG7_{2infinit-getilgt}) oder auch andere Äußerungsglieder, die erfragbar sind. Die erfragbaren Äußerungsglieder sind einfach oder komplex. Die Bezeichnungen der gleich präsentierten Gruppen der

^a Die Einleitungsglieder dieser Gruppe können um Attribute erweitert werden. Vgl. dazu: unsere späteren Ausführungen.

^b Die Einleitungselemente dieser Gruppe können um Äußerungsglieder weiteren Grades erweitert werden. Vgl. dazu: unsere späteren Ausführungen.

einleitenden Elemente sind der oben dargestellten Tabelle zu entnehmen: Der Buchstabe (**A B C**) steht für den Äußerungstyp; die Nummern (**1 2 3 4**) bestimmen jeweils die morphologische Repräsentation der die linke Positionsklammer aufbauenden Elemente). Bei:

I. **A1** → Äußerung (3)

II. **B1** → Äußerung (6)

III. **C1** → Äußerungen (15)-(17)

IV. **C2** → Äußerungen (18) und (19) bilden die linke Positionsklammer die subordinierenden Konjunkionalglieder (AG7_{2finit}, AG7_{2infinit}, AG7_{2infinit-getilgt}). Bei:

I. **A2** → Äußerungen (4) und (5)

II. **B2** → Äußerungen (7)-(9)

III. **B3** → Äußerungen (10)-(13) haben wir mit einfachen bzw. komplexen erfragbaren Äußerungsglieder zu tun. Als einfache erfragbare Äußerungsglieder gilt die Klasse 1 der paradigmatischen potenziellen Minimaläußerungen (PMA)³⁰, zu der die Gruppen **A2** und **B2** gehören, da ihre Elemente durch eine Wortform repräsentiert werden. Zu komplexen Äußerungsgliedern gehören aus den präsentierten die Elemente der Gruppe **B3**, die der Klasse 2 der paradigmatischen PMA³¹ angehören. Ihre Elemente bestehen aus zwei sekundären Wortformen (Kern und Nichtkern). Die Elemente der Gruppe **B4** gelten in dem Fall als Nichtkern der Klasse 4 der paradigmatischen PMA³² (Äußerung (14))³³. Die Äußerungsglieder der Gruppe **B3** können leicht um Attribute ergänzt werden, so dass diese als komplexe Äußerungsglieder der Klasse 3 der paradigmatischen potenziellen Minimaläußerungen³⁴ zugerechnet werden:

(20) *Ringsum war alles Zeuge: der achteckige Wehrturm, dessen neuester Untermieter, die gedrängt volle Wechselstube, seitlich die breit gelagerte, wie von Dünsten geblähte Markthalle, düster Sankt Nikolai, die Bauersfrauen benachbarter Marktstände und mögliche Kundschaft; denn zwischen all dem staute und entzerrte sich ärmlich ein nur der alltäglichen Not gehorchender Menschauftrieb, dessen knappes Geld stündlich an Wert verlor, während Witwe und Witwer einander wie Zugewinn verrechneten und nicht voneinander lassen wollten.* (Grass 1994: 16)

(21) *Vom bevorstehenden Papstbesuch war die Rede, von dessen Wirkung auf den Zustand Polens sich Wróbel mehr versprach, als die Piątkowska dem Stellenvertreter Gottes erlauben wollte.* (Grass 1994: 283)

³⁰ (Vgl. Darski 2004: 171).

³¹ (Vgl. Darski 2004: 171f.).

³² Die Elemente der Klasse 4 der paradigmatischen PMA entsprechen den traditionellen Attributsätzen (Nichtkerne) mit ihren Bezugsphrasen (Kerne). (Vgl. Darski 2004: 173).

³³ Die Einleitungselemente dieser Gruppe könnten auch der Klasse 5 der paradigmatischen potenziellen Minimaläußerungen angehören, und zwar abhängig davon, ob sie als Attribute (Äußerung (14)) bzw. Äußerungsglieder der eingeleiteten Teiläußerung gelten. Dafür wurden aber keine Belege im analysierten Text festgestellt. Die Elemente der Klasse 5 der paradigmatischen PMA entsprechen den traditionellen Gliedsätzen. (Vgl. Darski 2004: 174).

³⁴ (Vgl. Darski 2004: 172f.).

Die Einleitungselemente der Gruppe **B4** können um Äußerungsglieder weiteren Grades erweitert werden:

(14a) *Das und noch mehr versichern wir unseren freundlicherweise anwesenden Ehrenvorsitzenden, **denen herzlich zu danken** die Deutsch-Polnische Friedhofsgesellschaft allen Grund hat.*

Die präsentierten Ergebnisse basieren nur auf der Analyse der Erzählung „Unkenrufe“ von Günter Grass und erheben deshalb keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit im Deutschen.

Bibliographie:

- GRASS, G., 1994, Unkenrufe, München.
- DARSKI, J., 2004, Linguistisches Analysemodell. Definitionen grundlegender grammatischer Begriffe, 2., völlig neu bearbeitete und ergänzte Auflage, Poznań.
- EISENBERG, P./ PETERS, J./ GALLMANN, P./ FABRICIUS-HANSEN, C./ NÜBLING, D./ BARZ, I./ FRITZ, T.A./ FIEHLER, R., 2005, DUDEN. Die Grammatik. 7., völlig neu erarbeitete und erweiterte Auflage. Herausgegeben von der Dudenredaktion, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- ENGEL, U., 1972, Regeln zur „Satzgliedfolge“. Zur Stellung der Elemente im einfachen Verbalsatz. In: Linguistische Studien I (=Sprache der Gegenwart), Düsseldorf, S. 17-75.
- EROMS, H.-W., 2000, Syntax der deutschen Sprache, Berlin/New York.
- HOBERG, U., 1997, Die Linearstruktur des Satzes. In: Zifonun, G./ Hoffmann, L./ Strecker, B. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. (3 Bde.), Berlin, S. 1498-1680.
- MIKOŁAJCZYK, B., 1996, Äußerungsgliedfolge im Deutschen [nicht veröffentlichte Doktorarbeit an der Adam – Mickiewicz – Universität in Poznań].
- RADOJEWSKA, M., 2008, Die Wortfolge in der Erzählung ‘Unkenrufe’ von Günter Grass, Frankfurt am Main.
- WEINRICH, H., 1993, Textgrammatik der deutschen Sprache, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich.
- ZIFONUN, G./HOFFMANN, L./STRECKER, B., 1997, Grammatik der deutschen Sprache, (3 Bde.), Berlin.



Hanna Biaduń-Grabarek/Józef Grabarek



Der Fremdsprachenunterricht in polnischen Schulen am Beispiel der Stadt Thorn – der heutige Stand und die Präferenzen der Schüler

1. Einleitung

Im Rahmen dieses Beitrags werden die Präferenzen der polnischen Schüler hinsichtlich des Fremdsprachenerlernens mit dem Stand des Fremdsprachenunterrichts in polnischen Schulen verglichen. Zu diesem Zweck wurden einige Schulen ausgewählt, in denen die Schüler einen Fragebogen ausfüllten. In der Umfrage wurden die Schüler u.a. gefragt:

- welche Sprachen und wie lange sie lernen,
- welche Sprachen und aus welchem Grund sie lernen würden, wenn sie die freie Wahl hätten.

Bei der letzten Frage wurde eine Liste von Sprachen vorgelegt, die in Polen als Fremdsprachen in den Schulen unterrichtet werden, denn bei freier Wahl würden die Schüler sicherlich exotische Sprachen vorschlagen, um zu zeigen, dass sie von diesen Sprachen gehört haben oder ganz einfach aus Spaß.

Ein Nebenziel war die Bestimmung der Position des Deutschen unter den Fremdsprachen in polnischen Schulen.

Die Untersuchungen wurden in verschiedenen Orten in ganz Polen durchgeführt:

- in großen und größeren Städten,
- in Kleinstädten und Dörfern.

Die Untersuchung in den Dörfern musste mit der in Kleinstädten gekoppelt werden, weil es in den Dörfern nur ganz selten zum Abitur führende Schulen gibt.

Die Befragung wurde durchgeführt:

- in Grundschulen,
- in den Aufbaugrundschulen, die in Polen Gymnasien genannt werden,
- in Gymnasien oder allgemeinbildenden Oberschulen, die in Polen Lyzeen genannt werden,
- in Berufsschulen,
- in Fachschulen, die auch Fachlyzeen genannt werden.

Dadurch sollte ein komplexes Bild der Situation des Fremdsprachenunterrichts in Polen erfasst und mit den Vorstellungen/Wünschen der jungen Menschen konfrontiert werden.

Im vorliegenden Beitrag werden Ergebnisse der Befragung in Toruń (Thorn) präsentiert. Es ist eine mittelgroße Stadt im ehemals preußisch-deutschen Teil Polens, in der wissenschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Kontakte mit Deutschland gepflegt werden.

2. Zur Situation des Fremdsprachenunterrichts in Europa und in Polen

Die EU-Kommission hat auf Grund einer Umfrage unter fast 30 000 EU-Bürgern aller 25 Mitgliedstaaten feststellen können, dass die deutsche Sprache das Französische auf dem zweiten Platz abgelöst habe, nachdem der EU im Mai 2004 zehn neue Staaten beigetreten waren (vor dem Beitritt Rumäniens und Bulgariens am 1. Januar 2007). 12 Prozent der Befragten gaben an, neben ihrer Muttersprache auch Deutsch zu sprechen. Englisch lag mit 34 Prozent unangefochten auf dem ersten Platz. Das Französische kam auf 11 Prozent. Darauf folgten Spanisch und Russisch mit je 5 Prozent. Auch die starke Stellung des Russischen rührt von der EU-Erweiterung her (nach: *Eurobarometer: Europeans and Languages* veröffentlicht auf den *Public-Opinion-Seiten* der Europäischen Kommission).

Die Situation des Deutschen ist also nicht so tragisch, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Die Rolle einer internationalen Verkehrssprache verdankt das Deutsche der Sprachpolitik der DDR, die erzwungen hat, dass im ganzen Ostblock in erster Linie Deutsch als zweite Fremdsprache nach dem Russischen unterrichtet wurde. So gab es auch mehr Institutionen für die Ausbildung der Deutschlehrer als für die Ausbildung der Englisch- oder Französischlehrer. Als nach der Wende das Russische seine führende Rolle verloren hat, waren die germanistischen Institute und Lehrstühle imstande, die Anzahl der Studenten zu verdreifachen, sogar zu vervierfachen. Die Anglisten haben dies erst einige Jahre später tun können. Kurz vor der Jahrtausendwende begann die Verdrängung des Deutschen durch das Englische, und zwar nicht nur in Polen, sondern auch in allen Staaten des ehemaligen Ostblocks. Angaben zum Deutsch- und Englischunterricht in Ungarn enthält die Tabelle 1.

Tab. 1 Deutsch- und Englischunterricht in Ungarn

Land	1990/91		1998/9	
	Deutsch	Englisch	Deutsch	Englisch
Ungarn	über 450 000	über 230 000	fast 595 000	über 590 000

Im Schuljahr 1990/91 lernten noch über 150 000 junge Ungarn Russisch. Es war damals die dritte Fremdsprache. In Polen war Russisch bis Mitte der neunziger Jahre in manchen Schulen und Gebieten sogar die dominierende Fremdsprache. Noch

im Schuljahr 1992/93 lernten Russisch etwa 34% der Schüler, während Englisch und Deutsch insgesamt 34,2%.

Sylwia Firyn (2007: 14) nennt vier Faktoren für den hohen Prozentsatz der Russischlerner:

- viele Schüler haben noch vor der Wende angefangen, diese Sprache zu lernen und haben dies nach der Wende fortgesetzt;
- es mangelte damals an Lehrern für westeuropäische Sprachen;
- manche Schüler haben sich für das Lernen des Russischen entschlossen, weil sie glaubten, dass Russisch für sie einfacher wäre als eine westeuropäische Sprache;
- der Osten Polens, d.h. auf dem Gebiet, das vor 1918 zum Kaiserreich Russland gehörte, erfreut sich das Russische bis heute einer viel größeren Popularität als im übrigen Teil des Landes (Woiwodschaften Lublin/Lubelskie, Podlachien/Podlaskie, Masowien/Mazowieckie; z.T. auch Heiligkreuz/Świętokrzyskie und Kujawien-Pommern/Kjawsko-Pomorskie).

Es sei darauf hingewiesen, dass der Osten und Nordosten des Landes alltägliche Kontakte (z.B. Handel) mit Russen aus der Oblast Kaliningrad (Woiwodschaft Ermeland-Masuren/Warmińsko-Mazurskie), mit Weißrussen (Woiwodschaft Podlachien) und mit Ukrainern (Woiwodschaft Lublin und Karpatenvorland/Podkarpackie) pflegt. Mit diesen Menschen wird meist Russisch gesprochen.

Sieben Jahre später (Schuljahr 1999/2000) haben sich die Relationen völlig verändert. Russisch lernten 16% der Schüler, Deutsch nicht ganze 31%, Englisch dagegen fast 47%. Auch die Anzahl der Französischlerner ist in dieser Zeit von 3,2 auf 4,2% gestiegen. Diese Tendenz beobachten wir auch nach dem Jahre 2000. In dieser Zeit vergrößert sich der Vorsprung des Englischen auf Kosten des Russischen und des Französischen. Die Anzahl der Deutschlerner bleibt konstant (s. Tabelle 2).

Tab. 2 Struktur des FSU in Polen in den Jahren 2000-2004

Sprache	Englisch	Deutsch	Russisch	Französisch	andere
2000/2001	53%	31%	11%	2%	1%
2003/2004	59%	31%	6%	3%	1%
2004/2005	77,1%	43,4%	5%	4,4%	1,5
2005/2006	80,0%	44,3%	4,8%	4,3%	1,5

Die Situation veränderte sich von Jahr zu Jahr und die Anzahl der Englisch- und Deutschlerner stieg rapide. Dies war das Ergebnis der Einführung des obligatorischen und fakultativen Fremdsprachenunterrichts in den Grundschulen, wo in erster Linie Englisch, dann Deutsch unterrichtet wird. Es sei hinzugefügt, dass die absoluten Zahlen nicht so rapide stiegen, da die Anzahl der Jahrgänge infolge der niedrigen Geburtenrate von Jahr zu Jahr kleiner wurde (etwa um 1-2%).

Im Schuljahr 2007/2008 haben 4 150 820 (72,4% der Gesamtzahl) Schüler Englisch als Pflichtfach gelernt, 1 746 000 Deutsch (30,4%), 264 440 Russisch (4,6%),

148 550 Französisch (2,6%), 31 410 Latein (0,5%), 16 500 Spanisch (0,3%), 11 110 Italienisch (0,2%), und 7 590 (0,1%) andere Sprachen gewählt.

Diese Tendenzen im Fremdsprachenunterricht finden Widerspiegelung bei der Wahl der Fremdsprachen als Abiturfach. 2007 haben 77% der Abiturienten in der Reifeprüfung Englisch, 17% Deutsch, 6% Russisch (vor allem im Fachlyzeenlyzeum und in den Aufbaufachschulen), 1 % in Französisch und weniger als 0,2 % Italienisch und Spanisch gewählt. [Trzcińska 2007: 70]

Zuerst hat das Ministerium das Englische als erste Fremdsprache eingeführt. Nach der Verordnung von Roman Giertych (17.07.2006) sollte Englisch ab der ersten Klasse der Grundschule als obligatorische Fremdsprache unterrichtet werden. Seine Nachfolgerin Katarzyna Hall veränderte diese Verordnung und Englisch muss erst ab Gymnasium unterrichtet werden (wenn nicht als erste, dann als zweite Fremdsprache). Die zweite Fremdsprache ist ab Gymnasium (Aufbaustufe der Grundschule) obligatorisch, in der Grundschule kann die zweite Fremdsprache ab der vierten Klasse unterrichtet werden. Die Schulen haben in dieser Hinsicht freie Hand. Sie können mit dem Unterricht der zweiten Fremdsprache auch früher oder überhaupt nicht beginnen. Wenn die zweite Fremdsprache unterrichtet wird, ist sie ein Pflichtfach. So wird die erste Sprache im Durchschnitt 12 und die zweite 6-8 Jahre unterrichtet.

Das Ministerium nimmt an, dass der Absolvent der polnischen Schulen zwei Fremdsprachen beherrschen wird (vgl. Superexpress 25.08.2008), was aber bezweifelt werden muss. Warum?

Wir beginnen mit den Bedingungen für den erfolgreichen Fremdsprachenunterricht:

- guter Lehrer (gute Sprachkenntnisse, gute methodische Vorbereitung zur Arbeit mit der betreffenden Altersgruppe), der sich nur auf die Arbeit in der Schule konzentriert;
- mindestens 4 Stunden in der Woche, mindestens 3;
- motivierter Lerner, der von den Sprachkenntnissen Gebrauch machen kann;
- Gruppen bis 12 Lerner, am besten mit 6 Lernern.

Keine der hier genannten Grundbedingungen ist in Polen völlig erfüllt.

Nur ein Teil der Lehrer ist sowohl sprachlich als auch methodisch gut vorbereitet. Absolventen des Fernstudiums verfügen meistens über so geringe Sprachkenntnisse, dass sie als unzureichend bezeichnet werden können. Eben diese Philologen gehen in erster Linie in die Schule, denn für die Arbeit als Übersetzer/Dolmetscher eignen sie sich nicht. Um die Arbeit als Übersetzer/Dolmetscher bewerben sich die besten Absolventen des Universitätsstudiums. Für sie ist das auf das Übersetzen und Dolmetschen orientierte Studium viel interessanter als das Fremdsprachenlehrer-Studium (vgl. Universität Gdańsk).

Vier Stunden in der Woche gibt es in den normalen Grundschulen und Gymnasien kaum, nur die profilierten Schulen mit erweitertem Fremdsprachenunterricht erfüllen diese Bedingung. Für die zweite Sprache sind zwei Stunden in der Woche vorgesehen. Mehr Unterrichtsstunden gibt es erst in den dreijährigen Lyzeen,

wo aber eigentlich nur fünf Semester unterrichtet wird. Von dem Niveau des Fremdsprachenunterrichts in den Schulen zeugen tausende von privaten sog. Fremdsprachenschulen. Das Niveau ist hier etwas besser, doch nicht ganz gut, denn auch hier unterrichten Lehrer mit Bildungslücken und einem unzureichenden Handapparat. Außerdem hat ein Teil der Kursteilnehmer keine Motivation zum Lernen.

Größere Erfolge im FSU werden durch das polnische Schulsystem verhindert. Eine neunjährige Grundschule, deren Aufbaustadium verschleiernd Gymnasium genannt wird und in der alle Schüler lernen müssen, muss früher oder später abgeschafft werden. Die Annahme, dass die schlechten Schüler unter dem Einfluss der guten besser lernen werden, ist absolut unbegründet. Es ist gerade umgekehrt. Die faulen Schüler terrorisieren die fleißigen und zwingen dazu, zusammen den Lehrer zu boykottieren. Außerdem lernen die begabten Schüler faul zu sein, denn sie haben auch beim Nichtstun ein ausreichendes Wissen, um eine positive Note zu bekommen. So haben die Absolventen dieser Schulen nur ein minimales allgemeines Sprachwissen. Es gibt selbstverständlich Ausnahmen (bestimmte private Schulen, renommierte Aufbaugrundschulen/Gymnasien usw., wo die Schüler motiviert sind, viel zu lernen). Viel zu groß sind auch die Unterrichtsgruppen, die meist über 20 Schüler zählen. Der größte Pseudoreformator Mirosław Handke kannte wohl das polnische Sprichwort nicht (keine direkte Entsprechung im Deutschen) über den Löffel Teer, der ein Fass Honig verdirbt; er dachte wohl, dass ein Löffel Honig ein Fass Teer essbar macht.

Es entstanden in den letzten Jahren viele Privatschulen. Sie lassen sich in zwei Gruppen einteilen:

- Schulen mit hohen Ansprüchen und mit hohem Niveau;
- Schulen mit einem niedrigen Niveau, in denen die faulen und unbegabten Kinder der reichen Eltern einen Abschluss erzielen können.

In den privaten und gesellschaftlichen, gebührenpflichtigen Schulen ist die Anzahl der Schüler in der Klasse entschieden kleiner. Die Angaben des Statistischen Hauptamtes für das Schuljahr 2007/2008 werden in der Tabelle 3 präsentiert.

Tab. 3 Durchschnittliche Anzahl der Schüler in der Klasse

Schultyp	durchschnittliche Anzahl der Schüler in der Klasse	
	staatlich	privat/gesellschaftlich
Grundschule	19,2	12,1
Aufbaugrundschule/Gymnasium	23,6	16,0
Gymnasium/Lyzeum	29,3	22,4

Die kleinen Zahlen der Schüler in den staatlichen Grundschulen resultieren daraus, dass es auf dem Lande ganz kleine Klassen gibt, da dort die Anzahl der Kinder stark gesunken ist. In den Städten sind die Klassen zahlreicher.

Dieser neunjährigen Grundschule folgt ein theoretisch dreijähriges Lyzeum/Gymnasium, praktisch endet aber der Unterricht mit dem fünften Semester. Ins Lyzeum sollten nur die begabten Absolventen der Grundschule/des Gymnasiums gehen. Dies ist aber nicht der Fall. In diesen Typ der Schule gehen mehr als 66% Absolventen der Grundschule. Dies übt auch einen negativen Einfluss auf das Unterrichtsniveau aus. So sind auch die Anforderungen beim Abitur, besonders im Falle der Grundstufe, so gering, dass man sie fast ohne Sprachkenntnisse erfüllen kann. Auch das allgemeine Wissen ist bedrückend.

An der Nicolaus-Copernicus-Universität wurde ein Projekt vorbereitet, in dessen Rahmen die Präferenzen der Schüler untersucht werden sollen. Den Anstoß dazu gaben:

- die sinkende Zahl der Kandidaten für das Germanistikstudium,
- der Beitrag von Ewa Rok (Uni Rzeszów), die die Präferenzen der Rzeszówer Schüler untersuchte,
- Probleme der Germanisten auf dem Arbeitsmarkt.

Bei der Erarbeitung des Fragebogens wurde zuerst gefragt, ob die sozialen Aspekte berücksichtigt werden sollen, in deren Rahmen zwischen sehr gut, gut, ausreichend, schlecht und sehr schlecht situierten Familien unterschieden werden könnte. Eine derartige Unterscheidung kommt bei Ewa Rok (o.J.: 299) vor. Hier wurde auf eine derartige Unterscheidung verzichtet. Dazu haben folgende Faktoren beigetragen:

- die Frage nach dem sozialen Status der Familie des Befragten ist für die ärmeren Schüler keine angenehme Frage und wird nicht immer wahrheitsgetreu beantwortet, denn die Schüler schämen sich oft, dass sie zu der armen Schicht der Bevölkerung gehören;
- die Einschätzung der Situation durch den Schüler ist nicht immer richtig, denn nicht jeder versteht z.B. unter dem Begriff „schlecht“ dasselbe;
- die von Ewa Rok festgestellten Unterschiede zwischen den Schülern aus verschiedenen sozialen Gruppen sind nicht groß.

Bei der letzten Feststellung sei bemerkt, dass der Fragebogen von Ewa Rok zwei sich überschneidende Begründungen des Fremdsprachenlernens enthält:

- Reise in ein anderes/fremdes Land,
- Gebrauch der Fremdsprache in der Berufsarbeit.

Die Tatsache, dass die Schüler in ein anderes Land fahren möchten, hat ein gemeinsames Überlappungsgebiet mit der Feststellung, dass sie die Fremdsprache in ihrer künftigen Berufsarbeit brauchen werden. Viele fahren ins Ausland, um dort zu arbeiten.

Es wurde auch auf die Unterscheidung zwischen Schülerinnen und Schülern verzichtet, denn auch in diesem Bereich sind die Unterschiede so klein, dass es sich um einen statistischen Fehler handeln kann (vgl. Rok o.J.: 300).

Es wird auch vorausgesetzt, dass derjenige, der das erweiterte Fremdsprachena-bitur (in Englisch, Deutsch, Russisch, Italienisch, Französisch oder Spanisch, und ab

2007 auch Slowakisch, Schwedisch oder Portugiesisch) besteht, der Fremdsprache auf der Leistungsstufe B2 fähig sein wird, was aber auch bezweifelt werden muss.

3. Der Fragebogen und die Ergebnisse der Befragung

Der Fragebogen besteht aus 10 Fragen. Die Antworten auf diese Fragen werden anschließend kurz präsentiert. Die Befragung wurde im Schuljahr 2007/2008 durchgeführt. Der Fragebogen (siehe Anhang) ist in polnischer Sprache verfasst, damit ihn alle Schüler gut verstehen und dann ohne Schwierigkeiten die Antworten geben können.

Frage 1: Welche Sprachen kennst du? Welche Sprachen lernst du?

Alle Thorner Schüler lernten im Schuljahr 2007/2008 Englisch und 100% der Gymnasiasten lernten Deutsch. Im Gymnasium/Aufbaustufe der Grundschule ist die zweite Fremdsprache ein Pflichtfach und alle Schüler entschlossen sich für das Deutsche. Die große Popularität des Deutschen ergab sich in einem hohen Ausmaß auch daraus, dass es in Gymnasien keine Lehrer der anderen Sprachen gab. Im Lyzeum lernten fast 70% der Schüler Deutsch. Hier spielten dieselben Faktoren (Entscheidung der Schüler, Mangel an Lehrern einer anderen Sprache) eine Rolle. In der Grundschule, wo die zweite Sprache erst kurz davor eingeführt wurde, lernten nur 11% der Schüler Deutsch. Zur Popularität des Deutschen haben in Thorn historische Aspekte und gute Kontakte zu Deutschen beigetragen. Die Stadt wurde durch den Deutschorden gegründet und hier lebten immer Deutsche und Polen nebeneinander. Nach den Teilungen Polens lag Thorn im Königreich Preußen, dann im Kaiserreich Deutschland. 1910 (Volkszählung) zählte die Stadt über 46 000 Einwohner. Davon waren über 30 000 Deutsche, was etwa 66% der Bevölkerung ausmachte. In der Zwischenkriegszeit sank die Anzahl der Deutschen auf 4% (im Jahre 1939). Während des Zweiten Weltkrieges stieg die Anzahl der Deutschen wieder. Gegen Ende des Krieges und nach dem Krieg haben fast alle Deutschen die Stadt verlassen müssen.

Viele heutige Thorner haben Verwandte in Deutschland, es gibt auch ziemlich viele deutsch-polnische Ehen. Von Bedeutung sind auch die wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und Handelskontakte mit Deutschland.

Die Relevanz des Russischen, das bis zur politischen Wende die dominierende Fremdsprache war, hat nach 1989 extrem abgenommen. Im Schuljahr 2007/2008 lernten nur etwa 2% der Schüler Russisch. Das resultiert aus der kulturell-wirtschaftlichen Umorientierung nach der Wende. Viele Schüler haben jedoch den Wunsch und die Absicht geäußert, in Zukunft Russisch zu lernen. Der Nachbarstaat Russland ist ein wichtiger Wirtschaftspartner Polens.

Sehr viele befragte Lyzeenschüler lernen Latein (fast 80%), das in manchen Kreisen als „die Mutter aller Sprachen“ geschätzt wird. Diese Sprache wählen auch diejenigen, die in Zukunft Medizin oder Theologie studieren wollen.

Erstaunlich ist die hohe Anzahl der Italienischlerner in den Lyzeen (fast 25%). In den Grundschulen (5%) und Gymnasien (nicht ganze 3%) gab es entschieden weniger Italienischlerner. Spanisch lernte kein Grundschüler und Französisch kein Lyzealist. Sonst lag die Zahl der Lerner dieser Sprachen weit unter 10%.

Frage 2: Wann beginnst du die erste Fremdsprache zu lernen?

91% der Grundschüler, 56% der Gymnasiasten und 38% der Lyzealisten haben angefangen, mit dem Beginn der Grundschule oder noch davor die erste Fremdsprache zu lernen. Die hohen Prozentsätze der Gymnasiasten und Lyzealisten (beide über 40%), die erst in der vierten Klasse die erste Fremdsprache zu lernen begannen, resultiert daraus, dass bis Anfang des 21. Jhs. der Fremdsprachenunterricht erst in der vierten Klasse der Grundschule begann. An die 40% der Grundschüler, an die 30% der Gymnasiasten und an die 20% der Lyzealisten begannen noch vor der Grundschule die erste Fremdsprache zu lernen.

Frage 3: Wann beginnst du, die zweite Fremdsprache zu lernen?

Nur 13% der Grundschüler lernten eine zweite Fremdsprache. Die zweite Fremdsprache als fakultatives Fach wurde in den Grundschulen erst kurz davor eingeführt. Die meisten Gymnasiasten (über 80%) haben in der fünften Klasse der Grundschule die zweite Fremdsprache zu lernen begonnen. Die Gründe dafür sind hier gleich wie bei den Grundschulern. Bei den Lyzealisten lassen sich in diesem Zusammenhang drei wichtige Punkte feststellen: Lyzeum (fast 45%), Gymnasium (fast 20%) und vierte Klasse der Grundschule (fast 25%). Dies zeugt davon, dass der Unterricht der zweiten Fremdsprache ab der vierten Klasse der Grundschule nach dem Jahr 2000 seltener war als früher.

Frage 4: Wo lernst du die Fremdsprachen?

Jeder befragte Schüler lernt die Fremdsprachen in der Schule. Charakteristisch ist aber, dass der Anteil des außerschulischen Fremdsprachenunterrichts mit dem Schultyp zunimmt. In der Grundschule sind es etwa 30% (etwa 10% in den Sprachkursen und etwa 20% im Privatunterricht), im Gymnasium fast 45% (etwa 15% in den Sprachkursen und etwa 30% im Privatunterricht) und im Lyzeum über 60% (etwa 25% in den Sprachkursen und etwa 35% im Privatunterricht). Die Tendenz beim Selbstlernen ist entgegengesetzt (über 40% der Grundschüler, an die 30% der Gymnasiasten und an die 15% der Lyzealisten).

Wo sind die Ursachen für den steigenden außerschulischen Unterricht zu suchen? Es lassen sich vier Hauptgründe annehmen:

- das auf den schwachen Schüler orientierte polnische Schulsystem gibt den guten Schülern keine Möglichkeit, die Fremdsprachen richtig zu erlernen, denn die schwachen und faulen Schüler schaffen es nicht, eine Fremdsprache anständig zu beherrschen; die lernschwachen Schüler, die als hemmender Faktor bezeichnet werden, erhalten nur selten Ausgleichunterricht und müssen deshalb Privatstunden nehmen, wenn sie Versäumtes nachholen wollen.

- die Anzahl der Unterrichtsstunden ist zu klein;
- die Schüler brauchen eine gute Beherrschung der Fremdsprache(n) für das Abitur; die besseren Schüler wollen auch bessere Noten bekommen.
- die besseren Schüler wollen auch weitere Sprachen erlernen.

Frage 5: Die Kenntnis welcher Sprachen hältst du für wichtig/unverzichtbar im Berufsleben?

Englisch von allen Schülern und Deutsch von 62% der Grundschüler, 54% der Gymnasiasten und 49% der Lyzealisten werden als Sprachen genannt, die sie später in ihrer Berufsarbeit brauchen werden. Die anderen Sprachen liegen weit hinten.

Frage 6: Wie viel und welche Fremdsprachen möchtest du lernen? Hierarchisiere diese Sprachen!

Die Schüler waren sich dessen bewusst, dass sie mehr als eine Fremdsprache beherrschen sollen. Die Grundschüler dachten an drei, die Gymnasiasten und Lyzealisten an 3-4. Auch hier steht Englisch an erster Stelle. 80% der Grundschüler, 74% der Gymnasiasten und 60% der Lyzealisten nannten diese Sprache an erster Stelle. Es gab nur in den Lyzeen eine sehr kleine Gruppe von Schülern, die Englisch nicht genannt haben. Um den zweiten Platz ringen in der Grundschule das Deutsche (64%) und das Französische (50%) und das Italienische (55%); im Gymnasium das Spanische (59%), Französische (64%) und Deutsche 48%); im Lyzeum das Spanische (59%), Französische (59%) und Italienische (59%). Das Deutsche belegt in der Rangordnung den fünften Platz (36%). So konnte festgestellt werden, dass die Präferenzen für das Englische und das Deutsche mit dem Alter abnehmen (Deutsch entsprechend 64%, 48% und 36%). Stark steigen die Präferenzen für das Spanische (21%, 59%, 59%). Dies lässt sich dadurch erklären, dass Spanien und Lateinamerika Ziele der polnischen Urlauber sind.

Frage 7: In welchem der angegebenen Bereiche möchtest du Fremdsprachenkenntnisse anwenden?

Es wurden 10 Bereiche zur Wahl gegeben. Absolut führend sind drei: Kontakte mit den Ausländern, Reise/Urlaub, Arbeit im Ausland. Die nächsten Plätze belegten Arbeit im Inland und Studium im Ausland.

Bereich	Grundschule	Gymnasium	Lyzeum
Kontakte mit Ausländern	fast 70%	über 70%	über 85%
Reise/Urlaub	über 70%	über 60%	über 80%
Arbeit im Ausland	über 70%	über 70%	fast 75%
Arbeit im Inland	etwa 30%	über 50%	fast 65%
Studium im Ausland	fast 50%	über 55%	über 25%

Diesen Bereichen folgten: das Surfen im Internet, fremdsprachige elektronische Medien (fremdsprachiges Fernsehen, fremdsprachige Musiksender), fremdsprachige Printmedien (Mode, Sport, Automobil), das Einkaufen (Internet, Geschäfte, Kataloge der Versandhäuser) und die Protzerei. Die Protzerei ist charakteristisch für die junge Generation der polnischen Journalisten, auch wenn sie die Fremdsprache ganz schlecht beherrschen.

Frage 8: Wie viele Fremdsprachen sollte deiner Meinung nach ein Pole sprechen, um ein richtiger Europäer zu sein und sich frei in der Welt bewegen zu können?

Was die Anzahl der Fremdsprachen betrifft, die ein Pole sprechen soll, wenn er ein richtiger Europäer sein sollte und sich frei in der Welt bewegen könnte, so schwanken die Angaben zwischen einer und mehr als fünf. Meist wurden drei, zwei und vier genannt:

Anzahl der Fremdsprachen	Grundschule	Gymnasium	Lyzeum
drei	fast 30%	über 45%	fast 40%
zwei	fast 20%	über 20%	fast 40%
vier	fast 25%	fast 20%	fast 10%
eine	fast 10 %	fast 5%	über 10%
fünf	fast 10%	über 10%	etwa 3%
mehr als fünf	fast 10%	etwa 3%	über 2%

Frage 9: Wann soll der Fremdsprachenunterricht beginnen?

Was den Anfang des Fremdsprachenunterrichts betrifft, so plädieren die Grundschüler meist für die Grundschule (über 50%), die Gymnasiasten für den Kindergarten (fast 65%) und die Lyzealisten für die Grundschule (fast 60%). Das Erlernen der zweiten Fremdsprache soll nach den Gymnasiasten (fast 80%) und Lyzealisten (fast 55%) in der Grundschule beginnen. Unter den Grundschulern gaben hier über 40% keine Antwort und über 35% nannten die Grundschule. Bei der dritten Fremdsprache gehen die Meinungen auseinander (Gymnasium oder die übergymnasiale Stufe).

Frage 10: Ist es sinnvoll, Fremdsprachen im Ausland zu lernen?

Weit über 80% der Schüler (Grundschule über 80%, Gymnasium und Lyzeum über 85%) halten es für sinnvoll, Fremdsprachen im Ausland zu lernen.

4. Zusammenfassende Schlussgedanken

Die generelle Schlussfolgerung lautet, dass sich die befragten Schüler dessen bewusst sind, dass die Fremdsprachenkenntnisse für ihre weitere Karriere unabdingbar sind und dass dabei die Kenntnis von mehr als einer Fremdsprache erforderlich ist. So soll das Ministerium den möglichst frühen gleichzeitigen Erwerb zweier Fremdsprachen einführen. Dazu ist wohl die Grundschule geeignet. Die Einführung des Fremdsprachenunterrichts

im Kindergarten ist u.E. nur bedingt empfehlenswert. Es sollte auch erwogen werden, ob und wann eine dritte Fremdsprache eingeführt werden könnte.

Ein zweites Ziel der Befragung war die Ermittlung der Situation des Deutschen. Die Situation des Deutschen und dadurch der Germanistiken ist nicht so schlecht, wie es noch vor zwei Jahren schien, denn Deutsch wird in Polen als zweite Fremdsprache unterrichtet. Es ist heutzutage auch möglich, dass die Schüler Deutsch als erste Sprache lernen. In den Kommentaren und beigelegten Bemerkungen wurde oft festgestellt, dass Deutsch für die Polen eine wichtige Fremdsprache ist, und die Mehrheit der befragten Schüler lernt oder lernen will. Deutschland ist unser wichtigster Handelspartner und ein großer Arbeitsmarkt. In Deutschland arbeiten Hunderttausende und studieren Zehntausende Polen. Eine ganz neue Erscheinung ist das Wohnen in Deutschland und das Arbeiten in Polen.

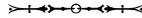
Bibliographie:

- Firyn, Sylwia (2007): *Der Deutschunterricht in Polen an der Schwelle des 21. Jahrhunderts – Stand und Aussichten*, in: Sander, Gerald G. (Hrsg.): *Deutsch als Sprachenbrücke in Mittel- und Osteuropa*, Hamburg, S. 9-28.
- Myczko Kazimiera (2003): *Deutsch als zweite Fremdsprache in Polen*, in: Franciszek Gruca/ Verband Polnischen Germanisten (Hrsg.), *Deutsch- Polnische und Gesamteuropäische Integration in Forschung, Lehre und Öffentlichkeitsarbeit der (polnischen) Germanistik*. Warszawa, S. 237-241.
- Szul Roman (2003): *Europa językowa*, in: *Języki obce w szkole 6/2003*, Warszawa, 5-26.
- Superexpres (25.08.2008): *Uczniowie powinni znać dwa języki obce*. Interview mit Katarzyna Hall.
- Targońska Joanna (2002): *Nauczanie języka niemieckiego jako drugiego języka obcego. Charakterystyka, specyfika, wady i zalety nauczania niemieckiego po angielskim*, in: *Języki obce w szkole 3/2002*, Warszawa, S. 30-37.
- Thierse Wolfgang (2004): *The German Language and the linguistic Diversity of Europe*, in: Gardt Andreas /Hüppauf Bernd (Hg.): *Globalization and the Future of German*, Berlin, S. 187-196.
- Trzcińska Beata (2007): *Egzamin maturalny z języków obcych 2007*, in: *Języki obce w szkole 5/2007*, Warszawa, S. 70-74.

Internetquellen

- Eurydyce/Eurostat: *Schlüsselzahlen zum Erlernen der Fremdsprachen in Europa – Ausgabe 2008*, www.eacea.ec.europa.eu/education/eurydyce/.../key_data.../095DE.pdf
- Ständige Arbeitsgruppe Deutsch als Fremdsprache (StADaF 2005): *Deutsch als Fremdsprache weltweit*. Datenerhebung 2005, Berlin/Bonn/München/Köln, www.goethe.de/uun/pub/de18483.htm
- Rok, Ewa *Zapotrzebowanie na naukę języków obcych wśród uczniów szkół średnich w Rzeszowie jako wyraz poszukiwania swojej szansy rozwojowej*, www.univ.rzeszow.pl/ekonomia/Zeszyt7/27_Rok.pdf

Marek Perlikiewicz



Zur Rolle der Literaturverfilmungen und Filmadaptionen im Studium der Germanistik

In der Didaktik des Studienfachs Geschichte der Literatur des deutschen Sprachraumes im Philologiestudium werden neben der Vorlesung andere traditionelle akademische Lehrformen, wie Literaturseminar oder –konversatorium, angewandt. Unter dem Begriff *Literaturseminar* ist eine Lehrveranstaltung zu verstehen, in der Studenten unter wissenschaftlicher Anleitung ihr literarisches Fachwissen durch eine Übungsform erweitern und Themen erarbeiten, ein *Konversatorium* dagegen strebt als Lehrveranstaltung eine Verbindung der Vorlesung mit dem das Wissen der Studenten übenden und ordnenden Teil an, in dem auch Gespräche über das Fach ihren Platz haben können.

Der überaus wichtigen Vorlesung kommt die Aufgabe zu, einen sozialen, geschichtlichen und philosophischen Kontext der einzelnen Literaturepochen zu umreißen. Im Weiteren werden hier herausragende Dichter und Philosophen präsentiert, literarische Programme und anerkannte Werke samt ihrer Problematik analysiert. Ein besonderes Augenmerk richtet man auf jene Autoren und Werke, die andere Dichter und Epochen nachhaltig beeinflusst und schöpferisch angeregt haben. Häufig erschließen sich daraus die produktivsten, zugleich auch wundersamsten und unverhofftesten Verknüpfungen und Verkettungen, Zusammenhänge aller Art, von unvergänglichem kulturhistorischem Wert und Gepräge gekennzeichnet, die über die Grenzen der deutschen, österreichischen und schweizerischen Nationalliteratur hinausgehen.

Seminare und leider viel zu selten praktizierte Konversatorien ermöglichen es erst recht, die in Vorlesungen dargebotenen Inhalte zu diskutieren und zu vertiefen. Die Arbeit in einer Seminargruppe ermöglicht dem Studenten ein unmittelbares und präzises Eingehen auf die in der Vorlesung angedeutete Werkproblematik und -analyse. Geübt wird dabei die Technik der schriftlichen Arbeit und des mündlichen Vortrags.

Am Anfang des neuen Semesters erfahren die Studenten aus dem erstellten obligatorischen und fakultativen Lektüre-Kanon, welche Autoren und Werke im Seminar analysiert und welche Texte zusätzlich für die Prüfung gelesen werden sollten.

Das Studium der deutschsprachigen Literatur sollte eine offene Struktur aufweisen und sich vielmehr mit einer praktisch-produktiven Erfahrung verbinden als mit einer mühseligen Aneignung des enzyklopädischen Wissens.

Die unerlässliche akademische Textlektüre und –analyse veranschaulichen an dieser Stelle eine Komplexität, der man in den verschwommenen Begriffsbestimmungen nur schwerlich ausweichen kann. Die Tatsache bleibt, dass die seit eh und je dogmatisierte Forderung der Literaturgeschichtslehrer nach der Lektüre kanonischer Texte der schönen Literatur (Belletristik) nach wie vor ein unantastbares Prinzip des Philologiestudiums ist, das die Studenten nicht umgehen können. Die philologischen Kreise kreierte zunächst und verabsolutierten sodann im Laufe der akademischen Tradition allgemeingültige Prinzipien, dichterische Texte zu alphabetisieren. Die Vorrangigkeit geschriebener und gedruckter Texte wurde später durch die Aufklärung dauerhaft verstärkt.

Die moderne Neuphilologie unterliegt heutzutage immer noch grundlegenden strukturellen Veränderungen, deren Anfänge paradoxerweise in ihrer Geburtsstunde des 19. Jahrhunderts liegen. Das literaturgeschichtliche Studium, also auch das Studium der deutschsprachigen Literatur, sollte eine umfassendere philologische Einstellung des Studierenden implizieren, die ihm eine vielschichtige Rezeption der wahrgenommenen Kulturerscheinungen und –botschaften ermöglicht. Dies bedeutet eine Bereicherung des bis dahin alphabetisierten Textes um neue audiovisuelle Medien, die den Studenten eine Chance geben, ihre Wahrnehmungsskanäle radikal so zu modifizieren und zu sensibilisieren, dass sie sich dem literarischen Kunstwerk mit der Zeit besser öffnen können. Eine derartige qualitative Umstellung beinhaltet langwierige Prozesse, die den Ton- und Bildkanal in die verstehende Aufnahme literarischer Werke genetisch mit einbeziehen. Man darf dabei nicht außer Acht lassen, dass die althergebrachte Textlektüre in Buchform im Vergleich mit der Verwendung des Films und modernster elektronischer Medien bei allen Altersgruppen in der Stagnation, wenn nicht sogar im Rückgang begriffen ist.

Welchen Status besitzt die schöne Literatur im Zeitalter unserer medialen Revolution? Welche Funktion kann sie noch ausüben in der seit einem halben Jahrtausend anhaltenden Epoche der technisch perfektionierten Buchdruckkunst, die ohne die geniale Erfindung von Johann Gutenberg unvorstellbar wäre? Die Literatur gestaltet eine spezifische Möglichkeit, das Unsagbare sagbar zu machen und den existenzialen Schrecken zu beherrschen und zu bannen. Durch die Lektüre wird uns bewusst, dass wir noch leben und im Moment nicht um unser Überleben kämpfen müssen, also nicht gefährdet sind. Die Literatur ist nicht nur ein Vehikel lustvoller Lesewonnen, sondern auch ein Instrument unseres psychischen Überlebens.¹

Der kanadische Kulturforscher Marshall Mc Luhan erstellte bereits Anfang der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts pessimistische Prognosen über den

¹ Hickethier, Knut: *Literatur und Film. Ein spannungsvolles Verhältnis oder: Über die Lust, sich Geschichten in Bildern erzählen zu lassen*. <http://www.aww.uni-hamburg.de/hickethier.pdf>

bevorstehenden Niedergang der modernen Lesekulturgesellschaft. Er meinte, der gedruckte Text würde bald ins Abseits geschoben und durch Bild-, Film und elektronische Medien ersetzt werden. Dank dieser Tendenz sollte der Rezipient zu der früher schon praktizierten Stufe der oralen Kulturkommunikation zurückkehren, die der Epoche der Schreib- und Lesekultur mit Schrift, Druck und verbreiteter Leserschaft vorausgegangen war. Für einen solchen Rezipienten hätte die mündliche Kommunikation auch ihre Attraktivität im Vergleich mit dem Schriftgebrauch, galt ja doch die schriftlose Zeit für so manche antike Kultur ihrer Entwicklung als typisch.

Was bedeutet es, einen literarischen Text zu verstehen? Es bedeutet im Einzelnen, sich darüber klar zu werden, dass der Text als Produkt eines Autors nicht seiner selbst willen entstanden ist. Er weist eine bestimmte Form und Struktur auf. Was bedeutet es, einen Text überhaupt zu lesen? Der spanische Philosoph Ortega y Gasset hat bereits 1925 in einem Essay über das Lesen (veröffentlicht im Band „La Deshumanización del Arte e Ideas sobre la Novela“) kritische Bemerkungen zusammengefasst, die bei der Lektüre platonischer Texte als Ratgeber gedacht waren. Er schreibt darin Folgendes:

„Ein Buch zu lesen, ist – wie jede andere menschliche Aktivität auch – ein utopisches Unterfangen. Als utopisch bezeichne ich jegliche Aktivität, deren anfängliche Absicht im Laufe dieser Aktivität nicht erfüllt werden kann, und die sich mit ihrem angestrebten Ziel nur annähernd begnügen muss, was im Wesentlichen zu der anfänglichen Absicht im Widerspruch steht. Die Bedeutung des Wortes *lesen* intendiert nämlich ein völliges Textverständnis. Dies ist jedoch eine unmögliche Sache. Man kann lediglich – und zwar mit größter Mühe – einen kleineren oder größeren Teil davon erfassen, was der Autor uns zu sagen oder mitzuteilen beabsichtigte, ja was er feststellen wollte – ein gewisser unlesbarer ‚Rest‘ bleibt jedoch immer übrig. Andererseits ist es durchaus möglich, dass wir bei der Lektüre, in die wir recht viel Mühe investieren, Sachverhalte aus dem Text erfassen, die der Autor uns gar nicht sagen ‚wollte‘, die er uns aber unwillkürlich, manchmal sogar wider seinen Willen ‚sagte‘. Diese Janusköpfigkeit der Sprache, so wundersam und authentisch, wurde von mir in zwei Prinzipien, die in *Axiomatica para una nueva Filologia* enthalten sind, formalisiert. Sie lauten folgendermaßen:

1. Alles, was wir sagen, hat eine viel zu enge Bedeutung: es drückt nicht das aus, was wir vermitteln wollten.
2. Alles, was wir sagen, hat eine viel zu weite Bedeutung: es deutet mehr an, als wir beabsichtigten“²

Literarische Texte werden heutzutage nicht nur in gedruckter Buchform gelesen, sie können von unterschiedlichsten Ton- und Bildträgern, auf der Leinwand oder auf dem Bildschirm zugleich abgehört und angesehen werden. Dank den immer zahlreicher werdenden Internetbibliotheken, die für herkömmliche Bibliotheken eine Konkurrenz darstellen, sind sie auf Bildschirmen der Computer jederzeit

² José Ortega y Gasset: *Dehumanizacja sztuki i inne eseje*, Warszawa 1980, S. 383f. Die Übersetzung stammt vom Autor des vorliegenden Artikels.

in Sekundenschnelle abrufbar und werden einem neuen medienorientierten Lesertyp zur Verfügung stehen. Nicht nur die Belletristik, sondern das ganze über Jahrtausende hindurch auf Papyrus, Pergament und Papier fixierte Wissensgut der Menschheit wird gerade vor unseren Augen auf ewig (?) digitalisiert und gelangt dank dem allgegenwärtigen, „demokratischen“ Internet immer häufiger an die lesende Weltöffentlichkeit.

Die ersten Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Entwicklung der deutschen Filmkunst aus. Die Bedeutung des Films als künstlerisches Phänomen wuchs allmählich. Der Stummfilm war zu Anfang seiner Entstehung als eine banale technische Neuigkeit der Brüder Lumière in Frankreich aufgetaucht, um sich über eine kurze Zeit hinaus von einer verschmähten Jahrmarktmarktunst zu einer Massenkunst ohnegleichen emporzumausern, der Menschen aus allen Volksschichten frönen sollten. Der Film schmeichelte den verschiedensten Geschmäckern des proletarischen und kleinbürgerlichen Publikums in Deutschland und Österreich, paradoxerweise beeinflusste er auch die Herausbildung und Entfaltung einer neuartigen ästhetischen Sensibilität in den kulturellen Elitekreisen Berlins, Münchens, Wiens und anderer großstädtischer Zentren. Gerade dort hatte er eine große emazipatorische Aufgabe zu erfüllen. Einer breiteren Volksschicht, der die sog. hohe Kultur, wie Belletristik, Theater oder Oper nicht vertraut bzw. schwer zugänglich war, erschien der Film als ein zur rechten Zeit herbeigewünschter Nachfolger und idealer Ersatz für ein Buch oder Bühnenstück. Der Filmkunst fiel zwangsläufig die Aufgabe zu, neue überzeugende Mythen zu erfinden und zu gestalten. Der Film selbst wurde zu einer eigenartigen *biblia pauperum* des zwanzigsten Jahrhunderts. „Bewegliche“ (animierte) oder „sich bewegende“ Bilder des sich nach und nach vervollkommnenden Films erweckten naive Hoffnungen, ein neues „demokratisches“, paraliterarisches Medium schaffen zu können, welches in der Lage wäre, die bisher nur den auserwählten Geistesaristokraten zugängliche und verständliche, schwierige hohe Literatur zu ersetzen.

Im Angesicht der wachsenden Bedrohung und herannahenden Katastrophe des Weltkrieges 1914–1918 schien die erzählende deutschsprachige Literatur zu versagen, sie verstummte auch eine Zeitlang. Sie ging von den ästhetischen Kanons des Realismus und Naturalismus grundsätzlich ab und vermengte die Codes der Moderne mit Elementen des Expressionismus und Symbolismus, wodurch sie eine besondere intellektuelle Anstrengungskraft beim anspruchsvollen und gebildeten Lesepublikum erforderte. In diesem Sinne nimmt es nicht wunder, dass extremistische Kulturideologen einen baldigen Niedergang der elitären und als falsch abgestempelten Literatur in ihrer bisherigen Sprachform verkündeten. An deren Stelle sollte eine egalitäre Kunst der bewegten Bilder treten, die dem innerhalb der deutschen Gesellschaft erwachenden modernen demokratischen Zeitgeist entsprechen sollte. Mit dieser Erwartung überschritten die enttäuschten Menschen triumphal den Rubikon der visuellen Ära in der Kulturgeschichte der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Am Ausgangspunkt der vorliegenden Betrachtung soll eine offenkundige Prämisse stehen, dass beide Kultursparten – Literatur und Film – einen vergleichbaren Status haben, wenn es um Vermittlung von wesentlichen und bedeutungsvollen Werten der sog. hohen Kultur geht.

Es gibt keine Literatur, die außerhalb der drei Hauptgattungen Lyrik, Epik und Dramatik bestehen würde. Infolge ihrer Erweiterung um neue Untergattungen, die sich mitunter der Belletristik auch entziehen, ist der Film kein Gegenpol mehr zur Literatur, ja er scheint sich sogar mit ihr fest verbündet zu haben. Unablässige Veränderungen, die in der Massenkommunikation eintreten, lassen eine multidimensionale Perspektive auf die sog. alten und neuen Medien zu, deren gegenseitige Relationen zueinander recht komplex sind. Zwischen alten und neuen Medien gibt es nämlich wechselseitige Berührungspunkte und Interferenzen, die von Medienforschern mit dem Begriff der Intermedialität bezeichnet werden. Eine intermediale Analyse will sich nicht zum Ziel setzen, Film und Buch unmittelbar zu vergleichen, wie die Literaturwissenschaft es einst zu tun pflegte. Sie richtet ihr Augenmerk auf multimediale Kontexte und intermediale Relationen innerhalb der einzelnen Literaturgattungen. Die Entwicklung neuer Medien stellt das Bild und den Ton in den Vordergrund und belässt so die Schrift im Hintergrund. Die Visualität als Hauptzugang des Menschen zur Welt ist ein zuverlässiges Instrument zur Schöpfung der fiktionalen Wirklichkeit. Sie trotz aller literarischen und filmischen Unterschieden und bleibt somit eine wichtige Schnittstelle zwischen Buch und Film. Die Visualität konstituiert das Phänomen der Intermedialität, die im Zusammenhang mit den sich verändernden Gewohnheiten der Menschen einen privilegierten Platz in der Gesellschaft erringt.³

Wenn es um filmische Transformationen von anerkannten literarischen Werken geht, so kann man intertextuelle Bezüge rekonstruieren, die zwischen dem literarischen Vorbild und der Filmversion bestehen. Dabei werden verkrustete Strukturelemente und überholte Muster der Literatur- und Filmästhetik in Frage gestellt. Literaturgeschichte und Filmgeschichte werden indes zu Komponenten einer größeren Mediengeschichte. Die Wissenschaft ist auf dem Wege, schnellstens zu einer zeitgemäßerer Betrachtung der Literatur- und Filmkunst als einer Geschichte von vielfach verschränkten Medien zu gelangen.⁴

Was ist und wonach strebt das verhältnismäßig junge Filmmedium in der Zeit der fortschreitenden Visualisierung der Massenkultur? Eine derart formulierte Frage lässt sich nicht eindeutig beantworten. Zunächst der Stumm-, dann der Tonfilm übernahm von der Literatur (in Konkurrenz mit anderen visuellen Künsten, z.B. Schauspiel- oder Opernkunst) die Funktion, verschiedene ästhetische Sinneseindrücke hervorzubringen. Er wurde zum allgegenwärtigen Erzähler und Lieferanten neuartiger Mythen, die die gegenwartsbezogene Wirklichkeit der Menschen umschreiben

³ vgl. Michael Staiger: *Faust verfilmt. Gründgens – Murnau – Clair*. Der Deutschunterricht 1/99. S. 120-127 passim.

⁴ Joachim Paech: *Literatur und Film*, Stuttgart 1997, S. 80. Zit. nach: Michael Staiger: op. cit., Anm. 4.

und deuten. Das Film- und Literaturmedium unterscheiden sich jedoch grundsätzlich, wenn es um ihre Entstehungsbedingungen und Aktivitätsstrategien geht. Der literarische Autor bleibt ein individueller Erzeuger und richtet sein Werk an einen individuellen Leser, während sich der Film als Produkt eines mehr oder weniger insitutionalisierten Produzententeams an einen Massenabnehmer wendet. Der individuelle Filmregisseur ist der am meisten exponierte Teil eines solchen Teams.

Ein Film oder eine Fernsehinszenierung, die die Bedingungen einer gelungenen Umsetzung der Textvorlage in die neuen Medien erfüllen, sind imstande, den Studenten sowohl ästhetische als auch inhaltliche Vorzüge des literarischen Werkes näher zu bringen. Indem sie bestimmte Tatsachen und Umstände visuell darstellen, können sie auch versuchen, dem epischen oder dramatischen Treueprinzip gerecht zu werden. Auch Filme mit aufgenommenen Lyrikrezitationen haben da eine tiefere Bedeutung, denn sie helfen lyrische Wahrnehmungsinhalte visualisieren. Begriffe, wie *Verfilmung*, *Inszenierung* oder *Filmadaption* (auch *Adaptation*)⁵, implizieren seit ihrer Entstehung einen Wunsch nach Treue, die sich unvermittelt auf die literarische Vorlage beziehen sollte. Es drängt sich dabei die Frage auf, ob eine Verfilmung eine getreue Umsetzung ins andere Medium oder vielmehr eine willkürliche, nach Kriterien subjektiver Entschlüsselung vorgenommene Interpretation der Textvorlage mit einschließen sollte. Verfilmungen sind historisch dadurch belastet, weil die Kritiker dazu neigten, den Buchtext als Ausgangspunkt mit dem Film als Endeffekt zu vergleichen. Die Filmtreue in Bezug auf das Werkoriginal galt bis unlängst eben als ein unüberwindbares Axiom, das sich noch an den Prämissen der positivistischen Literaturauffassung des 19. Jahrhunderts orientierte. Das Treueprinzip darf aber wegen der früher schon erwähnten Wesensunterschiede zwischen Buch und Film nicht verabsolutiert werden. Vielmehr geht es hier um eine intermediale Analyse, die es unterlässt, Buch und Film zu vergleichen, sondern den Versuch unternimmt, intermediale Bezüge beider Kunstformen in den Blickpunkt zu stellen.⁶

Eine Literaturverfilmung darf nicht lediglich mit denjenigen Instrumenten erforscht werden, die für die Analyse literarischer Werke bestimmt sind. Sie ist und bleibt ein selbständiges Kunstwerk, welches durch die Wahl des bearbeiteten, gleichen Stoffes in einem intermedialen Verhältnis zu dem literarischen Vorbild steht. Der Übergang vom Buch zum Film kann als ein gewaltiger Umformungsprozess aufgefasst werden, „der die Ablösung des Zeichensystems ‚literarischer‘ Text durch das neue Zeichensystem ‚Film‘ charakterisiert und so zu einer neuen Verbindung von Literatur und Film führt.“⁷ Eine Literaturverfilmung drückt somit eine persönliche

⁵ Adaption – Umarbeitung eines literarischen Werkes mit der Absicht, es den Erfordernissen einer anderen literarischen Gattung oder eines anderen Kommunikationsmediums (z.B. Film, Fernsehen) anzupassen. Duden – Deutsches Universalwörterbuch 2001.

⁶ Vgl. Michael Staiger: *Faust verfilmt.Gründgens – Murnau – Clair*. Der Deutschunterricht 1/99. S. 120-127.

⁷ Franz-Josef Albersmeier/Volker Roloff (Hg.): *Literaturverfilmungen*, Frankfurt 1989; hier aus: Vorwort, S. 11. Zitiert nach: Michael Staiger, op. cit.

Interpretation und Lesart des schriftlichen Vorbilds aus und fungiert nicht als dessen Übersetzung.⁸

Filme, ähnlich wie epische und dramatische Literaturwerke, widerspiegeln und deuten eine fiktive Wirklichkeit. Unter einer gelungenen Filmadaption des literarischen Werkes wäre eine solche zu verstehen, die das Interesse des ästhetisch aufgeweckten Zuschauers erregt und ihn zur Lektüre des verfilmten Buches animiert. Es kann aber durchaus vorkommen, dass eine unangemessene Adaption ihn entmutigt und eine Interesselosigkeit für die vom Filmregisseur präsentierte Werkinterpretation nach sich zieht. Der Zuschauer kann durch einen gelungenen Film und die dort visuell dargestellten fiktiven Episoden seine Ängste und Emotionen so gut wie hautnah ausleben, er kann sich in Schicksale fremder Menschen hineinprojizieren, in denen er sich mit allerlei Widersprüchlichkeiten konfrontiert sieht. Dadurch ist er imstande, psychologische Erfahrungen zu sammeln. In diesem Sinne weisen Filme und Fernsehspiele eine den Werken der Belletristik vergleichbare Funktion und Bedeutung auf und können sowohl in den schulischen als auch akademischen Bildungsprozess integriert werden. Sie eröffnen einem jungen Rezipienten den Zugang zu Romanen, Erzählungen oder Dramen; das Interesse für das Buch wird häufig erst recht im Nachhinein geweckt. Dies bedeutet aber keinen Nachteil und kann zu einem vertieften Verständnis von Literatur führen.⁹

Helmut Kreuzer, Literaturwissenschaftler und Experte für Bildschirmmedien, unterscheidet vier Arten der Filmadaption. Jede dieser Arten kennzeichnet einen unterschiedlichen Grad der Annäherung, Umsetzung und Deutung der literarischen Vorlage:

- Adaption als Aneignung des literarischen Rohstoffes
(Der Regisseur gestaltet das grobe Handlungsgerüst nach der literarischen Vorlage samt Figuren, die er für seinen Film für notwendig hält. Es handelt sich in diesem Falle um keine Literaturverfilmung, sondern um einen eigenständigen Film, der freizügig mit der Vorlage umgeht.)
- Adaption als Illustration (Bebilderung) der Literatur
(Sie hält sich möglichst streng an den Handlungsverlauf und die Figurenkonstellation der literarischen Vorlage. Dialoge der Vorlage werden teilweise sogar wörtlich übernommen, manchmal auch ein längerer, aus dem Hintergrund gesprochener, auktorialer Text.)
- Adaption als Transformation
(Übertragen ins Bild wird hier nicht der Inhalt des literarischen Textes, sondern die Form-Inhalt-Beziehung. Ihr Sinn und ihre spezifische Wirkungsweise werden erfasst und in das andere Medium mit anderer Kunst- und Darstellungsart

⁸ Michael Staiger, op.cit.

⁹ Günter Lange: *Film und Fernsehspiel im Unterricht. /in:/ Taschenbuch des Deutschunterrichts. Grundfragen und Praxis der Sprach- und Literaturdidaktik. Band 2. Literaturdidaktik: Klassische Form, Trivialtexte, Gebrauchstexte.* Hrsg. von Günter Lange, Karl Neumann, Werner Ziesenis; Baltmannsweiler 2003, S.705–706.

transponiert. Im Endeffekt entsteht ein „analoges“ Werk. Eine interpretierende Transformation strebt danach, den Sinn eines literarischen Werkes zu erfassen und wiederzugeben, ohne es ersetzen zu wollen.)

– Adaption als Dokumentation

(Sie bedeutet im engen Sinne keine Literaturverfilmung, sondern ein verfilmtes Theater, das in besonderem Maße entweder für die Leinwand oder für den Bildschirm bestimmt ist.)¹⁰

Kreuzers Typologie ist hierarchisch aufgebaut und gibt einen Überblick über die Gesamtkonzeption einer Adaption, ohne auf deren inhaltliche Prioritäten einzugehen. Diese werden in einer anderen umfangreicheren Typologie von Wolfgang Gast modellhaft begründet:

– *die aktualisierte Adaption*

Diese Adaptionsart modernisiert und aktualisiert einen literarischen Stoff der Vergangenheit durch eine neue Interpretation und Inszenierung, indem sie ihn auf die Gegenwart bezieht.

– *die aktuell-politisierende Adaption*

Die Vorlage wird der aktuellen politischen Situation angepasst, sodass die Adaption eine neue Funktion bekommt.

– *die ideologisierende Adaption*

Diese Form der Adaption ist typisch für totalitäre Staaten. Als Beispiele mögen zwei Filme dienen: Storms *Schimmelreiter* (verfilmt 1933 in NS-Deutschland) und Fontanes *Effi Briest* (verfilmt 1967 in der DDR).

– *die historisierende Adaption*

Sie bezieht sich entweder auf das geschichtliche Kostüm oder die bewusste Herausarbeitung des Historischen, das unter der Oberfläche liegt.

– *die ästhetische Adaption*

Nicht nur der Inhalt der literarischen Vorlage, aber auch ihre ästhetische Rezeption werden filmisch transponiert (*Effi Briest*, verfilmt von Rainer Werner Fassbinder).

¹⁰ Helmut Kreuzer: *Medienwissenschaftliche Überlegungen zur Umsetzung fiktionaler Literatur. Motive und Arten der filmischen Adaption.* /in:/ Eduard Schäfer (Hrsg): *Medien und Deutschunterricht. Vorträge des Germanistentages Saarbrücken 1980.* Tübingen 1981, S. 36ff. Zitiert nach: Lange, Günter: *Film und Fernsehspiel im Unterricht.* /in:/ Taschenbuch des Deutschunterrichts. Grundfragen und Praxis der Sprach- und Literaturdidaktik. Band 2. Literaturdidaktik: Klassische Form, Trivialtexte, Gebrauchstexte. Hrsg. von Günter Lange, Karl Neumann, Werner Ziesenis; Baltmannsweiler 2003, S. 706.

– *die psychologische Adaption*

Psychologische Aspekte der Figurenkonstellationen und Konfliktlösungen werden in dieser Art der Adaption ganz besonders unterstrichen. Sie können durchaus über die Vorlage hinausgehen.

– *die popularisierende Adaption*

Diese Adaptionsform umfasst Verflmungen, die schwierige und sperrige Passagen der literarischen Vorlage entsprechend verkürzen oder umarbeiten, sodass der Film ohne größere Mühe vom durchschnittlichen Zuschauer verstanden werden kann. Häufig bereitet die Zuordnung zur popularisierenden Adaption wegen subjektiver Strenge des Beurteilers Schwierigkeiten (Beispiel: Die Verfilmung des *Schimmelreiter* von Alfred Weidenmann).

– *die parodierende Adaption*

Sie wird selten verwendet und beruht auf komisch-satirischer Verspottung zu meist trivialer oder pathetischer Vorlagen (Beispiel: die Griseldi-Verfilmung nach dem Roman von Hedwig Courths-Mahler).¹¹

Wenn man Filmadaptionen als ergänzende Medien im akademischen Unterricht gelten lässt, soll man sein Augenmerk stets auf die entsprechende Motivation richten. Sie erfüllen eine durchaus positive Funktion bei der Aneignung der Literaturwerke durch die Studenten. Einer anspruchsvollen Filmadaption kommt – wie bereits erwähnt – die Aufgabe zu, den Studenten dazu anzuregen, zum Text der literarischen Vorlage zu greifen. Manchmal kann dabei auf die Lektüre des vollständigen literarischen Werkes verzichtet werden; es genügt bloß, dessen Abschnitte zu lesen, die der Film künstlerisch besonders gut ausgeleuchtet oder aber verflacht und trivialisiert hat.

Adaptionen literarischer Werke sind visuelle Interpreten und Vermittler zugleich zwischen der Fiktivität eines aufgearbeiteten Literaturstoffes und der „normalen“, gelebten Wirklichkeit. Daher provozieren sie den Zuschauer zu einer direkten Auseinandersetzung mit den Problemen der filmischen Wirklichkeit, deren fiktive Situationskonstellationen sich ins Raster der Alltagswirklichkeit einordnen lassen.

Beim Betrachten des Films sind spontane Zuschauerreaktionen zu berücksichtigen. Sie erfüllen eine wichtige Funktion bei der Filmanalyse und können eine ganze Reihe von Fragen beantworten, z.B. nach der Wirkung des Films, deren Ursachen und den beliebtesten Filmsequenzen, die nachhaltige Eindrücke hinterlassen. Die Studenten müssen die Absicht des Dozenten kennen und akzeptieren lernen, warum er die gegebene Filmadaption im Literaturseminar einsetzt. Von großer motivierender Bedeutung ist dabei die Idee, sie mit der literarischen Vorlage zu vergleichen.

¹¹ Wolfgang Gast: *Literaturverfilmung*. Bamberg 1993, S. 49–52. Zitiert nach: Günter Lange: op. cit., S. 707.

Die Grundlage für eine ausführbare Strukturanalyse der Filmadaption oder Fernsehinszenierung könnte ein entsprechendes, detailliertes Drehbuch bzw. Protokoll sein. Angefertigt werden sie durch Studententeams unter der Leitung des Seminarleiters. Diese Teams sollten bestimmte Aspekte und Details möglichst nach jeder Filmsequenz genau protokollieren, um zu vergleichbaren Ergebnissen zu gelangen. Folgende Komponenten lassen sich dabei erstellen:

- eine Inhaltsanalyse
- die Bauformen der Handlung (Struktur und Spannungsaufbau)
- eine Beschreibung der Personenkonstellation
- eine Charakteristik einzelner Personen
- Verwendung von Musik
- Einsatz und Funktion von Geräuschen
- die Montagetechnik
- die Verwendung von Einstellungsperspektiven und Kamerabewegungen. Überlegungen zu ihrer filmischen Funktion.

Erst nach der Berücksichtigung und Erarbeitung dieser Aspekte können kritische und ideologiekritische Diskussionen in die Gesamtbewertung des Films einbezogen werden.¹²

Bei entsprechenden Zeitereserven kann die Filmprojektion im Literaturseminar wiederholt werden. Operiert man zusätzlich noch mit Kürzungen, Filmausschnitten und der sog. Zeitlupe¹³, lässt sich eine entsprechende akademische Diskussionsbasis schaffen. Der Diskussion sollte eine problemorientierte Filmanalyse vorangehen, die auf spontane Reaktionen der Zuschauer Rücksicht nimmt, für die der Film oft eine gewisse Konfrontation mit ihrer eigenen Wirklichkeit bedeutet. Eine solche Konfrontation ist von vornherein intendiert und will die Studenten zur kreativen Diskussion veranlassen.

So manche Literaturtexte sind fast an der Grenze filmischer Transponierbarkeit und widerstehen hartnäckig jeglicher Visualisierung durch die Filmkunst. Franz Kafkas Texte lassen sich z. B. ohne weitgehende künstlerische Kompromisse und Verluste kaum ins Filmische übertragen. Die Verfilmungen seiner Prosa machen einem kritischen Betrachter besonders deutlich, dass der Film in der Konfrontation mit der unergründbaren Tiefe des Wertkunstwerkes seicht und verflachend erscheint.

Literaturverfilmungen zeichnen sich durch unübertreffliche Vorzüge aus, die sowohl ästhetischer und interkultureller als auch didaktischer Art sind. Audiovisuelle Perzeption durch den Filmbetrachter und –hörer zugleich sowie Dekodierung (Dechiffrierung) des Literaturtextes durch den Leser müssen einander durchaus nicht stören, im Gegenteil – sie können sich gegenseitig unterstützen. Es unterliegt

¹² Vgl. Günter Lange: *Film und Fernsehspiel im Unterricht*. /in:/ Taschenbuch des Deutschunterrichts, op. cit., S. 712–720 passim.

¹³ Zeitlupe: (Film) *Verfahren, bei dem die auf einem Film, einem Video aufgenommenen Vorgänge, Szenen bei der Wiedergabe in stark verlangsamtem Tempo erscheinen*. Duden – Deutsches Universalwörterbuch 2001.

keinem Zweifel, dass neuartige Formen der Filmkunst auf althergebrachte Formen der literarischen Überlieferung einwirken. Autoren der Gegenwart scheinen ihre Werke oft mit einem „filmischen“ Auge zu gestalten, oder aber mit einem „musikalischen“ Ohr zu komponieren. Hervorragende Verfilmungen der Belletristik tragen zur Bereicherung und Vertiefung der literarästhetischen Werte bei. Sinnvoll im Literaturstudium eingesetzt, helfen sie so manche literaturdidaktische Komplexität vereinfachen. Sie verhelfen dem Text zur Klarheit und Transparenz, und zwar dann, wenn sie große historische, psychologische und soziale Stoffe gekonnt ergründen, aber auch dann, wenn sie kleinere Motive andeuten und neue ursächliche Zusammenhänge erstellen.

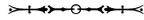
Das Vorurteil über verflachende oder simplifizierende Literaturverfilmungen und Filmadaptionen hält der gegenwärtigen Literatur- und Filmforschung nicht mehr stand. Vorwürfe dieser Art gereichen dem Film indes zur Ehre: er ist mitunter imstande, klaffende Lücken des literarisch Unsagbaren zu füllen und die Unermesslichkeit dichterischer Vorstellungskraft auszuloten.

Bibliographie:

- ALBERSMEYER, Franz-Josef/ Roloff, Volker (Hg.): *Literaturverfilmungen*; Frankfurt 1989
- HICKETHIER, Knut: *Literatur und Film. Ein spannungsvolles Verhältnis oder: Über die Lust, sich Geschichten in Bildern erzählen zu lassen.*
<http://www.aww.uni-hamburg.de/hickethier.pdf>
- GAST, Wolfgang: *Literaturverfilmung*; Bamberg 1993
- KREUSER, Helmut: *Medienwissenschaftliche Überlegungen zur Umsetzung fiktionaler Literatur. Motive und Arten der filmischen Adaption.* /in:/ Eduard Schäfer (Hrsg): *Medien und Deutschunterricht. Vorträge des Germanistentages Saarbrücken 1980; Tübingen 1981*
- LANGE, Günter: *Film und Fernsehspiel im Unterricht.* /in:/ Taschenbuch des Deutschunterrichts Grundfragen und Praxis der Sprach- und Literaturdidaktik. Band 2. Literaturdidaktik: Klassische Form, Trivialtexte, Gebrauchstexte. Hrsg. von Günter Lange, Karl Neumann, Werner Ziesenis; Baltmannsweiler 2003.
- ORTEGA Y GASSET, José: *Dehumanizacja sztuki i inne eseje*; Warszawa 1980
- PAEH, Joachim: *Literatur und Film*; Stuttgart 1997
- SCHÄFER, Eduard: (Hrsg): *Medien und Deutschunterricht. Vorträge des Germanistentages Saarbrücken 1980; Tübingen 1981*
- STAIGER, Michael: *Faust verfilmt. Gründgens – Murnau – Clair.* Der Deutschunterricht 1/99.
- TASCHENBUCH des Deutschunterrichts. Grundfragen und Praxis der Sprach- und Literaturdidaktik. Band 2. Literaturdidaktik: Klassische Form, Trivialtexte, Gebrauchstexte. Hrsg. von Günter Lange, Karl Neumann, Werner Ziesenis; Baltmannsweiler 2003



Robert Malecki



Radek Knapps *Gebrauchsanweisung für Polen*. Ein etwas anderer Reiseführer

Die sogenannte Auslandsgermanistik tut sich schwer, das eigene Potenzial zu erkennen und vielleicht auch zu akzeptieren. Wird die Frage nach möglichen Feldern einer kompetenten wissenschaftlichen Beschäftigung gestellt, so wird meistens der Vergleich zur deutschen Germanistik versucht. Und ein solcher Versuch muss grundsätzlich scheitern. Er muss scheitern aus Gründen, die ich hier nicht genauer erläutern werde, da sie den Mitarbeitern jeder germanistischen akademischen Einrichtung in Polen aus der täglichen Arbeit ja bekannt sind.

Anstatt sich also mit einem ideal utopisch gestalteten Vorbild identifizieren zu wollen, sollten wir uns im Rahmen auch dieses Beitrages die Frage nach plausiblen Themen einer germanistischen Arbeit stellen.

Da der Beitrag in einem Band zu einer in Gdańsk stattfindenden Konferenz erscheinen soll, zwingt sich ein Thema besonders stark auf, ohne dass wir diesen Zwang als besonders unangenehm empfinden würden. Das Thema lautet: **An der Grenze zwischen dem Deutschen und dem Polnischen**. Insbesondere ist an dieser Grenze das Phänomen einer stereotypen Darstellung der beiden Kulturkreise zu untersuchen, da unsere tägliche Beschäftigung mit den Disziplinen der Germanistik wie: Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft und Komparatistik ja impliziert, dass uns der Begriff des Stereotyps nicht nur geläufig ist, sondern dass wir auch bereit sind, ihn **nicht** aus der Wissenschaft zu verbannen. Es geht nicht nur um bloße Benennung, sondern auch um eine empirische Untersuchung dessen, was den Kern unserer Arbeit an universitären Einrichtungen bedeutet.

Im Rahmen des Germanistikstudiums wird großer Wert auf die Vermittlung von sogenannten interkulturellen Kompetenzen gelegt, und das auch im Bereich der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der älteren und leider allzu selten mit der neueren deutschen Literatur. Vor dem Hintergrund der auch in Deutschland geführten Diskussion über einen notwendigen und brauchbaren Lesekanon ergibt sich die Möglichkeit einer praktischen Beschäftigung mit deutschsprachigen Texten, die von Autoren stammen, die in anderen Kulturkreisen aufgewachsen sind, als die, in denen sie schaffen. Die sogenannte **Migrantenliteratur**, denn davon ist hier die

Rede, ist eine Neuerfindung von denjenigen Literaturwissenschaftlern und Literaturkritikern, die mit Texten von Thaddäus Rittner, Adam Zieliński, Artur Becker oder Radek Knapp nicht zurechtkommen.

Im Rahmen der deutschen Literaturgeschichte hat sich ein neuer Begriff etablieren können, weil die bisherigen Kriterien der Nationalität, Herkunft oder Identität auf solche Autoren nicht mehr zutreffen. Solche Autoren sind in einem anderen Kulturkreis aufgewachsen, also auch von dem Kulturkreis geprägt worden, um erst dann in einem anderen Kulturkreis zu versuchen, sich einen literarischen Namen zu machen.

Beispiele solch gelungener Multi-, Bi- oder auch Interkulturalität sind auch an der Grenze zwischen dem deutschen und dem polnischen Kulturkreis anzutreffen. Anzumerken sei an dieser Stelle, dass der Autor des vorliegenden Beitrags mit dieser Kategorie – der Migranteliteratur – nicht einverstanden sei, denn sie schafft, gewollt oder auch nicht, eine deutschsprachige Literatur von zwei, wenn nicht mehreren Ligen. Niemand stellt sich bisher nämlich der Frage, warum ein Günter Grass oder ein Alfred Döblin deutsche Autoren sind, obwohl sie auf polnischen Gebieten aufgewachsen sind und ein Arthur Becker, trotz seiner subjektiven Selbstwahrnehmung, von deutschen Kritikern als polnischer Schriftsteller rezipiert wird.

Um den Rahmen des knapp bemessenen Beitrags nicht zu sprengen, möchte ich ein paar Bemerkungen und Anmerkungen zum Schaffen von Radek Knapp vorstellen.

Radek Knapp ist 1964 in Warschau geboren. Seit 1976 lebt und schafft er in Wien. Bisher sind von ihm erschienen:

1. 1994 ein Erzählband unter dem Titel *Franio*;
2. 1999 der Roman *Herrn Kukas Empfehlungen*;
3. 2003 der Roman *Papiertiger*
4. und im Jahre 2005 ein in Bezug auf die Form wie auch den Inhalt besonderer Reiseführer unter dem Titel *Gebrauchsanweisung für Polen*, dessen frühe Übersetzung von Knapp selbst lautete: *Przewodnik po Polakach*.¹

Eben das letzte Werk möchte ich zur Grundlage meiner Überlegungen machen, denn es ist symptomatisch für eine ganz besondere Perspektive der Betrachtung, wie auch eine gesuchte Bereitschaft zur Rezeption. Die *Gebrauchsanweisung für Polen* ist in der Piperschen Reihe *Gebrauchsanweisung für ...* erschienen, als einer von über 40 Texten, die als Reiseführer einer ganz besonderen Art verstanden werden.

Schon im Umschlagtext wird diese Besonderheit deutlich gemacht. Es heißt dort: „Sie werden erleben, dass alle Klischees zutreffen und trotzdem alles ganz anders ist, als Sie gedacht haben“².

¹ Gdyby pogłaskała mnie Marylin Monroe. Interview Razem: <http://www.magazyirazem.pl/wywiad4.html> (07.02.2008)

² Knapp, Radek: *Gebrauchsanweisung für Polen*. München 2006, Umschlag.

Wer wird angesprochen? Welche Klischees? Wessen Klischees?

Bereits hier zeigt sich das erste große Problem, das die Lektüre der sogenannten Migranteliteratur mit sich bringt: Wer ist die potenzielle Zielgruppe einer solchen Literatur? Knapp schreibt auf Deutsch, also für den deutschsprachigen Leser. Den Inhalt seiner Werke bilden vor allem Darstellungen und Analysen polnischer Selbstwahrnehmungen und Weltvorstellungen, die er gerne einfach „die slawische Seele“ nennt. Es kommt zu einer Diskrepanz: Es entstehen Texte, die für den deutschsprachigen Rezipienten wenig interessant sind, weil sie Inhalte bringen, die wenig interessant sind. Wie viele Deutsche haben ein Interesse für polnische Selbstwahrnehmungen und Weltvorstellungen?

Für einen polnischsprachigen Rezipienten sind gleichzeitig die Texte von Knapp wenig zugänglich, weil nur wenige polnische Leser auf Deutsch rezipieren.

An wen richtet der Autor also seine Texte? Die Frage wird zusätzlich durch zwei Aspekte kompliziert:

erstens: Knapp selbst unterstreicht, dass hinter seiner Wahl der Sprache, in der er arbeitet, keine Ideologie stand, sondern ausschließlich kommerzielle und marketingbezogene Inhalte: deutschsprachige Texte erreichen eine größere Gruppe von Lesern;

zweitens: eine Vielzahl an Preisen und Auszeichnungen wie auch Neuauflagen seiner Bücher bestätigen einerseits die Richtigkeit seiner Entscheidung, andererseits widerlegt dies jedoch die These vom geringen Interesse der deutschsprachigen Leserschaft für die polnischen Inhalte der Bücher von Knapp.

Wie schwer es dem Leser in Wirklichkeit gemacht wird, kann man schon im Vorwort erkennen: es trägt den Titel *An meine lieben und widerspenstigen Landsleute*³ und beginnt mit den Worten: „Die Lage ist prekär. Westeuropa scheint sich nicht nur für uns zu interessieren, es hat neulich sogar Gefallen an uns gefunden“⁴. Ein Reiseführer für Polen, in deutscher Sprache verfasst, in dem der Autor von „uns“ – Polen spricht?

Sein Konzept erklärt Knapp ein paar Zeilen weiter unten: „Allein bei unseren deutschen Nachbarn ist man der Meinung, dass die Schwaben die besten Autos der Welt bauen, während die Polen Meister in der Kunst sind, sich diese illegal anzueignen. Wollen wir das bestreiten? Zunächst einmal nicht. Sind wir denn darüber unglücklich? Gewiß. Aber Rechtfertigungen bringen uns nicht weiter“⁵.

Anstatt sich auf allzu lange Erklärungen einzulassen, gestaltet Knapp sein Buch in Form einer Reihe von kurzen themenorientierten Kapiteln, die insgesamt ein bestimmtes Bild von Polen nicht nur hinterfragen, sondern auch auf dessen Wahrheitsgehalt hin untersuchen. So bestätigt sich bald, dass sich das Polenbild in dem Buch

³ Knapp, Radek: *Gebrauchsanweisung für Polen*. München 2006, S. 7.

⁴ Knapp, Radek: *Gebrauchsanweisung für Polen*. München 2006, S. 7.

⁵ Knapp, Radek: *Gebrauchsanweisung für Polen*. München 2006, S. 7.

auf westeuropäische Wahrnehmungen stützt, die in schöner Sprache formuliert werden, andererseits jedoch wenig mit der polnischen Realität in Bezug gebracht werden können. Als Beispiel kann anbei die Feststellung dienen, dass die Bewohner der Stadt Warschau diese angeblich „Das Hongkong Osteuropas“⁶ nennen.

Wird das Buch auf die Inhalte hin untersucht, so muss festgehalten werden: es werden westliche Stereotype über Polen zitiert, es werden jedoch vor allem polnische Stereotype über Polen genannt und analysiert, leider aber nicht erklärt, was dem potenziellen deutschsprachigen Leser die Lektüre sicherlich nicht erleichtert.

So wird Polen als ein Land dargestellt, das von der unerklärlich schönen, romantisch undisziplinierten „slawischen Seele“ regiert wird. Ein Land, das mehr in der Geschichte, als in der Gegenwart lebt, das stolz ist auf die Schönheit der polnischen Frauen, sie jedoch in katholisch traditioneller Weise in die patriarchalische Gesellschaftsordnung verbannt. Die Rückständigkeit wird dabei positiv konnotiert: An die Stelle des immer Neuen des Westens tritt die Stabilität des konstanten, ruhig in sich zurückkehrenden Traditionalismus.

Die Stabilität wird festgehalten, so wie sie auch gerne von ausländischen Betrachtern als typisch polnisch aufgefasst wird: „Im Schatten eines Bauernhauses werden drei alte Bäuerinnen in Nationaltrachten postiert und interviewt, wobei es völlig unwichtig ist, was sie sagen, entscheidend ist, wie gut die Lücken in ihrem Gebiß zu sehen sind“⁷. Das Bild wird aber gleich relativiert, indem gezeigt wird, dass eine der angeblich alten Bäuerinnen in Wirklichkeit eine ehemalige Studentin der Lubliner Universität sei. Es wird gezeigt, was gerne gesehen wird.

Fazit:

In dem Werk von Knapp ist mit Sicherheit ein deutlicher Zusammenstoß zweier kultureller Umgebungen zu spüren: das Polnische der idealisierten Jugend trifft auf das real Gegenwärtige des Deutschsprachigen. Als Grenzgänger muss der Schriftsteller ein Spagat versuchen, mit dem eine Dichotomie nicht zu erfassen, sondern lediglich zu beschreiben wäre. Dabei muss noch daran erinnert werden, dass die literarischen Texte ja auch eine dialogische Funktion zu erfüllen haben, das heißt sie sind an einen Rezipienten gerichtet, der meistens aus einem anderen Kulturkreis stammt. In Bezug darauf müsste noch geprüft werden, welchen, wenn überhaupt, soziokulturellen Erkenntniswert solche Texte beanspruchen.

Denken wir da nämlich an die Dissonanz zwischen dem Inhalt und der Sprache des Textes und der Sprache des Rezipienten, so ergibt sich eine unerklärlich verwirrende Eigenschaft der sogenannten **Migranteliteratur**: sie wird geschaffen von Autoren, deren Werk im Herkunftsland eher spärlich für Aufruhr sorgt und

⁶ Knapp, Radek: Gebrauchsanweisung für Polen. München 2006, S. 33. [Ich lebe in dieser Stadt bereits über 30 Jahre, aber ich habe noch nie eine solche Bezeichnung gehört, oder gelesen (R.M.).]

⁷ Knapp, Radek: Gebrauchsanweisung für Polen. München 2006, S. 58.

in der neugewählten literarischen Heimat hingegen eher als **Exotenerliteratur** behandelt wird. Bedenken wir dabei, dass im deutschsprachigen Gebiet mit dem Prädikat ‚Migrantenerliteratur‘ all das politisch korrekt benannt wird, was weniger politisch korrekt mit ‚Ausländerliteratur‘ gemeint ist.

So ist zu bedenken:

erstens: die starke und intensive Rezeption des Textes zeugt von einem überraschend großen Interesse der Leser für die polnische Thematik;

zweitens: Knapp nutzt mit Recht dieses Interesse und indem er die doch offensichtlichen stereotypen Elemente anwendet und verwendet, schafft er ein Bild von Polen, das sich gegen die tradierten und von Vorurteilen behafteten Vorstellungen Polens einsetzen ließe. **Ließe**, falls jemand in der Lage wäre, sie zu thematisieren. Bedenken wir, dass der sogenannte kulturelle Raum eines Menschen innerhalb einer modernen und komplexen Gesellschaft grundsätzlich vieldimensional werden muss, so ergibt sich die sogenannte kulturelle Identität als allzu komplexer Sachverhalt, der an einer Vielzahl kultureller Bezugssysteme zu positionieren wäre. Diese Bezugssysteme erzeugen eine Plurikulturalität des Menschen, was, unter der Voraussetzung Kultur sei ein Ausdruck der Identität, zur Folge hat, dass jedes Individuum mehrere Identitäten hat⁸.

Vor dem Hintergrund der Thesen von Bernd Thum über die interkulturelle Kompetenz eines Menschen, erweisen sich die Aufgaben eines interkulturellen Schriftstellers als besonders interessant, aber auch schwer. Ein solcher Schriftsteller ist nicht einfach zwischen den Kulturen zu suchen. Er sei vielmehr „in den differenten Kulturen selbst, in die er sich trotz und mit seinen ‚anderen‘ Wissensbeständen immer wieder neu integrieren müsse“⁹.

Ein Schriftsteller wie Radek Knapp führt mehr oder weniger freiwillig ein Leben zwischen den Kulturen und setzt voraus, dass die Pluralform dabei kein Zufall ist. Er verfügt nicht etwa über die interkulturelle Kompetenz, weil er die Intergration geleistet hat, sondern weil er bereit ist, sie weiterhin zu leisten. Seine Interkulturalität rührt von der prinzipiellen Annahme aus über die kulturelle Differenz her. Banal in der Formulierung, doch tiefgreifend in der Aussagekraft: Interkulturalität hat nur in der Differenz Bestand, die Knapp sieht und akzeptiert.

Die Benennung von Stereotypen, die er in seiner *Gebrauchsanweisung für Polen* mit besonderer Akribie versucht, verleiht ihnen den Hauch von Normalität und diese entschärft sie. Und eine Entschärfung von Stereotypen, die oft wie Waffen eingesetzt werden, wäre an der Grenze zwischen zwei kulturellen Kreisen besonders wünschenswert, denn Waffen, die an Grenzen stationiert werden, sollten eher als Attrappen funktionieren.

⁸ Palej, Agnieszka: Interkulturelle Wechselbeziehungen zwischen Polen und Österreich im 20. Jahrhundert anhand der Werke von Thaddäus Rittner, Adam Zieliński und Radek Knapp. Wrocław 2004, S. 29.

⁹ Palej, Agnieszka: Interkulturelle Wechselbeziehungen zwischen Polen und Österreich im 20. Jahrhundert anhand der Werke von Thaddäus Rittner, Adam Zieliński und Radek Knapp. Wrocław 2004, S. 29.

Bibliographie:

Primärliteratur:

KNAPP, R., 1994. Franio. München 1994

KNAPP, R., 1999. Herrn Kukas Empfehlungen. München 1999

KNAPP, R., 2003. Papiertiger. München 2003

KNAPP, R., 2005. Gebrauchsanweisung für Polen. München 2005

Sekundärliteratur:

ORŁOWSKI, H., 1999, Lost Paradise? Verlorene Welten in Literatur und Erinnerung. In: Beyrau, D., (Hg): Blick zurück ohne Zorn. Polen und Deutsche in Geschichte und Gegenwart. Tübingen 1999, S. 103-124.

PALEJ, A., 2004. Interkulturelle Wechselbeziehungen zwischen Polen und Österreich im 20. Jahrhundert anhand der Werke von Thaddäus Rittner, Adam Zieliński und Radek Knapp. Wrocław 2004.

THUM, B. / KELLER, Th., 1998. Interkulturelle Lebensläufe. Tübingen 1998.

ZIEMER, K., 1999, Grenzen der Wahrnehmung. Das deutsche Polenbild in den letzten 200 Jahren. In: Weber, N.H., (Hg.): Die Oder überqueren. Deutsch-polnische Begegnungen in Geschichte, Kultur und Lebensalltag. Frankfurt/M.1999, S. 56-69.

Andere Quellen:

Gdyby pogłaskała mnie Marylin Monroe. Interview Razem: <http://www.magazynrazem.pl/wywiad4.html> (07.02.2008).

Politisch unabhängig und humorvoll. Interview: <http://www.dradio.de.dlf/sendungen/kulturheute/484223/> (07.02.2008).

WIEDEMANN, A.: Literacka inwazja. In: Gazeta Wyborcza, 29.08.2001, Nr. 201. Zit. nach: <http://www.arturbecker.de/Presse/Wiedemann/wiedemann.html> (14.06.2009).

